

ro
ro
ro

Marina Fiorato

Die Glasbläserin von Murano



Historischer Roman

Marina Fiorato

Die Glasbläserin von Murano

Historischer Roman

Deutsch von Carola Kasperek

Rowohlt Verlag

Impressum

Rowohlt Digitalbuch, veröffentlicht im Rowohlt Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2009

Copyright © 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei
Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt,
jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages

«The Glassblower» Copyright © 2006

Redaktion Gisela Klemt, Iura

Umschlaggestaltung PEPPERZAK BRAND

(Umschlagabbildung: akg-images/Archives CDA/St Genes;
Burstein Collection/CORBIS)

Schrift DejaVu Copyright © 2003 by Bitstream, Inc.

All Rights Reserved. Bitstream Vera is a trademark of Bit-
stream, Inc.

Konvertierung Zentrale Medien, Bochum

ISBN Buchausgabe 978-3-499-24400-1 (1. Auflage 2007)

ISBN Digitalbuch 978-3-644

Für Conrad, Ruby, und vor allem Sacha.
Ihr seid alle irgendwo in diesem Buch enthalten.

Kapitel 1

Das Buch

Corradino Manin warf einen letzten Blick auf die Lichter von San Marco. Von der Lagune aus wirkten sie im samtenen Dunkel der Abenddämmerung wie goldene Sterne am Firmament. Viele der Fensterscheiben, die Venedig wie kostbare Juwelen schmückten, hatte er mit seinen eigenen Händen geschaffen, und nun leiteten sie ihn auf dem letzten Stück des Lebensweges. Seinem Weg nach Hause.

Als das Schiff auf den Campo San Zaccaria zusteuerte, vergaß er zum ersten Mal, sich auszumalen, wie man diesen Anblick in ein Glaskunstwerk im pulegoso-Stil mit eingeschlossenen Luftbläschen, Blattgold und Lapislazuli umsetzen könnte. Der Gedanke, dass er das geliebte Bild wohl nie wieder sehen würde, nahm ihn gefangen. Einer Galionsfigur gleich stand er im Bug und sah nach links auf die gewaltige Masse der Santa Maria della Salute, die, von einer weißen Kuppel gekrönt, durch das Dunkel leuchtete. Der Grundstein für die große Kirche war in Corradinos Geburtsjahr 1631 gelegt worden, zum Dank an die Heilige Jungfrau, die die Stadt von der Pest befreit hatte. Seine ganze Kindheit und Jugend hindurch war das Bauwerk emporgewachsen, und nun, im Jahre eines Todes, war es noch immer nicht ganz vollendet. Er hatte den prachtvollen Anblick selten bei Tageslicht genießen können, und auch jetzt war keine Zeit dafür. Als er den Canal Grande überquerte, vernahm er den müden Ruf eines Fährmanns auf der Suche nach Fahrgästen für sein traghetto. Das schwarze Boot erinnerte ihn an eine Trauergondel. Corradino erschauerte. Sollte er seine weiße bauta-M&ske abnehmen, sobald er den Fuß ans Ufer gesetzt hatte? Es war schließlich ein magischer Augenblick, und es wäre eine große Geste, passend zu seiner Heimkehr zur Serenissima.

Nein, eines muss ich noch erledigen, bevor sie mich finden. Am Ufer legte er sich zum Schutz gegen den feuchten Abendnebel den schwarzen Umhang um und schritt, das Gesicht unter dem Dreispitz und der Bauta verborgen, quer über die Piazzetta. In seinem traditionellen tabaro-Kostüm, schwarz von Kopf bis Fuß bis auf die weiße Maske, würde er wohl lange genug unerkannt bleiben, um sein Vorhaben auszuführen. Die Bauta war eine geisterhaft wirkende Maske, die wie die Schaufel eines Totengräbers geformt war. Sie hatte eine kurze Nase und ein langes Kinn, die den Klang der Stimme unheimlich verzerrten. Kein Wunder, dachte Corradino, dass ihr Name von baubau abgeleitet wird, dem «bösen Tier», mit dem Eltern ihren ungezogenen Kindern drohten.

Rasch ging er zwischen den beiden Säulen von San Marco und San Teodoro hindurch, die weiß und ebenmäßig in den Abendhimmel ragten. Der Heilige und die Schimäre, die auf ihnen thronten, verloren sich in der Dunkelheit. Er lief schneller, denn seinem tief verwurzelten Aberglauben nach brachte es Unglück, sich längere Zeit hier aufzuhalten. Es war der Ort, an dem die Verbrecher hingerichtet wurden - man hängte sie entweder an den Säulen auf oder begrub sie lebendig an deren Füße. Unwillkürlich schlug Corradino das Kreuzzeichen und musste gleich darauf über sich selbst lachen. Wie hätte er noch mehr Unglück auf sich laden können, als er ohnehin schon hatte? Er beschleunigte seinen Schritt.

Doch, ein Unglück gäbe es noch, das mich gänzlich vernichten könnte: Wenn ich es nicht schaffe, meine letzte Aufgabe zu erfüllen.

Corradino trat auf die Piazza San Marco. Alles, was ihm einst lieb und vertraut gewesen war, hatte jetzt fremde, geradezu unheimliche Züge angenommen. Im hellen Licht des Mondes wirkte der Schatten des Campanile bedrohlich - wie ein schwarzes Mes-

ser, das bereit war, auf sein Opfer niederzufahren. Aufgeschreckte Tauben umflatterten Corradinos Kopf wie böse Geister. Endlose Reihen dunkler Bogengänge, die sich rings um die Piazza zogen - wer konnte schon sagen, was in ihren Schatten lauerte? Durch das große, offene Portal warf Corradino einen Blick in das vom Kerzenglanz erhellte Gewölbe der Basilica di San Marco. Eine Insel aus Licht inmitten einer finsternen Welt - für einen kurzen Augenblick hob sich seine Stimmung bei diesem Anblick.

Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät, um sich in dieses Gotteshaus zu flüchten? Vielleicht gewähren mir die Priester noch Gnade und Zuflucht.

Vergebens. Diejenigen, die ihn jagten, hatten auch den edelsteinbesetzten Schrein bezahlt, der die Knochen von Venedigs Schutzheiligem barg. Sie hatten die unermesslich kostbaren, glitzernden Mosaiken gestiftet, die die Wände der Kirche zierten und in denen sich jetzt das Kerzenlicht spiegelte. Dort gab es für Corradino keine Zuflucht, keinen Schutz. Und keine Gnade.

Er eilte an der Basilika vorbei durch den Bogen des Torre deH'Orologio und gestattete sich lediglich einen kurzen Blick auf die riesige Uhr. An diesem Abend schienen die Phantasiegeschöpfe des Tierkreises in einem feierlichen Reigen über das Zifferblatt zu wandern, einem Totentanz gleich. Aber Abschied zu nehmen quälte ihn nur, also richtete er den Blick schließlich erst auf das Straßenpflaster. Doch auch das linderte seinen Schmerz nicht, denn plötzlich kamen ihm die schönen tessere-Glasarbeiten in den Sinn, die er so oft gefertigt hatte. Dabei mussten unregelmäßig geformte, vielfarbige Glasbröckchen erhitzt und miteinander verschmolzen werden, bevor man aus der Masse ein herrliches Gefäß blasen konnte, zart und bunt wie die Flügel eines Schmetterlings.

Ich weiß, ich werde niemals wieder Glas berühren.

Als er die Merceria dell'Orologio erreichte, bauten die Markthändler gerade ihre Stände ab. Corradino kam bei einem Glashändler vorbei, der seine Waren wie Kleinodien aufweichen Kissen aufgebahrt hatte. Vor Corradinos innerem Auge begannen die Pokale und Glasperlen rosig zu glühen, und er sah, wie sich im Feuer ihre Formen auflösten. Er glaubte, wieder die Hitze des Ofens zu spüren und den Geruch nach Schwefel und Quarzsand einzuatmen. Seit seiner Kindheit verband er mit brennendem Glas ein Gefühl von Geborgenheit. Jetzt jedoch erschienen ihm die heißen Werkstätten voller Schwefelqualm wie die Vorboten der Hölle. Und war das nicht der richtige Ort für einen Verräter? Für den Florentiner Dante bestand daran kein Zweifel. Würde er, Corradino, ebenso wie Brutus und Cassius und Judas von Luzifer verschlungen werden? Würden sich die Tränen des Teufels auch mit Corradinos Blut mischen, während sein Körper entzweigerissen wurde? Vielleicht würde er, Corradino, aber auch -wie es die verdienten, die ihre Familien verraten hatten - für alle Ewigkeit in einem See eingeschlossen werden, der durch den Frost nicht mehr aus Wasser, sondern aus undurchdringlichem Glas zu bestehen schien - «un lagoche per gelo avera di vetro e non d'acqua sembante ...» Corradino lächelte beinahe, als er sich an die Worte des Dichters erinnerte. Ja, das wäre eine durchaus passende Strafe; Glas war sein Leben gewesen, warum sollte es nicht auch sein Tod sein?

Nicht, wenn ich noch dieses Letzte tue. Nicht, wenn ich mich von meinen Sünden befreien kann.

Unvermittelt bog er vom Weg ab und schritt eilig über schmale Brücken und durch gewundene, calle genannte Gässchen zurück zur Riva degli Schiavoni. Hier und da brannten Kerzen in den Heügennischen und erhellten mit ihrem Glanz das Gesicht der Jungfrau Maria.

Ich wage es nicht, ihr ins Antlitz zu schauen, noch nicht.

Endlich erblickte er den warmen Lichtschein, der aus dem Waisenhaus Ospedale della Pietà fiel, und hörte den leisen Klang der Violen, der aus dem Inneren drang.

Vielleicht ist sie es, die da spielt - ich wünschte, es wäre so, aber ich werde es nie erfahren.

Er ging an einem vergitterten Fenster vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und schlug an die Tür. Als die Magd mit einer Kerze erschien, raunte er ihr, ehe sie fragen konnte, «Padre Tommaso - subitò!» zu. Er kannte die Magd - ein mürrisches Frauenzimmer, das sich gern stur stellte -, doch heute Abend klang seine Stimme so eindringlich, dass sie sich auf dem Absatz umdrehte und davoneilte, um den Priester zu holen.

«Signore?»

Corradino öffnete seinen Umhang, zog einen mit Blattgold verzierten Lederbeutel hervor und steckte das Büchlein mit den Pergamentseiten hinein. Aus diesen Aufzeichnungen würde sie erfahren, was geschehen war, und vielleicht würde sie ihm eines Tages verzeihen. Er blickte sich rasch in der düsteren Gasse um - nein, es konnte ihn niemand gesehen haben.

Sie dürfen nicht wissen, dass sie das Buch hat.

Corradino flüsterte so leise, dass nur der Priester ihn hören konnte: «Padre, nehmt dieses Geld für die Waisen der Pietà.» Mit den üblichen Dankesworten wollte der Geistliche nach dem Beutel greifen, doch Corradino hielt das Täschchen fest, bis er gezwungen war, ihm in die Augen zu blicken. Pater Tommaso allein sollte wissen, wer er war.

«Für die Waisen», wiederholte Corradino mit Nachdruck.

Überrascht weiteten sich die Augen des Priesters. Er hatte ihn erkannt. Der Geistliche drehte die Hand um, mit der Corradino ihm den Beutel hinhielt, und betrachtete aufmerksam seine Fingerspitzen. Sie waren ganz glatt, ohne Linien. Als er zum Sprechen ansetzte, blitzten die Augen hinter der Maske seines Gegenübers warnend auf. Da sagte der Pater bloß: «Ich werde dafür sorgen, dass sie es bekommen.» Und dann fügte er hinzu, so als wüsste er, was geschehen würde: «Möge Gott Euch beschützen.» Für einen Augenblick trafen sich eine kalte und eine warme Hand, dann fiel die Tür ins Schloss.

Ziellos setzte Corradino seinen Weg fort. Als er weit genug von dem Waisenhaus entfernt war, nahm er endlich seine Maske ab.

Soll ich einfach weitergehen, bis sie mich einholen? Wie wird es vor sich gehen?

Plötzlich wusste er, wohin er sich wenden würde. Die Nacht brach herein, während er durch die Straßen eilte, und die Wellen des Kanals schlugen leise an die Ränder der colli. Es klang wie ein Lebewohl. Nun vernahm Corradino die Schritte, die ihm in gleichmäßigem Abstand folgten. Er lief bis zur Calle della Morta - der Straße des

Todes -, dort blieb er erwartungsvoll stehen. Die Schritte verhallten. Ohne sich umzudrehen, wandte Corradino sein Gesicht zum Kanal und fragte leise: «Wird Leonora in Sicherheit sein?»

Das Schweigen schien kein Ende zu nehmen. Dann endlich antwortete eine Stimme, trocken wie Staub: «Ja. Ihr habt das Ehrenwort der Zehn.»

Corradino atmete erleichtert auf. Jetzt war er bereit für das Ende.

Als das Messer in seinen Rücken drang, lächelte er wissend, noch bevor er den Schmerz spürte. So glatt und geschmeidig, wie das Messer zwischen seine Rippen glitt, konnte das nur eines bedeuten. Er lachte freudlos auf -das alles hatte etwas Ironisches. Da war er extra zum Hafen geeilt, um seinem Tod einen würdevollen Glanz zu verleihen, und jetzt das. Wie töricht war er doch gewesen, sich für einen Helden zu halten, der mit großartiger Geste sein Leben opfert! In Wahrheit waren sie es gewesen, die den letzten Akt theatralisch in Szene gesetzt hatten. Überaus passend hatten sie seinen Abgang geplant - wie das Ende eines Maskenballs. Ein wahrhaft venezianischer Abgang. Sie hatten ihn mit einem Dolch aus Glas getötet - aus Muranoglas.

Wahrscheinlich habe sogar ich selbst ihn gefertigt.

Die Luft wurde knapp, und sein Lachen wandelte sich in ein flaches Röcheln. Er spürte, wie der Mörder die Klinge herumdrehte, um den Griff abzubrechen, und wie sich die Wunde über der Klinge schloss. Jetzt blieb nichts außer einer kleinen Schramme an jener Stelle zurück, an der die Waffe in seinen Körper gedrungen war. Corradino kippte vornüber in den Kanal, und unmittelbar bevor er aufschlug, erblickte er zum letzten Mal in seinem Leben sein Spiegelbild im Wasser. Er sah einen Narren, der über seinen eigenen Tod lachte. Dann schlugen die Wellen über seinem Körper zusammen, er versank in den eisigen Tiefen, bis nichts als ein kleines Gekräusel auf der Wasseroberfläche zurückblieb.

Kapitel 2

Belmont

Um Punkt vier Uhr morgens wachte Nora Manin auf. Das war für sie nicht ungewöhnlich, und so blinzelte sie nur verschlafen auf die Leuchtanzeige der Digitaluhr neben ihrem Bett. Seit Stephen sie verlassen hatte, war sie jede Nacht um diese Zeit wach geworden.

Manchmal las sie dann, manchmal holte sie sich einen Drink und schaute Fernsehen, um mit den geistlosen Nachtprogrammen für Schlaflose ihr Hirn zu betäuben. Doch heute Nacht war es anders. Heute Nacht war nicht mehr daran zu denken, wieder einzuschlafen, denn morgen - nein, heute - fuhr sie nach Venedig, um ein neues Leben zu beginnen.

Bis auf die Digitaluhr und das Bettzeug waren bereits all ihre Habseligkeiten in Kisten und Taschen verpackt. Noras ganzes Leben war ordentlich verstaut und bereit, irgendwo zwischengelagert zu werden.

Gähnend erhob sie sich und schlurfte ins Badezimmer. Das grelle Licht der Neonröhre über dem Waschbecken weckte langsam ihre Lebensgeister. Sie spritzte sich Wasser ins Gesicht und betrachtete es dann aufmerksam im Spiegel. Sie fragte sich zum wiederholten Mal, ob sie das Richtige tat. Ihr Gesicht spiegelte Furcht wider. Nora presste sich beide Hände auf den Leib, auf die Stelle zwischen Rippen und Magengrube, wo, schwer wie ein Stein, ihre Trauer saß. Ohne Zweifel hätte Stephen einen medizinischen Fachausdruck dafür parat, etwas Langes, Lateinisches, Unverständliches. «Ich habe es so satt», sagte sie laut zu ihrem Spiegelbild.

Genau so war es. Sie hatte es satt, traurig zu sein. Hatte es satt, sich heiter und unbeschwert zu geben, ausgerechnet vor den

Freunden, die doch wussten, dass sie durch Stephens Verrat am Boden zerstört war. Und diese nervenaufreibende Aufteilung ihres gemeinsamen Besitzes, die hatte sie auch satt. Sie erinnerte sich noch gut daran, wie aufgeregt sie gewesen waren, als sie dieses Haus gefunden und gekauft hatten, damals zu Beginn ihrer Ehe. Stephen hatte gerade eine Stelle am Royal Free Hospital angetreten. Eigentlich war Nora der Meinung gewesen, Hampstead sei viel zu vornehm für eine Dozentin der Glas- und Keramikunst. «Nicht, wenn sie einen Chirurgen heiratet», hatte ihre Mutter trocken erwidert. Das Haus trug sogar einen Namen: Belmont. Nora war überhaupt nicht an Häuser gewöhnt, die so prächtig waren, dass sie einen eigenen Namen erhielten. Doch in diesem Fall war er durchaus passend: Das Haus befand sich auf der malerischen Anhöhe, die zum Stadtteil Hampstead führte. Es war ein Musterbeispiel der klassisch-herrschaftlichen georgianischen Architektur - quadratisch, weiß und ebenmäßig. Das Haus hatte es Nora und Stephen sofort angetan, also kauften sie es und waren dort, wenigstens für eine Weile, sehr glücklich. Ich sollte wahrscheinlich froh sein, dachte Nora, denn zumindest gibt mir der Erlös aus dem Verkauf des Hauses eine gewisse Sicherheit. Sicherheit - welch Ironie!

Ich habe mich nie weniger sicher gefühlt, nie verwundbarer. So einsam war ich noch nie, als hätte mich die ganze Welt verlassen...

Wie schon unzählige Male zuvor prüfte sie eingehend ihr Spiegelbild, als könnte es ihr einen Hinweis darauf geben, warum Stephen sie verlassen hatte: zwei Augen, groß und von unbestimmtem Grün. Haar, strohblond und lang. Haut, olivenfarben. Lippen, rissig wie immer, wenn sie voller Selbstzweifel daran genagt hatte. Sie gab es auf. Es konnte nicht an ihrem Äußeren gelegen haben. Trotzdem tröstete es sie nicht im Geringsten, dass sie jünger, blonder und durchaus auch hübscher war als Stephens Geliebte. Er hatte sich in eine brünette Vierzigjährige verliebt, die in der Krankenhausverwaltung arbeitete und streng geschnittene

Kostüme trug, Carol. Ihr genaues Gegenteil. Carol würde ganz gewiss niemals in einem alten T-Shirt mit Brooklyn-Dodgers-Aufdruck zu Bett gehen, die Haare in einem strubbeligen Zopf zusammengefasst.

«Er hat mich immer seine Primavera, seinen Frühling genannt», sagte sie zu ihrem Spiegelbild. Sie erinnerte sich noch, wie sie und Stephen auf ihrer Hochzeitsreise das Botticelli-Gemälde in Florenz gesehen hatten. Sie waren beide ganz bezaubert gewesen von der Gestalt der Flora in ihrem fließenden weißen, blumenbedeckten Gewand, von ihrem leisen, verschlossenen Lächeln, das so schön und geheimnisvoll war. Mit ihren glänzenden blonden Haarsträhnen und den halb geschlossenen grünen Augen sah sie Nora verblüffend ähnlich. Stephen hatte Nora vor das Bild geführt und ihr Haar gelöst, während sie verlegen versuchte, sich von ihm loszumachen. Sie wusste noch, dass die Italiener «bellissima» ausgerufen und die Japaner Fotos von ihr geschossen hatten. Stephen hatte ihr einen Kuss gegeben und ihr sanft die Hand auf den Bauch gelegt. «Du wirst ihr noch mehr gleichen, wenn du erst...»

lebten sehr gesund, Nora joggte regelmäßig, und Stephen ging mit Begeisterung ins Fitnessstudio. Ein Glas Rotwein hin und wieder war ihre einzige Schwäche. Doch auch das schränkten sie wegen der erwünschten Schwangerschaft bald ein. Als ein Jahr vergangen war, suchten sie einen Kollegen von Stephen am Royal Free Hospital auf, einen rundlichen, fröhlichen Aristokraten, der immer eine Fliege trug. Sie ließen unzählige Termine und Tests über sich ergehen, doch vergeblich. Etwas Konkretes war nicht auszumachen. «Unspezifische Infertilität» lautete die Diagnose.

«Es gibt kein Medikament, das in eurem Fall hilft. Ihr könnt es genauso gut mit blauen Smarties probieren wie mit jedem anderen Mittel auch», sagte der Kollege flapsig. Nora hatte geweint.

Sie war die längste Zeit Stephens Primavera gewesen, die Verheißung, die der Frühling versprach, hatte sich nicht erfüllt.

Sie unterzogen sich einer ganzen Reihe aufwendiger, belastender Prozeduren. Diese Verfahren, mit Abkürzungen wie HSG, FSH oder IVF, hatten nichts mit Liebe, Natur oder dem Wunder der Empfängnis zu tun. Stattdessen ließen sie die Schwangerschaft bald zu einer fixen Idee werden. Nora und Stephen verloren dabei ihre Liebe aus den Augen, und als sie wieder hinschauten, war sie fort. Während sich Nora der dritten IVF-Behandlung, einer Reagenzglasbefruchtung, unterzog, wurde ihnen beiden plötzlich klar, dass von ihrer Liebe nicht mehr genug übrig geblieben war, um darauf eine Familie aufzubauen.

Bereits damals ließ eine wohlmeinende Freundin hin und wieder Bemerkungen fallen, Stephen sei in einer Bar in Hampstead mit einer Frau zusammen gewesen. Jane machte diese Mitteilungen ganz beiläufig, ohne jeden Vorwurf, so als wolle sie sagen: «Ich erzähle dir das bloß, falls du es noch nicht wissen solltest. Vielleicht ist ja alles ganz harmlos. Du kannst meine Bemerkungen auch einfach ignorieren. Noch ist ja nichts verloren. Sei nur auf der Hut.»

Doch Nora war so zermüht von den vergeblichen Versuchen, schwanger zu werden, von dem Druck, der auf ihr lastete, dass sie Stephen umgehend zur Rede stellte. Sie erwartete, dass er alles leugnete - oder alles zugab und sie um Verzeihung bat. Doch nichts dergleichen geschah. Es war ein schrecklicher Schlag für sie, als Stephen ihr gestand, die andere zu lieben, und ihr aus Ehrgefühl anbot auszuziehen. Sechs Monate nach seinem Auszug ließ er sie wissen, dass Carol schwanger sei. Das war der Zeitpunkt, als sich Nora dazu entschloss, ihrem Leben eine neue Wendung zu geben und nach Venedig zu gehen.

Ich erfülle das Klischee und nicht Stephen. Er hat eine junge blonde Frau für eine ältere brünette verlassen. Eine Künstlerin in Jeans für eine Erbsenzählerin im Kostüm. Ich dagegen gerate umgehend in eine Midlife-Crisis und entschieße mich aus einer Laune heraus, in die Stadt meiner Vorfahren zu ziehen, um dort ein neues Leben zu beginnen - wie in einem schlechten Film.

Sie wandte sich vom Spiegel ab, betrachtete ihr Gepäck und seufzte.

Aber ich kann unmöglich hier bleiben, wo ich jeden Tag Stephen oder ihr oder dem Kind über den Weg laufen könnte.

Obwohl Nora sorgsam darauf achtete, sich nicht in der Nähe des Krankenhauses aufzuhalten, war es bereits zu solchen Begegnungen gekommen. Beim Joggen hatte sie die beiden einmal ausgerechnet in dem riesigen Park von Hampstead Heath getroffen. Zuerst wollte sie einfach weiterlaufen und hätte es auch getan, wenn sie sich wegen Stephens nobler Geste, ihr das Haus zu überlassen, nicht zu einer gewissen Höflichkeit ihm gegenüber verpflichtet gefühlt hätte. Stephen und Carol gingen Hand in Hand, trugen die gleiche Freizeitkleidung und wirkten glücklich und erholt. Carols Schwangerschaft war deutlich sichtbar. Nora stand schweißüberströmt da und fühlte sich gedemütigt. Sie zwang sich zu einigen höflichen Bemerkungen über das Wetter und den Kaufvertrag für das Haus, dann lief sie weiter. Auf dem gesamten Heimweg weinte sie so heftig, dass ihr die Tränen über das Gesicht strömten.

Stephen hatte sich mehr als großzügig gezeigt - er hatte ihr das Haus praktisch geschenkt und sich auch sonst immer fair verhalten.

Er ist kein Bösewicht aus dem Schmierentheater. Er hat mich nicht betrogen, er hat sich einfach verliebt. Ich kann ihn nicht schlecht machen, geschweige denn hassen. Leider.

Jetzt, da sie das Haus verkauft hatte, war sie frei. Jetzt konnte sie sich in ihr Abenteuer stürzen - oder in ihren Irrtum. Sie hatte niemandem von ihren Plänen erzählt, auch nicht ihrer Mutter Elinor. Vor allem nicht ihrer Mutter. Elinor hatte nichts für Venedig übrig.

Elinor Manin war Wissenschaftlerin und hatte sich auf die Kunst der Renaissance spezialisiert. In den siebziger Jahren hatte sie an einem Austauschprogramm für Hochschulassistenten zwischen dem King's College in London und der Universität Ca' Foscari in Venedig teilgenommen. Nachdem sie bis zu dem Zeitpunkt alle Annäherungsversuche der ernstesten, belesten Jungprofessoren aus Oxford und Cambridge zurückgewiesen hatte, verliebte sie sich nun Hals über Kopf in Bruno Manin - aus dem einfachen Grund: Er sah aus wie einem Gemälde entstiegen.

Elinor wohnte damals am Lido und sah ihn daher jeden Tag auf dem vaporetto der Linie 52, das sie zur Universität brachte. Er arbeitete auf dem Boot, öffnete und schloss die Tür für jeden, der ein- oder ausstieg, und machte es an jeder fermata fest. Bruno befestigte und löste die schweren Taue mit seinen starken Händen und sprang mit katzenhafter Geschmeidigkeit vom Boot ans Ufer und wieder zurück. Elinor betrachtete eingehend sein Gesicht - die Adlernase, den gestutzten Bart, das lockige Haar - und überlegte, aus welchem Bild er wohl stammte. War es ein Tizian oder ein Tiepolo? Ein Bellini? Und wenn Bellini, dann welcher? Sie ließ ihre Blicke von seinem Profil zu den unvorstellbar schönen palazzi am Canal Grande wandern und war plötzlich Feuer und Flamme für diese Kultur, in der die Häuser und die Menschen jahrhundertlang ihre ursprüngliche Eigenart bewahrt hatten und immer noch so aussahen wie zur Zeit der Renaissance.

Die Begeisterung für diese Beständigkeit erfüllte sie noch, als Bruno ihre Blicke schließlich bemerkte und sie zu einem Drink lud. Sie erfüllte sie noch immer, als er sie mit in seine kleine Wohnung in Dorsoduro nahm und mit ihr ins Bett ging. Selbst als sie merkte, dass sie schwanger war, verließ die Begeisterung sie nicht.

Sie heirateten in aller Eile und beschlossen, das Baby nach Brunos Eltern zu nennen: Corrado, wenn es ein Junge, und Leonora, wenn es ein Mädchen wurde. Während sie miteinander im Bett lagen und die Lichtreflexe des Kanalwassers ein fließendes Muster an die Zimmerdecke malten, erzählte Bruno Elinor von seinem Vorfahren, dem berühmten Glasbläser-maestro Corrado Manin, bekannt als Corradino. Corradino sei der beste Glasbläser der Welt gewesen, berichtete Bruno und schenkte Elinor ein kostbar gefasstes Glasherz, das der Maestro mit eigener Hand geschaffen hatte. Es war alles unglaublich romantisch. Sie waren glücklich. Elinor fing das Sonnenlicht mit dem rubinroten Glasherz ein, bis es aufblitzte, während Bruno, eine Hand auf ihrem Bauch, neben ihr lag. Hier, in ihrem Inneren, dachte Elinor, ruhte das venezianische Erbe - diese jahrhundertealte Beständigkeit -, das nun durch ihr Kind weiterleben würde. Doch jäh wurde das Paar aus dem romantischen Zauber herausgerissen, als sich Familie und Freunde in ihre Zweisamkeit drängten. Elinors Eltern empfanden keineswegs den gleichen Respekt für Brunos Tätigkeit, den die Venezianer für die Arbeit ihrer Bootsleute hegten. Und ebenso wenig konnten sie sich damit abfinden, dass er sich weigerte, Venedig zu verlassen und nach London zu gehen.

Das war auch für Elinor ein Schock. Sie war wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass er seine Tätigkeit aufgeben und mitkommen würde. Immerhin war ihre Forschungsarbeit an der Universität wichtiger und auch um einiges einträglicher. Unversehens zerbrach ihr Traum, und sie fand sich in London wie-

der, eine alleinstehende Mutter mit einem Säugling und dem Versprechen Brunos, ihr zu schreiben und sie zu besuchen.

Ihre ersten Monate verbrachte die kleine Leonora bei ihren Großeltern oder in der Kinderkrippe der Universität. Als kein Brief von Bruno kam, war Elinor zwar verletzt, aber nicht wirklich überrascht. Ihr Stolz hielt sie davon ab, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Sie rächte sich an ihm, indem sie den Namen ihrer Tochter zu Nora anglisierte. Außerdem begann sie sich für feministische Ideen zu erwärmen und verbrachte viel Zeit in Gruppen für alleinerziehende Mütter, wo sie über die Männer im Allgemeinen und Bruno im Besonderen herzog. An Noras erstem Weihnachtsfest erhielt Elinor eine Karte von einem italienischen Freund, der an der Ca' Foscari lehrte. Dottore Padovani hatte in derselben Abteilung wie sie gearbeitet, ein intelligenter Mann mittleren Alters, der einen bissigen Humor besaß und häufig zynische Bemerkungen fallen ließ. Aus seinen Weihnachtsgrüßen sprach dagegen viel Mitgefühl. Elinor, die sich darüber wunderte, rief ihn am Ende der Weihnachtsferien an. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie, dass Bruno kurz nach ihrer Abreise an einem Herzinfarkt gestorben war. Padovani hatte angenommen, dass sie das wusste.

Bruno war bei seiner Arbeit gestorben. Das Bild ihrer ersten Begegnung trat Elinor vor Augen, in ihrer Vorstellung griff er sich jetzt jedoch krampfhaft an die Brust und stürzte kopfüber in den Kanal. Sie bedauerte seinen Tod, doch das Feuer war erloschen, Elinors Liebesaffäre mit Venedig war endgültig zu Ende. Desillusioniert setzte sie ihr Studium fort, ihren Schwerpunkt verlagerte sie auf Florenz. Bei den Botticellis und Giotto konnte sie wenigstens sicher sein, nicht immer wieder auf Brunos Gesicht zu stoßen.

Nora wuchs unter Frauen auf. Ihre Mutter und Großmutter, die Frauen aus Elinors Diskussionsgruppen, das war ihre Familie.

Sie lehrten Nora, ihren Verstand und ihre Kreativität zu entwickeln. Sie warnten sie vor der Schlechtigkeit der Männer. Und sie waren es, die Nora auf eine Mädchenschule nach Islington schickten, wo sie eine besondere Begabung für Kunst zeigte. Ihre Versuche in Bildhauerei fanden vor allem die Unterstützung von Elinor, die in ihrer Tochter schon die Nachfolgerin Michelangelos sah. Doch weder konnte Elinor das Schicksal lenken, noch konnte Nora den Ruf ihrer Vorfahren überhören, die ihr Recht forderten.

Während Nora an der Kunstschule in Wimbledon studierte, traf sie eine Gastdozentin, die in Snowdonia eine eigene Glaswerkstatt besaß. Gaenor Davis war Mitte sechzig und fertigte Glaskunstwerke, die sie in London verkaufte. Sie weckte Noras Interesse an Glas und seiner Herstellung. Noras Begeisterung für das Handwerk steigerte sich noch, als sie ihre ersten rosagoldenen Glasblasen zustande brachte. Ihr Können wuchs während des Sommermonats, den sie in Gaenors Werkstatt verbrachte, von Tag zu Tag. Sie identifizierte sich immer mehr mit dem Material, dem sie mit Phantasie und Ehrgeiz die verschiedensten Formen gab. Mehr noch, sie erkannte sich selbst in dem Glas wieder. Dieses eigenartige Material war zugleich flüssig und fest, von klarer Struktur und doch unterschiedlichen Eigenschaften unterworfen. Es gewährte eine kurze Zeitspanne, in der es sich geschmeidig formen ließ, bevor es abkühlte und zu endgültiger Gestalt erstarrte, bis die Hitze es erneut zum Leben erweckte. Elinor beobachtete, wie die besondere Begabung ihrer Tochter zutage trat, und wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, dass sich das Erbe Venedigs nicht so leicht abschütteln ließ. Es drängte mehr und mehr an die Oberfläche.

Doch zunächst wandte sich Nora einem anderen Interessensgebiet zu - sie entdeckte die Männer. Nachdem sie mit dem männlichen Geschlecht während ihrer gesamten Kindheit und Jugend kaum in Berührung gekommen war, stellte sie nun fest,

dass Männer durchaus interessante und begehrenswerte Seiten hatten. Von der Bitterkeit ihrer Mutter war nichts auf sie übergegangen, und so umgab sie sich mit einem großen Kreis männlicher Bekannter, mit denen sie gerne und unbefangen schlief.

Doch schließlich bekam sie die Männer aus der Kunstszene über. Sie hatten keine Ziele, keine Ideale und kannten kein Verantwortungsgefühl. Als sich Nora am Central St. Martin's College auf ihren Master-Abschluss in Keramik- und Glaskunst vorbereitete, war die Zeit reif für einen Mann wie Stephen Carey. Sie begegneten sich zum ersten Mal in einer Bar in Charing Cross, und Nora fühlte sich sofort zu ihm hingezogen.

Als Arzt und Wissenschaftler war er das genaue Gegenteil von Noras Freunden aus Künstlerkreisen. Er trug einen Anzug und hatte eine einflussreiche, gut bezahlte Stellung am Charing Cross Hospital inne. Er sah manierlich und gut aus - kein Dreitagebart, keine Siebziger-Jahre-T-Shirts mit albernen Motiven, keine Skaterklamotten. Ihre Beziehung entwickelte sich umso rasanter, als auch Stephen sich stark zu Nora hingezogen fühlte. Sie war eine schöne, geistig unabhängige Künstlerin, die sich ausgefallen kleidete und ihm eine Welt erschloss, die er bislang nicht gekannt hatte.

Elinor seufzte insgeheim über die Beziehung zwischen den beiden. Zwar mochte sie Stephen sehr gerne, und seine guten Manieren und seine Cambridge-Ausbildung gefielen ihr, doch sie erkannte sehr genau, was da vor sich ging. Nora hatte sich eine Vaterfigur gesucht, was Schwierigkeiten versprach. Aber was sollte Elinor dagegen machen?

Sie gab ihrer Tochter das Glasherz - das Einzige, was ihr von Bruno geblieben war - und erzählte ihr, was sie über ihren Vater und dessen Familie, insbesondere über den berühmten Corradino Manin wusste. Ihre Tochter sollte wissen, woher die Vorlieben

und Talente stammten, die in ihr weiterlebten. Doch Nora zeigte nur ein flüchtiges Interesse daran, so sehr war sie erfüllt von ihrer Liebe zu Stephen. Sie machte ihren Master-Abschluss und trat eine Stelle als Lehrerin an. Stephen bekam die Gelegenheit, sich am Royal Free Hospital als Chirurg zu spezialisieren, und so gab es nur noch eins, das ihr Glück perfekt machte: ihre Hochzeit. Sie feierten ein großes, traditionelles Fest in Norfolk, das von Stephens wohlhabender Familie ausgerichtet wurde. Elinor ließ die Zeremonie in ihrem neuen grünen Kleid und mit einem überdimensionalen, schicken Hut seufzend über sich ergehen.

Auf Elinors Rat hin machte das junge Paar seine Hochzeitsreise nach Florenz. Während Nora, verzaubert von der reichen Kultur Italiens, nicht genug bekommen konnte, hatte Stephen Mühe, seinen Unmut zu verbergen.

Vielleicht hätte ich schon damals merken müssen, dass etwas nicht stimmte.

Nora musste daran denken, wie sehr Stephen den Verkehr und das Touristengewimmel in Florenz verabscheut hatte. Er ärgerte sich darüber, wenn Nora in ihrem mühsam erworbenen Italienisch mit den Einheimischen plauderte. Fast schien es, als nehme er ihr ihre Herkunft übel - als fühle er sich davon bedroht. Nach jenem ebenso kurzen wie untypischen Anflug von Romantik vor dem Botticelli-Gemälde steckte er ihr eigenhändig das Haar wieder auf. Er sagte, es errege auf der Straße zu viel unerwünschte Aufmerksamkeit. Doch auch mit hochgesteckten Haaren erntete Nora bewundernde Blicke von jungen Männern in tadellos sitzenden Anzügen, die in Rudeln von fünf oder zehn die Straßen durchstreiften, ihre Sonnenbrille hoben und Pfiffe ausstießen.

Stephen störte es auch, dass sie sich wieder Leonora nannte; seiner Meinung nach war das zu ausgefallen, wie einem Kitschroman entsprungen. Als Künstlerin - sie stellte ihre Glas-

kunstwerke in kleinen Londoner Galerien aus - hatte sie den Namen Manin beibehalten. Ihr Scheckbuch und die Geldkarten trugen dagegen den Namen Carey.

Nora fragte sich, ob Stephen den Namen Nora Manin womöglich nur deshalb akzeptiert hatte, weil er einigermaßen englisch klang. Ohne einen der weichen, verräterischen Vokale am Ende kam er nur den wenigsten Menschen italienisch vor.

Klammere ich mich jetzt deshalb so sehr an meine italienische Seite? Weil Stephen sie immer abgelehnt hat?

Nora griff nach dem Make-up-Täschchen und suchte darin nach ihrem Talisman. Schließlich entdeckte sie ihn zwischen der Wimperntusche und den Tiegeln mit Lidschatten. Sie legte das funkelnde Glasherz auf ihre Handfläche und betrachtete es voller Bewunderung. Es sah aus, als hielte es das Licht der Neonröhre in sich gefangen.

Nora fädelte ein dunkelblaues Samtband durch das Loch in der Einkerbung und band es sich um den Hals. In den vergangenen fürchterlichen sechs Monaten war das Herz ihr Rosenkranz geworden, ihr Glücksbringer für die Hoffnungen, die sie auf die Zukunft setzte. Immer wenn sie um vier Uhr in der Frühe erwachte und weinen musste, nahm sie es in die Hand und redete sich ein, sie brauche nur nach Venedig zu fahren, dann würde alles wieder gut.

An den zweiten Teil ihres Plans wollte sie am liebsten gar nicht denken. Sie hatte niemandem davon erzählt und mochte das Ganze noch nicht einmal sich selbst gegenüber eingestehen, da es ihr zuweilen wie eine lächerliche Spinnerei erschien.

«Ich fahre nach Venedig und arbeite als Glasbläserin. Das ist mein Geburtsrecht.» Sie sagte es zu ihrem Spiegelbild, deutlich

und voller Trotz. In der Stille der Nacht klangen ihre Worte unnatürlich laut und ließen sie zusammenzucken. Doch dann umfasste sie das Herz ein wenig fester und schaute entschlossen noch einmal in den Spiegel. Es kam ihr so vor, als sehe sie schon etwas tapferer aus, und das heiterte sie ein wenig auf.

Kapitel 3 Corradinos Herz

In den Stein war eine Inschrift gemeißelt.

Die Worte auf der Platte, die das Waisenhaus der Pieta zierte, traten im grellen Mittagslicht gestochen scharf hervor. Corradino fuhr mit den Fingern über die Vertiefungen der Buchstaben. Er kannte die Worte gut:

«Fulmine il Signor Iddio maledetione e scomuniche ... Möge der Fluch Gottes, des Herrn, und die Exkommunikation all jene strafen, die ihre Söhne und Töchter in dieses Waisenhaus der Pieta geben, obgleich sie über die Mittel verfügen, die Kinder aufzuziehen.»

Hast du die Worte gelesen, Nunzio dei Vescovi, du alter Schurke? Vor sieben Jahren auf den Tag genau, als du dein einziges Enkelkind hier zurückließest? Hattest du damals ein schlechtes Gewissen? Hast du aus Furcht vor Gott und vor dem Papst über die Schulter geschaut, als du davongeschlichen bist in deinen Palast, zu deinen Truhen voller Gold?

Corradino blickte hinunter auf die ausgetretenen Stufen und stellte sich vor, wie das neugeborene Mädchen, in Windeln ge-

wickelt, dort gelegen hatte, noch feucht von der Geburt, die seine Mutter das Leben gekostet hatte. Corradino ballte die Fäuste, bis ihm die Fingernägel ins Fleisch drangen.

Ich will nicht an Angelina denken.

Er drehte sich um und versuchte, im Anblick der friedlichen Lagune sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Er liebte es, die Stimmungen des Wassers zu erkunden. Heute, da die Sonne schien, erinnerten ihn die Wellen an seine ghiaccio-Arbeiten, bei denen unterschiedliche Blautöne im geblasenen Glas miteinander verschmolzen, das Ganze dann in Eiswasser getaucht wurde und sich so feine Risse an der Oberfläche bildeten.

Corradino hatte die ghiaccio-Technik vervollkommenet, indem er Silbersulfat auf das Eiswasser schüttete. Das Metallpulver drang in die Risse im Glas ein und wurde darin eingeschlossen, wenn das Glas abkühlte. So schimmerte es am Ende wie sonnenbeschienenes Wasser. Es stimmte ihn zuversichtlich, dass der Kanal in diesem Moment genauso aussah.

Ich bin ein Meister. Keiner bringt das Glas so zum Singen wie ich. Ich bin der beste *vetraio* der Welt. Ich höre förmlich, wie das Wasser mir antwortet: Ja, und genau deshalb wollen die Franzosen auch dich und keinen anderen.

Er schaute über die Lagune in Richtung San Giorgio Maggiore und sah den Gewürzbooten nach, die an der noch unvollendeten Kirche Santa Maria della Salute vorüberfuhren. Das leuchtende Rot und Gelb ihrer Ware und die dunkle Haut der Händler hoben sich deutlich von den sauberen weißen Steinen des gewaltigen Gebäudes ab. Das war ein Anblick ganz nach seinem Geschmack. Gondeln durchschnitten das Wasser, darin Kurtisanen, barbrüstig und lasziv, in ihrem *carnevale*-Aufputz. Corradino bewunderte weniger ihre nackte Haut als vielmehr die Seide ih-

rer Gewänder, die Farbe und den Fall des Stoffes, der im Sonnenlicht glänzte. Ein Regenbogen von Farben wie das Innere einer Auster. So schaute er eine ganze Weile und genoss es, dass er endlich fort war von der Glashütte, der fondaria, und von Murano. Er betrachtete anerkennend den axtförmigen Bug einer Gondel mit den sechs Zacken, die für die sechs sestieri, die Stadtteile von Venedig, standen. Seine geliebte Stadt. Die Stadt, die er bald verlassen würde. Er sagte die sechs Namen leise vor sich hin und ließ dabei die Worte einem Gedicht oder einem Gebet gleich über die Zunge rollen: Cannaregio, Dorsoduro, Castello, Santa Croce, San Polo und San Marco.

Die Bugwelle der sich nähernden Gondel, die sacht auf den bemoosten Marmor der Kanalbefestigung zurollte, brachte ihn wieder zu sich. Er durfte sich nicht zu lange aufhalten.

Ich habe doch ein Geschenk für sie.

Sogleich eilte Corradino die Calle hinunter, vorüber an der Kirche Santa Maria della Pietà, an die das Waisenhaus grenzte. Er trat an das verzierte Gitter, das ihm einen Blick in die kühle Dunkelheit im Inneren des Hauses erlaubte. Dort konnte er eine Gruppe Waisenmädchen mit ihren Violoncelli und den Notenblättern erkennen. Ganz am Ende der Reihe entdeckte er ihren blonden Kopf. Sie bewegte ihn lebhaft hin und her, während sie sich mit einer Freundin unterhielt. Ein Stück davon entfernt erblickte Corradino Padre Tommaso. Er setzte gerade dazu an, einer Singgruppe den Einsatz zu geben. Das war der richtige Augenblick.

Mit einer Stimme, die in der Calle widerhallte, begann Corradino jene wohlbekannte Weise zu singen, mit der die Fleischhändler und Kuchenverkäufer Kunden anzulocken versuchten. Allerdings wandelte er die Worte so ab, dass nur eine bestimmte Person ihn erkennen und zu ihm kommen würde.

«Leonora mia, bo bo bo, Leonora mia, bo bo bo.»

Schon war sie da, hinter dem Gitter, und ihre kleinen Finger reckten sich durch die eisernen Verzierungen, um die seinen zu berühren. «Buon giorno, Leonora.»

«Buon giorno, Signore.»

«Ich habe dir doch erklärt, dass du Papa zu mir sagen kannst.»

«Si, Signore.»

Doch sie lächelte bei ihren Worten. Er mochte ihren Sinn für Humor und freute sich darüber, dass sie vertraut genug mit ihm war, um sich diese kleinen Scherze zu erlauben. Sie wuchs heran und würde bald eine gewandte coquette im heiratsfähigen Alter sein.

«Hast du mir etwas mitgebracht?»

«Wir wollen mal sehen. Kannst du mir vielleicht sagen, wie alt du bist?»

Noch mehr kleine Finger schoben sich durch das Gitter. Fünf, sechs, sieben.

«Sieben.»

«Das stimmt. Und habe ich dir nicht immer zu deinem Geburtstag etwas mitgebracht?»

«Ja, immer.»

«Dann wollen wir hoffen, dass ich es diesmal nicht vergessen habe.» Mit übertriebenen Gesten durchsuchte er alle Taschen seines Rocks. Erst ganz zum Schluss fasste er sich hinters Ohr und brachte ein rotes Glasherz zum Vorschein. Er schob das kostbar gefasste Schmuckstück durch das Gitter und hörte, wie Leonora nach Luft schnappte, als es in ihre Hand fiel. Erleichtert stellte er fest, dass die Größe richtig war. Sie drehte es auf ihrer kleinen Handfläche um und staunte über das eingefangene Licht. «Ist das ein Zauber?», fragte sie.

«Ja, ein ganz besonderer. Komm näher, dann erkläre ich es dir.»

Leonora presste ihr Gesicht an das Gitter. Als er sah, wie die goldenen Sprenkel in ihren grünen Augen in der Sonne funkelten, blieb ihm vor Rührung fast das Herz stehen.

Es gibt eine Schönheit auf der Welt, die ich niemals werde nachahmen können.

«Ascolta, Leonora. Ich muss für eine Weile fortgehen. Aber dieses Herz sagt dir, dass ich in Gedanken immer bei dir bin. Und wenn du es anschaust und in der Hand hältst, dann weißt du, wie sehr ich dich liebe. Versuch es einmal.»

Ihre Finger schlossen sich um das Herz, und sie machte die Augen zu. «Kannst du es spüren?», fragte Corradino leise.

Leonora öffnete die Augen wieder und lächelte. «Ja.»

«Siehst du, ich habe dir doch gesagt, dass es ein Zauber ist. Hast du denn das Samtband noch, das ich dir an deinem letzten Geburtstag gegeben habe?»

Sie nickte.

«Dann fädele es durch das kleine Loch, das ich in das Herz gemacht habe, und häng es dir um den Hals. Zeige es keinem - vor allem der Priorin und Padre Tommaso nicht.» Das Herz noch immer fest in der Hand, nickte sie ernsthaft.

«Wann wirst du wiederkommen?»

Er wusste, dass er nicht zurückkehren würde. «Eines Tages.»

Sie schwieg für einen Augenblick. «Ich werde dich vermissen», sagte sie dann leise.

Ihm war, als risse man ihm die Eingeweide heraus - wie den Fischen auf der *pescheria*, dem Fischmarkt. Er wünschte, sie in das einweihen zu können, was er vorhatte - er wollte sie zu sich holen, sobald es sicher genug war. Aber er wagte es nicht. Je weniger sie wusste, desto besser.

Was sie nicht weiß, kann sie nicht weitererzählen. Und was sie nicht erzählen kann, kann nicht eines Tages gegen sie verwendet werden. Je weniger Hoffnungen sie sich macht, desto geringer ist die Enttäuschung. Ich kenne das Gift der Hoffnung nur allzu gut, dieses ständige Warten und Sehnen. Was ist, wenn ich sie nie nachkommen lassen kann?

Also sagte er nur: «Ich werde dich auch vermissen, Leonora mia.»

Erneut streckte sie für ihr geheimes Zeichen die Finger durch das Gitter. Er verstand, was sie wollte, und legte seine glatten Fingerkuppen gegen ihre winzigen Fingerspitzen: kleiner Finger auf kleinen Finger, Daumen gegen Daumen.

Da öffnete sich plötzlich die Tür zur Calle, und der Kopf mit der Tonsur tauchte auf. «Corradino, wie oft muss ich Euch noch

sagen, dass Ihr Euch nicht in der Nähe meiner Mädchen herumtreiben sollt? Hat denn so das ganze Unheil nicht erst begonnen? Leonora, geh zurück zum Orchester, wir wollen anfangen.»

Nach einem letzten Blick war Leonora fort. Corradino murmelte eine Entschuldigung und wandte sich zum Gehen. Doch als der Priester wieder in der Kirche verschwunden war, schlich sich Corradino zurück zum Waisenhaus und lauschte der Musik. Wie lieblich die Harmonie und der jubelnde Kontrapunkt doch waren. Es schnürte ihm das Herz ab. Corradino wusste, was geschehen würde, doch er wehrte sich nicht dagegen.

Wenn sie das Glasherz in den Händen hält, hält sie mein eigenes Herz in ihren Händen. Er wusste, dass er Leonora vielleicht nie wiedersehen würde, also lehnte er sich gegen die Mauer der Kirche und ließ seinen Tränen freien Lauf.

Kapitel 4

Hinter dem Spiegel

Die Musik spielte noch immer.

Nora saß in der Kirche Santa Maria della Pietà und versuchte, sich über ihre Gefühle klar zu werden. War sie verzückt? Nein, das war ein viel zu altmodischer Begriff. Verhext? Auch nicht, sie stand schließlich unter keinem bösen Zauber.

Hierzu hat mich doch keiner gezwungen. Ich bin aus freien Stücken hergekommen.

Sie warf einen Blick auf ihre unbekannten Sitznachbarn. Die Kirche war sehr voll. Die Frau links neben ihr, eine elegante ältere

re Dame, saß so nahe, dass ihr roter Ärmel auf Noras Unterarm lag. Aber das störte Nora nicht. Denn sie alle verband ja etwas, sie alle waren aus demselben Grund hier, und -ja, das war das richtige Wort - sie alle waren ganz hingerissen von der Musik.

Antonio Vivaldi. Nora kannte seine wichtigsten Lebensdaten - ein rothaariger Priester, der Asthma gehabt, Waisenkinder unterrichtet und die «Vier Jahreszeiten» geschrieben hatte. Seine Musik hatte sie bisher jedoch nicht besonders beeindruckt. Für eine flippige Kunststudentin war sie viel zu kommerziell, nur dafür geeignet, um in Aufzügen und Supermärkten bis zum Überdruß heruntergedudelt zu werden. Aber hier, im warmen Kerzenschein, wurde Vivaldi von Musikern live gespielt, und noch dazu in ebenjener Kirche, für die er die Stücke komponiert und in der er sie mit seinen Waisenmädchen eingeübt hatte. Die Musiker heute waren lauter junge, überaus fähige Italiener, die mit technischem Können und großer Hingabe spielten. Sie versuchten nicht, die Touristen durch historische Kostüme zu beeindrucken, sondern ließen die Musik für sich selbst sprechen. Und hier hörte Nora die «Vier Jahreszeiten» zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich.

Ihr war durchaus klar, dass sich die Kirche seit den Tagen Vivaldis verändert hatte. In ihrem kleinen Reiseführer hatte sie gelesen, dass die palladianische Fassade aus dem achtzehnten Jahrhundert stammte und nach dem Tod des Maestro hinzugefügt worden war. Dennoch hatte Nora das Gefühl, der Komponist sei anwesend. Sie warf einen prüfenden Blick in die Schatten hinter den Säulen, wo interessierte Einheimische standen und der Musik lauschten, so als erwartete sie, jeden Augenblick seinen roten Schopf zwischen ihnen aufleuchten zu sehen.

Bei ihrer Ankunft in Venedig hatte sich Nora wie losgelöst gefühlt, als treibe sie haltlos und ohne bestimmtes Ziel im unablässigen Strom der Touristen dahin. Die Menschenmenge umspülte

sie, unzählige verschiedene Sprachen drangen an ihr Ohr. Sie geriet in einen Strudel aus kehligen deutschen Lauten oder den schnellen französischen einer großen Gruppe Jugendlicher. Wie betäubt ließ sie sich danach durch San Marco schieben, bis sie sich schließlich vor der berühmten Vorderfront der Biblioteca Marciano wiederfand. Nora stolperte durch das Portal wie eine Verletzte auf der Suche nach Hilfe, traf aber nur auf neugierige Touristen, die sich in Massen durch die historischen Gebäude schoben. Wie gerne wäre Nora jetzt allein hier gewesen. Die Stadt mit ihrer unermesslichen Schönheit erschien ihr wie ein Werk Gottes und versetzte ihr einen fast schon körperlich spürbaren Schock. Nora verließ der Mut. Sie brauchte einen Anker, etwas, woran sie sich festhalten konnte, um sich hier zu Hause fühlen zu können. Sie entschloss sich, in der Bibliothek nach Informationen über Corradino zu suchen. In diesem Koordinatensystem von klaren, greifbaren Worten, von Daten und Fakten konnte sie sicher einen festen Halt finden. Corradino würde auf sie warten wie ein Verwandter, der einen am Flughafen abholt. Ich werde dir Venedig zeigen, würde er zu ihr sagen. Du gehörst hierher, du gehörst zu unserer Familie.

Der Portier ihres Hotels, ein freundlicher, verständnisvoller Mann, hatte gleich gemerkt, was mit ihr los war. Zu oft schon hatte er gesehen, welche Wirkung seine Stadt auf Fremde ausübte. Er war es, der ihr den Tipp gab, sich in der Biblioteca nach den Spuren ihres Vorfahren umzusehen, und als sie fragte, wo Corradinos Arbeiten ausgestellt seien, antwortete er sofort: «Fast überall.» Nora freute sich, dass dem Portier der Name Corradino Manin so vertraut war; er sprach von ihm wie von einem guten Bekannten. Als sie ihn fragte, welche anderen Ziele sie in der Stadt ansteuern sollte, antwortete er mit einer ausladenden Handbewegung. «Soltanto fare una passeggiata, Signorina. Soltanto passeggiata.» Machen Sie einfach einen Spaziergang, einfach spazieren gehen.

Natürlich hatte er recht. Von ihrem gemütlichen Hotel in Castello aus war sie durch die Calli gewandert, wobei sie jeden Sinn für Zeit und Richtung verloren hatte. Doch das kümmerte sie nicht im Geringsten. Alles war so schön, selbst die verfallenen und vermodernden Häuser zwischen den vornehmen Palästen, deren untere Stockwerke langsam von der Lagune bei lebendigem Leibe aufgefressen wurden. Ihr fleckiges Mauerwerk bröckelte in den Kanal wie in Marsala getunkte biscotti, doch das erhöhte ihren Charme nur. Es schien, als gäben sich die alten Häuser bereitwillig der Kraft der Gezeiten hin und vollzögen so eine innig ersehnte Vereinigung.

Nora schlenderte über die Brücken, gleichermaßen hingerissen von den Leinen mit bunter Wäsche, die von Fenster zu Fenster über den schmalen Kanal gespannt waren, als auch von den schwarzäugigen, schmutzigen Jungen, die auf einem verlassenen Platz Fußball spielten, und von den verschnörkelten Fensterbögen maurischen Einflusses.

Sie widerstand der Versuchung, sich auf ihrem Weg ein festes Ziel zu setzen. In London hatte sie ein vollkommen durchorganisiertes Leben geführt, ausgerichtet an Wegweisern und Fahrplänen. Seit vielen Jahren hatte sie sich nicht mehr verlaufen. In der englischen Hauptstadt fand sie zuverlässig ihren Weg, notfalls mit Hilfe der übersichtlichen farbigen U-Bahn-Pläne oder einer Stadtkarte. Stephen, diese Quelle des Wissens, hatte ihr erzählt, dass der Künstler, der den ersten U-Bahn-Plan entwarf, bewusst die Abstände zwischen den einzelnen Stationen gleich groß darstellte, obwohl sie in Wirklichkeit völlig unterschiedlich waren. Damit wollte man den Bürgern von London ein Gefühl der Sicherheit geben. Sie sollten sich schneller mit diesem unheimlichen unterirdischen Beförderungsmittel anfreunden und den Eindruck gewinnen, dass es sie schnell und sicher durch klar gegliederte Quadranten der Stadt trug.

Doch die Bauweise Venedigs forderte selbst Noras recht ausgeprägte Spontaneität und Kreativität heraus. Die alten gelben Hinweisschilder auf den Mauern der Calli gaben meist nur zwei Ziele an - San Marco und Rialto. Doch da sich die Straßen nach dem Canal Grande richteten, der sich s-förmig durch die Stadt schlängelte, wiesen die Schilder oft in dieselbe Richtung. Einmal kam Nora sogar zu einer Piazza, auf der es zwei Wegweiser nach San Marco gab, und beide zeigten in die entgegengesetzte Richtung.

Bin ich Alice im Wunderland? Die Hinweisschilder müssen von der Grinsekatze stammen.

Ihr Gefühl, sie lebe wie Alice hinter den Spiegeln im Wunderland, verstärkte sich noch, als sie am Nachmittag den Weg zurück zum Markusplatz suchte. Als sie den Wegweisern folgte, führten diese sie immer weiter von ihrem Ziel fort, bis sie sich schließlich am weißen Bogen der Rialtobrücke wiederfand.

Nora beschloss, sich in der Nähe der Brücke bei einem Kaffee auszuruhen. Sie beobachtete die Ströme von Touristen, die, begierig nach Neuem wie einstmals die Kaufleute, über die Brücke schwärmten und dabei Reiseführer und Ausgaben von Shakespeares «Kaufmann von Venedig» in den Händen hielten. Innerlich distanzierte sich Nora von diesen Massen.

Ich bin keine Touristin. Ich will hier bleiben, hier leben.

Dieses Leben wartete derweil in Kisten verpackt in einem Lagerhaus auf dem grauen Werftgelände von Mestre. Sie hatte die Lagermiete für einen Monat bezahlt - so viel Zeit hatte sie sich selbst zugestanden, um eine Wohnung zu finden und eine Arbeitserlaubnis zu erhalten.

Sie sah die vaporetti vorbeituckern und musste an ihren Vater denken. Als ein voll besetztes Boot an der Fermata Rialto hielt, beobachtete sie, wie ein junger Mann im blauen Overall - der üblichen Arbeitskleidung der Bootsleute - an Land sprang, das Haltetau um den Poller wickelte und das Boot mit flinken, geübten Bewegungen zu seinem Anlegeplatz zog. Mein Vater, dachte sie. Der Gedanke war ihr ungewohnt. Ebenso ungewohnt wie die Vorstellung, dass ihre Mutter den Mut gehabt hatte, hierher zu kommen, sich zu verlieben und schwanger zu werden. Sie verdrängte den Gedanken an ihre Mutter rasch. Nora wollte nicht gerne daran erinnert werden, dass Elinor als Erste hier gewesen war. Das hier sollte ihre Odyssee sein. «Ich bin nicht meine Mutter», sagte sie laut. Im Handumdrehen stand ein Kellner neben ihr und blickte sie freundlich und fragend an. Nora musste lächeln. Sie schüttelte den Kopf, zahlte und ging.

Diesmal machte sie es wie die Herzkönigin aus «Alice im Wunderland». Sie ging genau in die entgegengesetzte Richtung, die das Schild ihr wies, und trat bald darauf auf den Platz, den Napoleon als «Europas schönsten Salon» bezeichnet hatte.

Wie der gewaltige Zeiger einer Sonnenuhr ragte der Campanile, der Glockenturm von San Marco, in den Himmel; die Arkaden wirkten wie langgezogene Bögen aus Licht. Überwältigt starrte Nora auf die bronzenen Kuppeln des Markusdoms - welch eine Pracht und Herrlichkeit, ein Hort von Schätzen, die vorwiegend aus dem Osten stammten. Hier hatten sich Rom und Konstantinopel vereinigt und dieses seltsame und doch so wunderbare, bucklige Wesen hervorgebracht, das wie ein stachelbewehrter Drache über die Stadt wachte. Im Gegensatz dazu wirkte die Bauweise des Dogenpalastes geradezu luftig, als hätte man eine erlesene Hochzeitstorte mit einem Zuckerguss aus weißem, filigranem Stein schaffen wollen. Nur hierher passte die Orologio, die Riesenuhr, auf deren Zifferblatt goldene Tierkreiszeichen anstelle von Zahlen zu sehen waren. Nora hatte das Gefühl, sich setzen

zu müssen. Um sie drehte sich alles. Sie schlug ihren Reiseführer auf, doch die Worte ergaben keinen Sinn. Die Buchstaben verschwammen ihr vor den Augen, kleine schwarze Zeichen, deren Bedeutung neben dieser Pracht verblasste.

Warum hat mich niemand auf die beeindruckende Schönheit dieser Stadt vorbereitet?

Seit Jahren hatten Freunde und Kollegen ihr geraten, nach Venedig zu fahren. Sie konnten kaum glauben, dass sie, die Künstlerin und Halbvenezianerin, noch nie dort gewesen war. Nora hatte es selbst nicht verstanden. Doch die Kaffeepause an der Rialtobrücke hatte Nora die Augen geöffnet. Sie wusste nun, warum: Elinor hatte sich auf ein venezianisches Abenteuer eingelassen und war bitter enttäuscht worden. Die Serenissima hatte sie von sich gestoßen, sie im Stich gelassen. Nora hatte sich gescheut, hierher zu kommen und Vergleiche anzustellen, auf Spuren dieser alten Geschichte zu stoßen oder gar in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten. Sie wollte ihre eigenen Erfahrungen mit Italien machen und suchte sich daher Städte wie Florenz, Ravenna und Urbino als Reiseziel aus. Doch alle Venedig-Fans in ihrem Freundeskreis hatten ihr versichert, dass es die einzige Stadt sei, die wirklich hielt, was sich alle Welt von ihr versprach. Sie hatten ihr die Wahrheit gesagt, die sie jedoch nicht hatte hören wollen.

Wen sie dagegen für ihre eigene Unwissenheit verantwortlich machte, das waren die Künstler, die Schriftsteller.

Warum hat Canaletto diese Stadt nicht so dargestellt, wie sie wirklich ist? Warum konnte er, der große Meister,

mir das alles nicht nahe bringen? Warum hat er die Schönheit Venedigs nur angerissen, anstatt sie in allen Einzelheiten wiederzugeben? Warum haben mich William Turner und Henry James nicht auf all das hier vorbereitet? Gemessen an der Wirklichkeit

sind Evelyn Waugh's Lobpreisungen geradezu beleidigend dürftig. Und Thomas Mann - warum hat er so viel ausgelassen? Nicht einmal Nicholas Roeg ist es gelungen, Venedig so mit der Kamera einzufangen, wie es wirklich ist.

Die junge Frau in der großen Empfangshalle der Bibliothek erklärte Nora in präzisiertem, perfektem Englisch, dass sie leider nicht in das Allerheiligste des Gebäudes vordringen dürfe. Doch selbstverständlich könnten Besucher ohne Leseausweis die öffentliche Handbibliothek benutzen. Nora reichte ihr ihren Pass und sah zu, wie die Angestellte mit ordentlicher runder Schrift einen Tagesausweis ausstellte. Dann folgte sie ihr gespannt durch die Doppeltüren links vom Eingang, die sich gleich wieder hinter ihr schlossen. Die Luft im Lesesaal war stickig. Der Geruch nach Staub und warmem Leder erinnerte Nora an ihre Studentenzeit. Außer ihr war nur noch ein älterer Mann anwesend. Er schaute kurz von seinem Buch auf, nickte und widmete sich wieder seinem Text. Das Mädchen erklärte Nora rasch die Kataloge und verschwand dann geräuschlos.

Nora ging die vergilbten Karteikarten durch. Unter dem Stichwort «Manin» fand sie eine verblüffend große Anzahl von Einträgen, stellte jedoch schnell fest, dass sich die meisten davon auf den Dogen Lodovico bezogen. Die Sonne vor dem Fenster war bereits ein Stückchen weitergezogen, als sie schließlich den einzigen Eintrag zu Corrado Manin fand. Aus einem weiter hinten gelegenen Regal zog sie ein riesiges Buch von der Art hervor, wie sie die Beistelltischchen in aller Welt zieren, ungelesen, mit Abbildungen, die sich nie jemand anschaut. Nora setzte sich an einen der lederbezogenen Tische, blätterte die Seiten um und war bald vollkommen fasziniert - selbst die vergilbten Fotos aus den sechziger Jahren konnten die Schönheit des Dargestellten nicht schmälern. Der Anblick all dieser einzigartigen, in höchstem Maße kunstvollen Arbeiten überwältigte sie so, dass sie unwillkürlich

seufzte und die Stirn in die Hände sinken ließ. Der alte Mann warf ihr einen besorgten Blick zu.

Ich bin hierher gekommen, um einen Verwandten zu finden, der mich mit Venedig bekannt macht, und stoße stattdessen auf einen Meister - einen Leonardo, einen Michelangelo.

Nora fühlte sich klein und unbedeutend angesichts dieses Talenten, empfand jedoch zugleich auch Stolz. Schließlich blieben ihre Augen an einem wunderschönen Kronleuchter hängen, und sie las die Bildunterschrift: «Kandelaber - La Chiesa di Santa Maria della Pietà, Venezia». Plötzlich fiel ihr ein, dass sie in der Stadt ein Plakat gesehen hatte, welches eine Reihe von Konzerten mit venezianischer Musik ankündigte. Sie alle sollten an Originalschauplätzen stattfinden, das in der Kirche der Pietà am heutigen Abend. Schnell stellte Nora das Buch zurück und lief ins helle Tageslicht hinaus. Sie wandte sich nach rechts zur Touristeninformation im Casino de Caffè, wo sie wegen des Konzertes nachfragte. Anschließend machte sie sich auf den Weg zu der Kirche, aß unterwegs einen Teller Pasta und sah dabei zu, wie die Sonne in der Lagune versank.

Jetzt, da sie in der Kirche Santa Maria della Pietà saß, wurde ihr bewusst, dass sie für ihren ersten Abend eine gute Wahl getroffen hatte. Der ganze Tag war eine solche Offenbarung für sie gewesen, ein solcher Ansturm auf ihre Sinne, dass sie diese Stunden, in denen sie untätig dasaß, die Musik in sich aufnahm und ihre Gedanken sammeln konnte, als Wohltat empfand.

Von dem Augenblick an, als sie auf dem Marco-Polo-Flughafen eingetroffen war, hatte sie das Gefühl gehabt, nicht mehr Herrin der Lage zu sein. Als die Motorbarkasse mit ihr und ihren Koffern über die Lagune nach Venedig fuhr, fühlte sie sich wie durchgerüttelt, was angesichts des Windes und der Ereignisse, die hinter ihr lagen, gar nicht so falsch war.

Seit den frühen Morgenstunden in London hatte sie wie in Trance gelebt. Die üblichen Reisevorbereitungen liefen automatisch ab - ein Taxi zum Flughafen, das Gepäck aufgeben. Und dann das Gefühl von Leichtigkeit und Unwiderruflichkeit, als sie, unbehindert durch Koffer, einen Bummel durch die Läden am Flughafen machte, die alle voll waren mit Dingen, die sie nicht brauchte. In der Buchhandlung nahm sie einen Roman zur Hand, dessen Einband ein Gemälde von Canaletto zeigte, und wurde sich staunend bewusst, dass sie bereits am Mittag durch dieselben Straßen laufen würde, die er gemalt hatte. Sie legte das Buch wieder zurück - sie brauchte keine Fiktion.

Sie betrat bald ihr eigenes, reales Venedig.

Während des Fluges war sie noch ganz beherrscht. Sie bedankte sich, als man ihr Speisen und Getränke servierte und ihr eine Gratiszeitschrift brachte. Aufmerksam lauschte sie den Sicherheitsanweisungen. Doch in dem Augenblick, da das Flugzeug landete, empfand Nora für einen kurzen Moment ein ungewohntes, jedoch nicht unangenehmes Gefühl der Hilflosigkeit. Sie musste daran denken, dass sie sich in ihren absurden Tagträumen ausgemalt hatte, wie das Flugzeug mitten auf dem Markusplatz landete. Aber die Wirklichkeit war fast ebenso merkwürdig. Der Flughafen Marco Polo schien auf dem Wasser zu liegen, ein Inselflughafen, umgeben vom Meer. Über den nächsten Schritt hatte sie vorher gar nicht nachgedacht, doch natürlich musste sie jetzt ein Boot nach Venedig nehmen. Als der Bootsführer ihr beim Einsteigen in das schwankende Wassertaxi die Hand reichte, stellte sie unwillkürlich einen Vergleich zu dem schwarzen Taxi und dem gut gelaunten Fahrer mit Cockney-Akzent an, der sie um sechs Uhr morgens nach Heathrow gebracht hatte. Nach kurzer Fahrt näherte sich das Boot dem Land und fuhr tuckern in einen schmalen Kanal ein. Nora, die sofort wusste, dass das noch nicht Venedig selbst war, vernahm ein seltsames fernes Klingen, so als riefte der Widerhall einer Glocke ihr etwas zu. Als

habe er ihre Gedanken gelesen, deutete der Fahrer mit dem Daumen auf die alten Gebäude und rief laut, um das Rauschen des Windes zu übertönen: «Murano!»

Murano. Die Heimat der Glasbläser. Die Arbeitsstätte ihres Vorfahren. Nora verspürte ein Gefühl der Ergriffenheit, als sie an den fundamente, den Glashütten, vorbeifuhr, die dicht an dicht standen. Dieselben Gebäude wie damals beherbergten noch immer dasselbe Handwerk, wie schon seit Jahrhunderten. Sie fasste den Beschluss, am folgenden Tag hierher zurückzukehren und sich um Arbeit zu bemühen. Jetzt jagte ihr dieser verrückte Plan keine Angst mehr ein, sie war sich auf einmal ganz sicher. Das hier war kein Traum, sondern die Realität, und sie würde alles daransetzen, damit diese so ausfiel, wie sie sich das ausgemalt hatte. Ihr kam das Wort Schicksal in den Sinn. Ein albernes, romantisches Wort, das nach ihrem Geschmack zu sehr nach Fremdbestimmung klang, ihr jedoch nicht mehr aus dem Kopf ging. Sie umfasste das gläserne Herz, das um ihren Hals hing, und plötzlich war ihr nach einer Geste zumute, die das Gefühl wiedergab, das sie verspürte: Freiheit. Sie löste ihr Haar und ließ es im Wind flattern. Es sollte ein Gruß an Murano sein, doch in Wirklichkeit, so wusste sie, war er an Stephen gerichtet.

Im Hotel bedauerte sie ihre impulsive Geste. Vor dem unechten Rokospiegel im Badezimmer mühte sie sich damit ab, das zerzauste Haar durchzukämmen. Hier sah sie vollkommen anders aus als heute Morgen um vier Uhr in ihrem Londoner Spiegel. Was ihr aus dem venezianischen Glas entgegenblickte, war eindeutig ihre venezianische Seite. Ihr Haar war eine wilde Mähne, ihre Wangen waren von der Meeresbrise gerötet, und ihre Augen blitzten vor Begeisterung. Nur das Glasherz war noch dasselbe, wie es da an ihrem Hals hing. Nora fand, sie sah unordentlich aus, sogar ein wenig verrückt - doch auch ziemlich hübsch.

Das fand jemand anders auch.

Er saß in der Kirche auf der anderen Seite des Ganges in ihrer Reihe. Er war um die dreißig, außerordentlich gepflegt - wie auffallend viele italienische Männer, stellte Nora verblüfft fest - und vermutlich groß, denn man konnte sehen, dass er seine Beine nur mit Mühe in der engen Kirchenbank untergebracht hatte. Und sein Gesicht -ein Gedanke drängte sich ihr auf.

Er sieht aus wie einem Gemälde entstieg.

Sofort fiel Nora die Geschichte ihrer Mutter wieder ein, und sie dachte mit Schrecken daran, dass Elinor vor gut dreißig Jahren Ähnliches empfunden haben mochte wie sie. Sie wandte sich ab. Doch der Gedanke ließ sie nicht los. Wieder blickte sie zu dem Mann hinüber - und musste feststellen, dass er sie beobachtete. Mit brennenden Wangen drehte sie sich entschlossen weg.

Die Musik übte eine beruhigende Wirkung auf Nora aus, sie konzentrierte sich jetzt ganz auf das, was ihr gleich beim Eintreten aufgefallen war: auf den wunderschönen, großen Kronleuchter aus Glas, der wie ein umgedrehter kristallener Baum hoch über ihrem Kopf im Dunkel des Kirchenraumes schwebte. Zahllose Tropfen aus Glas glitzerten an den filigran wirkenden Zweigen, viel zu zart für die Last ihrer Früchte. Nora versuchte, mit den Augen jeden einzelnen Zweig in seinen Krümmungen und Windungen zu verfolgen, doch immer wieder spielte ihr die verschlungene Form einen Streich, und sie verlor den Zweig aus dem Blick. Es sah aus, als würde das Licht der Kerzenflammen von den Glastropfen eingefangen. Das Innere der perfekt gearbeiteten Prismen glühte und funkelte wie Diamanten. Wie zuvor, als sie im Boot die Insel Murano passiert hatte, glaubte Nora auch jetzt ein leises Klingeln zu hören. Doch im selben Augenblick erkannte sie, dass es diesmal keine Einbildung war. Das Glas sang. Ein kaum wahrnehmbarer süßer Ton war zu vernehmen, hervorgerufen durch den Klang der Streichinstrumente, der die Arme und Kristallanhängsel des Leuchters zum Schwingen brachte.

Nora suchte in ihrem Faltblatt nach Informationen über dieses Wunder, das ihr eigener Vorfahr geschaffen hatte, doch dort stand nichts. Langsam trat ein leises, wissendes Lächeln auf Noras Lippen.

Dieser Leuchter war schon hier, als du noch lebstest, Antonio Vivaldi. Auch du hörtest den Widerhall deiner Stücke, die Harmonie der Kristalle, die deine Musik unterstrich. Er war sogar schon hier, bevor du geboren wurdest. Und geschaffen hat ihn Corradino Manin, mein Vorfahr.

Kapitel 5

Der Camelopard

In einem dicken, wassergefüllten Fass hängend überquerte der große Kronleuchter die Lagune. Sanft schwang er im Einklang mit den Bewegungen des Bootes in der tintenschwarzen Flüssigkeit hin und her, in der nur manchmal, wenn ein wenig Mondlicht hineindrang, eines der Prismen aufblitzte wie ein Diamant in einem See aus Pech. In diesem Fass war der Kronleuchter geschützt wie ein Kind im Fruchtwasser des Mutterleibes. Vergangene Nacht vollendet wartete er jetzt darauf, zum Leben zu erwachen. Das riesige, aufrecht stehende Fass war mit so vielen Seilen auf dem Bootsdeck gesichert worden, dass es aussah, als habe es sich in einem Fischernetz verfangen. Die Ruderer legten sich in die Riemen, sodass die Ruderblätter klatschend ins Wasser eintauchten, und sangen dazu ein altes piemontesisches Lied. Drinnen im Fass stimmte der Kronleuchter in ihren Gesang mit ein.

Corradino taten bereits sämtliche Knochen weh, doch er legte seine Arbeit nicht nieder. Vor ihm an einer Eisenkette hing der fast fertig gestellte Leuchter und schimmerte in dem Feuerschein,

der aus dem Ofen drang, rotgolden. Er streckte dem Glasbläser seine Arme entgegen, als flehe er um Vollendung. Einer seiner fünf kunstvoll gefertigten Arme fehlte noch, daher ging Corradino jetzt ein letztes Mal zum Feuer hinüber. Er schob das lange Rohr der Glasmacherpfeife mitten in die weiche Schmelze hinein, rollte sie geschickt hin und her und nahm dann mit dem Ende ein Stück der Masse, einen Glasposten, auf. Danach märbelte er die Masse - wälzte sie in einem hölzernen, nassen Gefäß -, bis sie die richtige Form angenommen hatte und bereit zur Umwandlung war. Für Corradino war Glas ein lebendiges Wesen. Wie ein Kokon, den man hegte und pflegte und aus dem nun etwas Wunderschönes schlüpfen würde.

Er holte tief Luft und blies. Auf wundersame Weise blähte sich das Glasklumpchen am Endstück der Pfeife zu einem lang gestreckten, zarten Ballon. Danach hielt Corradino immer so lange die Luft an, bis die Blase - der Külbel - rundherum vollkommen war. Unter seinen Kollegen grassierte der Scherz, Manin sei ein solcher Perfektionist, dass ihm vermutlich eines Tages über einem widerspenstigen Külbel die Luft ausgehen und er auf der Stelle sterben würde. In Wahrheit wusste Corradino, dass im entscheidenden Moment der zarteste Atemhauch darüber bestimmte, ob das Gefertigte vollkommen oder misslungen, göttlich oder bloß schön war.

Er sah, wie das Glas chamäleongleich die Farbe wechselte, von Rot über Rosa, Orange, Goldgelb, Gelb bis hin zu Weiß, wenn es zu erkalten begann. Corradino war sich bewusst, dass er zügig arbeiten musste. Er schob den Külbel noch einmal in den Ofen, um ihn kurz zu erhitzen, dann fing er an, ihn mit den Händen zu formen.

Anders als die anderen Glasbläser benutzte er niemals Schutzpolster aus Baumwolle oder Papier, mit denen man die Haut davor bewahren konnte, zu verschrumpeln und Blasen zu werfen.

Schon vor langer Zeit hatte er der Kunst seine Fingerspitzen zum Opfer gebracht. Sie waren verbrannt, vernarbt und schließlich glatt und ohne Linien wieder verheilt. Corradino erinnerte sich an die Berichte des Marco Polo, der behauptet hatte, in der alten chinesischen Tang-Dynastie habe man Menschen mit Hilfe ihrer Fingerlinien identifiziert. Angeblich würde diese Methode im Orient noch immer angewendet.

Mein Ich ist in das Glas eingeflossen. Irgendwo in Venedig oder weit jenseits des Meeres liegt die Haut meiner Finger eingebraunt in den Schmelz eines Pokals oder eines Kerzenleuchters.

Corradino wusste, dass sein Glas unter anderem deshalb das beste war, weil er es in seinen Händen hielt, weil es seine Haut berührte, seinen Atem spürte. Er nahm die Schere zur Hand und begann, zarte, filigrane Schnörkel aus dem Hauptzylinder zu ziehen, bis der Röhre ein ganzer Wald von Kristallzweigen entspross. Dann brach Corradino rasch die Pfeife ab, nicht ohne das Stück mit einer festen Eisenstange, dem Heftisen oder Pontil, zu übernehmen, und machte sich daran, das offene Ende zu bearbeiten. Endlich, als das Glas unnachgiebig wurde und langsam aushärtete, trug er es hinüber zum eigentlichen Werkstück und wand den neuen Arm in einer dekorativen Spirale um das Mittelstück des Leuchters. Da gab es kein unebenes Fleckchen, keinen Ansatz des Pontils, keinen Nabel, der die Herkunft des Werkstücks preisgegeben hätte.

Bis das Glas gänzlich erstarrt war, stützte Corradino den Arm des Kronleuchters ab und bewunderte sein Werk. Dann trat er einen Schritt zurück und wischte sich über die Stirn. Weil er wie alle *vetraie* kein Hemd trug, spürte er von morgens bis abends die Hitze des Glasofens auf der Haut. Während er die emsigen Arbeiter um sich herum betrachtete, überlegte er, ob diese Arbeit wohl eine gute Vorbereitung auf das Höllenfeuer war. Wie hatte Dante noch geschrieben?

Denn zwischen Gräbern sieht man Flammen lodern, Und alle sind so durch und durch entflammt, Dass keine Kunst mehr Stahl und Eisen fordert.

Corradino kannte das Werk des Florentiners gut. Damals, in jener Nacht, als sie fliehen mussten, hatte sein Vater jedem Familienmitglied erlaubt, einen Gegenstand, der ihm besonders am Herzen lag, aus dem Palazzo Manin mitzunehmen. Die Wahl seines Vaters war auf eine wertvolle, auf Pergament geschriebene Ausgabe von Dantes «Divina Commedia» aus seiner Bibliothek gefallen.

Mein Vater hat das ausgewählt, was ihm am teuersten war. Es ist das einzige Buch, das ich besitze. Das einzige Erinnerungsstück an meinen Vater.

Corradino schob den Gedanken an ihn beiseite und wandte sich wieder den bedrohlich wirkenden Flammen zu. Es war kein Wunder, dass der Große Rat von Venedig im Jahre 1291 verfügt hatte, dass die Glasherstellung nur noch auf der Insel Murano gestattet sein sollte, da von dem Gewerbe eine ständige Feuergefahr für die Stadt ausging. Mehr als einmal war Venedig nur um Haaresbreite der völligen Vernichtung durch einen Brand entgangen, der in einem der Glasöfen ausgebrochen war. Es war eine weise Entscheidung gewesen, die Glashütten zu verlagern, hatte doch erst wenige Jahre zuvor eine Feuersbrunst fast die gesamte Stadt London in England zerstört. Dort war das Feuer allerdings nicht von einer Glashütte ausgegangen. Unter den Kaufleuten auf der Rialtobrücke kursierten Gerüchte, wonach der Brand in einer Pastetenbäckerei entstanden sein sollte. Corradino schnaubte verächtlich.

Das sieht den Engländern ähnlich - immer denken sie nur an ihren Magen.

Für das Glasgeschäft von Murano war der Brand von London ein Glücksfall gewesen. Der englische König Charles hatte sich der Aufgabe angenommen, London wieder aufzubauen und seine prachtvollen neuen Gebäude mit Spiegeln und zahlreichen Fenstern versehen zu lassen. Aus diesem Grund hatten Corradino und die anderen Glasbläser viele Aufträge aus jener fernen Hauptstadt erhalten.

Obgleich Corradino seinen Kronleuchter beinahe vollendet hatte, gab es noch viel zu tun. Es wurde bereits dunkel, und bald würden seine Kollegen die Öfen löschen, die Türen schließen und nach Hause gehen. Corradino wollte jedoch unbedingt seine Arbeit fertig stellen und trug daher einem der Lehrlinge noch eine letzte Besorgung auf. Als er sah, wie der Junge durch die Fondaria flitzte, über Eisenrohre sprang und Haken um die herumstehenden Wassereimer schlug, dachte Corradino lächelnd, dass der Spitzname der Lehrlinge - «scimmia di vetraia», Glasaffe -den Nagel auf den Kopf traf.

Gleich darauf war der Junge zurück und hielt ihm einen Kasten hin. «Eccola, Maestro.»

Corradino öffnete den langen Rosenholzkasten. Er war in hundert kleine Fächer unterteilt, die alle nummeriert und mit ein wenig Wolle ausgepolstert waren. Nun begann die Feinarbeit. Corradino nahm einen kleinen Pontil, viel kleiner als seine zuverlässige Glaspfeife, und tippte ihn in die geschmolzene Glasmasse am Boden seines Ofens. Als er die Stange wieder herauszog, glich sie einer brennenden Kerze. Er wartete einen Augenblick lang, dann zupfte er das glühende Kügelchen von der Stange und fing an, es zuerst zwischen seinen Handflächen, dann zwischen den Fingern zu rollen. Als er mit der Form zufrieden war, zog er die Kugel an einer Seite in die Länge, bis sie einer Träne glich, und bog das Ende zu einem kleinen Häkchen. Zum Schluss ließ er das Juwel, das er gerade geformt hatte, in den Eimer mit Wasser fal-

len, der zwischen seinen Knien stand. Eine ganze Zeit später griff er in den Eimer und fischte das kleine Schmuckstück heraus.

Dabei musste er an die Geschichten von den Perlentauchern im Orient denken, Geschichten, die bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückreichten, als Venedig noch über Konstantinopel herrschte.

Empfinden diese Jungen, die da in der Tiefe nach Perlaustern tauchen, bis ihnen fast die Lungen bersten, eine ebensolche Zufriedenheit wie ich? Oder die Arbeiter, die im Harzgebirge in Deutschland im heißen, dunklen Bergwerk schufteten und auf eine Silberader stoßen - ist denen dann zumute, als hätten sie diesen Schatz erschaffen? Und was ist mit denjenigen, die in den Diamantenminen Afrikas ein makellooses Kleinod aus dem Fels brechen, empfinden sie den gleichen Stolz wie ich? Sicherlich nicht. Denn wenn sie einen Schatz finden, dann ist es reines Glück, ein Geschenk der Natur. Ihre Schätze wurden von Gott erschaffen, doch diese schönen Dinge hier habe ich mit meinen eigenen Händen gefertigt. Und in dieser Welt, unserem siebzehnten Jahrhundert, ist Glas kostbarer als alle anderen Schätze, wertvoller als Gold, teurer als Safran.

Corradino legte den erstarrten Tropfen behutsam in das Kästchen mit der Nummer eins. Auch in seinem Nest aus Wolle strahlte das Glas noch immer rein und klar wie ein Diamant. Corradino sandte ein stummes Dankgebet an Angelo Barovier, den Maestro, der zwei Jahrhunderte zuvor das *cristallo*-Glas erfunden hatte, mit dem Corradino jetzt arbeitete. Bis zu jener Zeit hatte Glas immer einen Farbschimmer gehabt, und selbst das farbloseste Glas wies Unreinheiten, Trübungen oder eine milchige oder rauchige Tönung auf. Mit dem *cristallo* hatte man zum ersten Mal ein völlig reines, kristallklares Glas hergestellt, eine Tat, die Corradino nicht genug preisen konnte.

Er wandte sich wieder seinen Tropfen zu. Noch neunundneunzig waren anzufertigen, bevor er nach Hause in sein Quartier zu seinem Abendessen aus Wein und Polenta gehen durfte. Er konnte diese Arbeit unmöglich einem Lehrling überlassen. Zum Erstaunen seiner Kollegen behauptete Corradino nämlich, dass jeder Tropfen seine eigene Form haben müsse, ganz darauf ausgerichtet, an welcher Stelle des Kronleuchters er angebracht wurde. Nur so könne sich das Licht der Kerzen gleichmäßig in den Tropfen brechen und einen vollkommenen Strahlenkranz entfalten, wenn der Leuchter erst in einer Kirche oder einem Palazzo hing. Doch obwohl die Glasbläser der Fondaria und die Lehrjungen lange auf die Tropfen in Corradinos Kisten starrten, erklärten sie ihn für verrückt, denn für sie sahen alle Tropfen gleich aus. Corradino war nicht gekränkt, er lächelte nur. Er wusste, dass er es nicht nötig hatte, seine Arbeit zu verstecken - sie sollten ruhig schauen, sie würden doch nicht herausbekommen, wie er es machte. Sogar er selbst verstand nicht völlig, was seine Finger eigentlich taten, wenn er sich vorstellte, wo der jeweilige Tropfen hängen sollte.

Corradino schaute sich immer zunächst die Räume an, in denen seine Kronleuchter hängen sollten, und stellte seinen Kunden endlose Fragen über die Beleuchtung des Raumes. Dann inspezierte er die Fenster und Fensterläden und bezog sogar den Einfallswinkel des Sonnenlichts und die Lichtreflexe vom Wasser des Kanals in seine Berechnungen mit ein. Und jedes Mal notierte er alles in einem kleinen Büchlein aus Pergament. Jetzt, auf dem Höhepunkt von Corradinos Schaffen, waren die Seiten dicht bedeckt mit seiner akkuraten Handschrift und den schönen Zeichnungen. Auch Maßangaben und Gleichungen drängten sich auf dem Pergament, denn Corradino hielt viel von der alten Wissenschaft der Mathematik. Er vergaß auch nicht, die Besonderheiten aller Werkstücke und seine Fortschritte festzuhalten, und konnte, indem er auf die Notizen zurückgriff, seine Kunst weiterentwickeln.

Als er den letzten Tropfen vollendet hatte, zog er sein Buch heraus. Er blätterte es durch, bis er zu den Maßangaben für die Santa Maria della Pietà kam, und fügte rasch eine Federskizze des fertigen Stückes hinzu. Sogar als Zeichnung wirkte der Leuchter plastisch wie ein Kristallrelief.

Corradino gab stets gut auf sein Büchlein Acht und trug es immer direkt an seinem Körper, obwohl er sich sicher war, dass seine Kollegen mit den Aufzeichnungen sowieso nichts anfangen konnten. Er wusste sehr wohl, dass sich die anderen Vetrarie über ihn lustig machten und spotteten, Manin würde sein Buch noch nicht einmal weglegen, wenn er eine Frau beglückte. Er war ein ungewöhnlicher Mensch, aber ein Genie, daran zweifelte keiner.

Von seinem außerordentlichen Talent zeugten seine Arbeiten, die so gut wie in jedem Palazzo, jeder Kirche und jedem vornehmen Speiselokal von Venedig hingen oder standen: jeder einzelne seiner schimmernden Pokale, jeder Spiegel, glatt wie die Lagune im Sommer, und sogar die kleinen Karnevalsgeschenke in Form von Glaskugeln und gläsernen Bonbons. Sie alle funkelten wie kostbare Juwelen. Sein neuestes Werk würde die düstere Kuppel der Santa Maria della Pietà mit nie gesehener Helligkeit erfüllen. Und es würde singen, so wie viele seiner Stücke sprachen oder sangen. Schnippte man beispielsweise mit dem Fingernagel gegen eines seiner Trinkgläser, begann es singend von dem Gold zu erzählen, mit dem sein Rand verziert war - von Samarkand und dem Bosphorus und den glühend heißen Sommern im Orient. In diesem Kronleuchter würde dagegen die Musik nachklingen, die die

Mädchen in der Pietà spielten. Diese Waisen, die niemanden hatten, der sie liebte und den sie wiederlieben konnten, und daher ihre ganze Liebe in ihre Musik legten. Davon würde sein Glas singen. Und es würde ihnen zuraunen, dass zumindest eine unter ihnen war, die doch geliebt wurde.

Die Pietä. Corradino lächelte. Morgen würde er mit den Glaspfropfen zur Pietä gehen. Der Leuchter sollte ihm auf einem besonderen Boot mit flachem Boden vorausfahren. Corradino selbst war auf die perfekte Verpackungsmethode für seine kostbaren candelabri gekommen: Sie wurden in einem gewaltigen Fass aufgehängt, das mit gefiltertem Lagunenwasser gefüllt war. So war der zerbrechliche Inhalt gegen Stöße geschützt und würde, solange das Boot nicht kenterte, jede Reise überstehen. In der Santa Maria della Pietä angekommen, sollte der Leuchter mit einer Winde aus dem Fass gehievt werden. Das an ihm herabströmende Wasser würde in dem Licht, das durch die Fenster fiel, glitzern wie das Glas selbst. Und dann würde der Leuchter, vielleicht für viele kommende Jahrhunderte, seine Bestimmung erfüllen: die Kirche zu erhellen, damit die Mädchen die kleinen, insektengleichen Noten auf ihren Partituren erkennen und ihre Instrumente zur Ehre Gottes erklingen lassen konnten.

Corradino selbst würde das Werk vollenden, indem er sorgsam jeden einzelnen Tropfen an seinen Platz hängte, bevor dann der vollständige Leuchter zur Decke der Kuppel emporgezogen wurde.

Ich werde es selbst tun, so wie es sich gehört.

Das war ihm das zweitgrößte Vergnügen im Leben. Und morgen würde er es genießen, zusammen mit dem größten - Leonora zu sehen. Corradino machte sich an das letzte Werkstück des heutigen Tages, ungeachtet der Tatsache, dass alle Fächer in dem Rosenholzkasten bereits voll waren. Dies hier sollte kein Tropfen für den Leuchter werden, sondern ein Geschenk für sie.

Corradino war sehr wohl bewusst, dass es neben dem Brandschutz noch einen anderen Grund gab, warum man die Glashütten von Venedig nach Murano verlegt hatte. Seit nach dem Fall von Konstantinopel die Kunst der Glasherstellung in Venedig

Fuß gefasst hatte, galt venezianisches Glas als das beste der Welt. Die Techniken waren Mädchen in der Pietà spielten. Diese Waisen, die niemanden hatten, der sie liebte und den sie wiederlieben konnten, und daher ihre ganze Liebe in ihre Musik legten. Davon würde sein Glas singen. Und es würde ihnen zuraunen, dass zumindest eine unter ihnen war, die doch geliebt wurde.

Die Pietà. Corradino lächelte. Morgen würde er mit den Glaspfropfen zur Pietà gehen. Der Leuchter sollte ihm auf einem besonderen Boot mit flachem Boden vorausfahren. Corradino selbst war auf die perfekte Verpackungsmethode für seine kostbaren candelabri gekommen: Sie wurden in einem gewaltigen Fass aufgehängt, das mit gefiltertem Lagunenwasser gefüllt war. So war der zerbrechliche Inhalt gegen Stöße geschützt und würde, solange das Boot nicht kenterte, jede Reise überstehen. In der Santa Maria della Pietà angekommen, sollte der Leuchter mit einer Winde aus dem Fass gehievt werden. Das an ihm herabströmende Wasser würde in dem Licht, das durch die Fenster fiel, glitzern wie das Glas selbst. Und dann würde der Leuchter, vielleicht für viele kommende Jahrhunderte, seine Bestimmung erfüllen: die Kirche zu erhellen, damit die Mädchen die kleinen, insektengleichen Noten auf ihren Partituren erkennen und ihre Instrumente zur Ehre Gottes erklingen lassen konnten.

Corradino selbst würde das Werk vollenden, indem er sorgsam jeden einzelnen Tropfen an seinen Platz hängte, bevor dann der vollständige Leuchter zur Decke der Kuppel emporgezogen wurde.

Ich werde es selbst tun, so wie es sich gehört.

Das war ihm das zweitgrößte Vergnügen im Leben. Und morgen würde er es genießen, zusammen mit dem größten - Leonora zu sehen. Corradino machte sich an das letzte Werkstück des heutigen Tages, ungeachtet der Tatsache, dass alle Fächer in dem

Rosenholzkasten bereits voll waren. Dies hier sollte kein Tropfen für den Leuchter werden, sondern ein Geschenk für sie.

Corradino war sehr wohl bewusst, dass es neben dem Brandschutz noch einen anderen Grund gab, warum man die Glashütten von Venedig nach Murano verlegt hatte. Seit nach dem Fall von Konstantinopel die Kunst der Glasherstellung in Venedig Fuß gefasst hatte, galt venezianisches Glas als das beste der Welt. Die Techniken waren Vordereingang. Diese unterschiedlichen Eingänge waren typisch für Venedig. Die Stadt verdankte all ihren Reichtum dem Wasser, der Lagune. Auf das Wasser mit seinen zuverlässig wechselnden Gezeiten waren die Macht und Vorherrschaft des Stadtstaates gegründet. Also war es nur folgerichtig, dass man die Eingänge vom Wasser her den hohen Herrschaften vorbehielt. An jenem schicksalsträchtigen Tag öffnete sich das Wassertor des Palazzo dei Vescovi, um Corradino einzulassen. Der große silbern schimmernde Palast nahm ihn und seine Gondel auf, dann führte ihn ein ehrerbietiger Lakai in den Hauptwohnbereich hinauf. Als Corradino, bekleidet mit der bescheidenen Lederkluft der Vetraie, den eleganten Salon betrat, dessen Fenster auf den Kanal hinausgingen, wurde ihm klar, dass diese Art des Empfangs als Verbeugung vor seinem Ausnahmetalent gedacht war. Der Fürst - ein Mann, den feine Gesichtszüge und prächtiges silberig glänzendes Haar als Adeligen auswiesen - begrüßte ihn wie einen Verwandten. Corradinos Platz in der Welt schien gesichert. Ein Diener wurde nach der Principessa Angelina und dem Kleid geschickt. Währenddessen beriet sich der Fürst mit Corradino bei einem Glas Valpolicella über die Farbpigmente und ihre Preise. Als der alte Mann schließlich aufblickte und seine Tochter mit einem «Da bist du ja, meine Liebe» begrüßte, wusste Corradino nicht, wie ihm geschah.

Sie war eine Offenbarung.

Ihr blondes Haar glänzte wie gesponnenes Gold. Ihre grünen Augen glichen Blättern im Frühlingsregen. Sie hatte die Haltung einer Göttin. Die Principessa war eine Vision in Blau - im Licht des Morgens und der Sonnentupfer, die das Wasser reflektierte, schimmerte die Seide ihres Brautkleides in hundert verschiedenen Schattierungen.

Was die Principessa anging, so war sie genauestens darüber informiert, mit wem sie es zu tun hatte und welcher Ruf Corradino vorausseilte. Sie hatte sich schon lange danach gesehnt, den Künstler, von dem alle Welt sprach, kennenzulernen. Überrascht stellte sie fest, dass er noch sehr jung war - nicht viel älter als zwanzig, schätzte sie. Außerdem sah er recht gut aus mit seinen dunklen Augen und den Locken. Sein Gesicht, von der Hitze der Öfen ständig gebräunt, erinnerte sie an die streng wirkenden, dunklen Ikonen, die bei der Messe in der Basilica di San Marco ernst aus ihren edelsteinbesetzten Rahmen blickten. Corradinos Wert, das wusste sie, war so unschätzbar wie der der Ikonen mit all ihren Edelsteinen.

Angelina musste daran denken, wie sie im Jahr zuvor mit einem Grüppchen Auserwählter in den Dogenpalast, den Palazzo Ducale, geladen worden war, um ein einzigartiges, sagenumwobenes Geschöpf zu besichtigen. Es wurde Camelopard genannt, Giraffa camelopard alis, und war eine Leihgabe eines afrikanischen Königs. Der Name hatte der Principessa nichts gesagt, doch als sie, hinter ihrer Maske versteckt, einen Blick auf das Tier warf, durchströmte sie eine heftige Erregung. Riesengroß, gefleckt wie ein Harlekin, mit einem unglaublich langen Hals, schritt das Geschöpf langsam im Kreis herum, und die Strahlen der Sonne, die durch die Fenster des Palazzo fielen, warfen ein Muster auf sein Fell. Die weiträumige Sala del Maggior Consiglio, der Saal des Großen Rates, mit ihren prachtvollen Wandgemälden, den Goldfresken und der höchsten Decke in ganz Venedig schien als einziger Raum geeignet, das phantastische Wesen auszustellen.

Von der Decke blickten sechsundsiebzig ehemalige Dogen von Venedig, gemalt vom großen Veronese, ungerührt auf die Szene herab. Ihr jetziger Nachfolger saß, mit dem corno - einer Kappe mit hornartiger Spitze und einem kronenartigen Metallring - geschmückt, stauend auf seinem Thron und flüsterte seiner Gemahlin hinter vorgehaltener beringter Hand etwas zu. Währenddessen erforschte die fremdartige, stumme Kreatur mit ihrer schlangenartigen schwarzen Zunge oben an der Wand einen scharlachroten Wandbehang, worauf das Publikum entzückte Laute ausstieß. Dann hob das Tier seinen Schwanz, ließ einen Batzen Dung auf den unschätzbar wertvollen Boden fallen und trat anschließend hinein. Die Damen kicherten und kreischten, während die Herren in schallendes Gelächter ausbrachen. Angelina hielt sich ein Blumensträußchen unter die Nase, um den strengen Geruch zu vertreiben, doch ihre Aufregung und Faszination waren ungebrochen. Sie spürte, dass sie hier etwas wahrhaft Ungewöhnliches, etwas Einzigartiges zu sehen bekam. Dabei spielte es für sie keine Rolle, ob der Camelopard schön war oder nicht. Wäre das Tier zu verkaufen gewesen, sie hätte ihren Vater gebeten, es für sie zu erstehen.

Jetzt, da sie Corradino anschaute, hatte sie das gleiche Gefühl. Es war nicht ausschlaggebend, dass er jung und gut aussehend war. Er war etwas Ungewöhnliches und Einzigartiges, das allein zählte für sie. Sie musste ihn haben.

Als Angelina dei Vescovi Corradino zulächelte, war in seinen Gedanken kein Platz mehr für die Glaspigmente.

Doch die kamen ihm schnell genug wieder in den Sinn. In den Monaten bis zur Hochzeit musste er sogar sehr häufig zum Palazzo dei Vescovi fahren, um diese überaus wichtigen Pigmente zu erörtern. Zuweilen sah er dabei auch den Fürsten, aber meist traf er die Principessa allein an. Selbstverständlich ging es jedes

Mal um äußerst wichtige Angelegenheiten, die gründlich besprochen werden wollten.

Eine Woche vor der Hochzeit stellte sich heraus, dass die Principessa Angelina dei Vescovi schwanger war. Ihre Kammerzofe, die ihr im Auftrag des Fürsten nachspionierte, untersuchte die Laken ihrer Herrin, die auch dann schneeweiß blieben, als Angelinas Monatsregel anstand. Die Zofe erstattete dem Fürsten von der Schwangerschaft Bericht, kaum dass Angelina selbst davon wusste. Die Verlobung wurde unter dem Vorwand einer Erkrankung aufgelöst, und der Fürst schickte Angelina in aller Heimlichkeit auf seine Güter nach Vicenza, wo sie bis zur Entbindung bleiben sollte. In dem Versuch, den Ruf seiner Tochter zu retten, drohte der Fürst seinen Dienstboten mit dem Tode, sollte auch nur ein Wort von Angelinas Schande nach außen dringen. Als Corradino wieder einmal einen seiner Besuche im Palast machte, um Angelina zu treffen, erwarteten ihn bereits zwei Bedienstete des Fürsten, die ihn umgehend in dessen Studierzimmer eskortierten. In einem kurzen, unerfreulichen Gespräch ließ Nunzio dei Vescovi Corradino wissen, dass er sein Leben aufs Spiel setzen würde, wenn er noch ein einziges Mal versuchen sollte, Angelina zu sehen, oder auch nur in der Stadt weilte. Die harten Worte des Fürsten verletzten Corradinos Stolz empfindlich. Nun stand er nicht mehr auf gleicher Stufe mit den Adelligen wie zu der Zeit, als er im Palast wohl gelitten war. Er musste erkennen, dass seine Talente im Vergleich zu den Reichtümern und dem Stand des Fürsten, dessen Freundschaft er für immer verloren hatte, nichts zählten. In den folgenden Jahren vermochte er sich nicht mehr an all die bitteren Sätze des Fürsten zu erinnern, doch einige blieben ihm unauslöschlich im Gedächtnis haften.

Eine Szene sah Corradino noch Jahre später vor sich: Nachdem Nunzios erste Wut abgeklungen war, war er ans Fenster getreten und hatte auf die Lagune hinausgeschaut. Mit leiser, müder Stimme hatte er gesagt: «Manchmal, waren die kostbaren Wand-

behänge abgerissen oder von Ratten angenagt. Kein Diener war mehr im Haus, und als Corradino die morsche Treppe nach oben stieg, ahnte er bereits den Grund.

Bei dem beißenden Gestank, der im Krankenzimmer herrschte, wurde Corradino schlecht. Vor Schmerzen gekrümmt und in eine schmutzige Decke gehüllt lag Nunzio dei Vescovi auf dem Bett, das halbe Gesicht von der «male francese», der «Franzosenkrankheit», zerfressen. Er starb an Syphilis. Doch dann fing das Wesen dort auf dem Bett, das einmal ein mächtiger Fürst gewesen war, an, keuchende Laute auszustoßen. Es dauerte eine Weile, bis Corradino ihn verstand. Nunzios Gesicht war nur noch rohes Fleisch, und da der Krankheit ein Großteil seiner Lippen zum Opfer gefallen war, konnte er die meisten Laute nicht mehr bilden.

«... ino.» Eine klauenartige Hand wies zum Tischchen neben dem Bett hinüber. Darauf standen eine Weinkaraffe und ein verstaubter Trinkbecher, dessen Boden nur noch eine halb eingetrocknete, zähflüssige Neige bedeckte. Gott allein mochte wissen, wie lange sich keine menschliche Seele mehr um den Mann gekümmert hatte.

Corradino bekreuzigte sich und goss Wein ein. Eine tote Wespe fiel mit ins Glas, doch das war jetzt gleichgültig. Unter sichtlichen Schmerzen stützte sich der Fürst auf einen Ellbogen und trank, wobei ihm der Wein wie Blut aus dem zerstörten Mund rann. Corradino wusste, dass dei Vescovi nicht mehr lange zu leben hatte, also stellte er nur eine einzige Frage: «Angelina?»

«... ot.»

Corradino wandte sich zum Gehen. Obwohl er sich schon gedacht hatte, dass Angelina etwas zugestoßen war, war es ein Schock, dies aus dem Munde des Fürsten zu hören. Er sehnte

sich danach, allein zu sein. Nunzio würde er einen Priester schicken; mehr konnte er nicht tun.

«... ei... eburt.»

Corradino blieb stehen und drehte sich um.

«Sie hat ein Kind bekommen?», fragte er ungläubig.

«In ... ieta. Nie-an erzäh-n, E-e ... Ehre der ... amilie. Nie-an.»

Nun gut, das konnte er versprechen. Er nickte zur Bestätigung, dass er das Geheimnis wahren würde.

«Und der Name des Kindes?» «... eonora ... anin.»

Das war der Gipfel der Ironie.

Sie trägt meinen Namen.

Corradino sah zu, wie Nunzio starb, gleich nachdem dieser sein Gewissen erleichtert hatte. Um den Fürsten vergoss er keine Träne, und auch der Schmerz, der ihn überfallen hatte, als er von Angelinas Tod erfuhr, ließ bereits nach. Das rührte vermutlich daher, dass er zwei Jahre lang auf Murano um sie getrauert hatte. Außerdem hatte er sie - wie ihm langsam klar wurde - mehr um ihrer Schönheit als um ihrer selbst willen geliebt. Doch als er zur Santa Maria della Pietà ging, um die anderthalbjährige Leonora Manin aufzusuchen, verliebte er sich zum ersten Mal in seinem Leben.

Ganz vorne auf der Piazzetta di San Marco stehen zwei hohe weiße Säulen. Auf der einen thront die Statue des heiligen Theodosius von Konstantinopel, auf der anderen ein geflügelter Löwe, den die Venezianer als Löwen des heiligen Markus umgedeutet

haben. Die Pranken des Fabelwesens ruhen auf einem Buch, auf dem die berühmten Worte «Pax Tibi Marce Evangelista Meus» - «Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist» - stehen, mit denen die Engel den heiligen Markus von Venedig ansprachen. Ursprünglich waren es drei Säulen gewesen, die man im fernen Tyrus geraubt hatte, doch die dritte fiel beim Ausladen ins Meer und liegt noch heute auf dem Grund der Lagune. Zur selben Zeit, als Corradino seine Tochter zum ersten Mal sah, verlud man den Camelopard, von seiner Tournee durch die großen Höfe von Mailand, Genua und Turin müde und ausgemergelt, auf ein Schiff, das ihn nach Hause zu seinem Herrn, einem afrikanischen König, bringen sollte. Von zahlreichen Seilen um seinen langen Hals gehalten, war der Camelopard nur noch zwei kurze Schritte vom Schiff entfernt. Doch die Planke war rutschig vom Regen, und das Tier hatte Angst, das unruhige Wasser zu überqueren. Wie die Säule einige Jahrhunderte zuvor stürzte der Camelopard kopfüber in die Lagune, als seine Wärter in einem unbedachten Moment die Seile losließen. Er war so groß, dass sein edler Kopf aus dem Wasser ragte. Ängstlich verdrehte er seine feuchten braunen Augen, und seine schwarze Zunge schnellte immer wieder vor, wenn er Salzwasser schluckte. Eine rasch größer werdende Menschenmenge zog an den nassen Seilen, doch es gelang ihr nicht, das stelzbeinige Geschöpf zu retten. Innerhalb einer Stunde war der Camelopard tot. Friedlich sank er auf den Grund der Lagune, und in einer letzten anmutigen Geste senkte sich sein langer Hals mit dem müden Kopf auf die verlorene Säule aus Tyrus.

Kapitel 6

Der Spiegel

Verzweifelt schaute Nora in den Spiegel. Sie wusste, dass sie einen schrecklichen Fehler begangen hatte. Niemals hätte sie

hierher kommen dürfen. Der zuversichtliche Ausdruck in ihren Augen war verschwunden.

Es war ihr zweiter Tag in Venedig, und sie machte zusammen mit anderen Gästen einen vom Hotel organisierten Ausflug nach Murano. Tausende mit Kameras behängte Touristen ließen sich jedes Jahr nach Murano hinüberfahren, um eine der Hauptattraktionen Venedigs zu besichtigen: die Glashütten Muranos, in denen Glasbläser seit Jahrhunderten die schönsten Glaskunstwerke der Welt herstellten. Natürlich wurden diese Ausflüge in erster Linie dazu genutzt, um den Touristen - vorzugsweise reichen Amerikanern und Japanern - teure Objekte aus Muranoglas zu verkaufen. Nora hatte den Höhepunkt der Tour schon hinter sich - einen fünfminütigen Rundgang durch eine Glaswerkstatt. Sie hatte den Männern bei der Arbeit zugesehen und beobachtet, wie sie konzentriert und geschickt - und zuweilen auch mit ein paar Showeffekten für die Zuschauer - das Glas bliesen und formten. Außerdem hatte sie die Gerätschaften und die Öfen inspiziert, von denen sich manche in den vergangenen vierhundert Jahren nur wenig verändert hatten. Sie wünschte sich so sehr dazuzugehören, dass sie ganz kribbelig wurde. Nora hatte selbst mit Glas gearbeitet und war dabei nicht ohne Erfolg gewesen. Dies hier war natürlich etwas anderes, und doch glaubte sie, ebenso gut zu sein wie die Glasbläser von Murano, wenn sie nur die Chance erhielte, das Handwerk zu erlernen. Vor sich hin träumend stand sie da, bis eine große Gruppe von Deutschen sie beiseite schob, um an die Kasse zu gelangen.

Damit sie ein Stückchen Nippes für ihren Esstisch in Hamburg kaufen und dann zu ihren Nachbarn sagen können: «Ja, das hier haben wir in Venedig entdeckt. Es ist echtes mundgeblasenes Muranoglas, müssen Sie wissen.»

Der Ausflug der Touristen war hier zu Ende - in diesem großen, hell erleuchteten, weiß getünchten Verkaufsraum, in dem

Kunstwerke in den verschiedensten Formen und Farben angeboten wurden. Wohin man auch schaute, strahlte und funkelte Glas. In einem der Regale standen Pokale in Reih und Glied aufgereiht. Ihre strenge Anordnung bildete einen auffallenden Gegensatz zu den bunten, ein wenig verspielt wirkenden Spiralen, die sich durch ihre Stiele zogen. Kronleuchter von beeindruckender barocker Formenfülle hingen dicht an dicht von der Decke, ihre Arme ineinander verschlungen wie die Äste eines Zauberwalds. Daneben gab es Vögel und andere Tiere in allen Schattierungen von Orange bis Rot, die aussahen, als wären sie aus vulkanischer Lava geformt. Fein gearbeitete Stücke mit einer Oberfläche wie gesprungenes Eis drängten sich Seite an Seite mit Figuren, die dem kommerziellen Geschmack des zwanzigsten Jahrhunderts entsprachen: dicke Vögel im Käfig, in ewigem Gesang erstarrt. Die Wände waren bedeckt mit Spiegeln in allen Größen und Formen, die wie eine Sammlung von Porträts wirkten. Doch im Gegensatz zu diesen erschienen in den Rahmen der Spiegel immer wieder neue Gesichter. Es war fast, als buhlten sie um die Gunst der Käufer. Ich gebe deinem Gesicht den richtigen Rahmen, versprach ein jeder. Du gehörst mir. Ich mache dich schön - bis du vorübergegangen bist und das nächste Gesicht in meine Tiefen schaut. In einen solchen Spiegel blickte Nora soeben.

Heute betrachte ich nicht mich, sondern das Glas. Das Glas, allein daraufkommt es an.

Mit diesem Mantra wollte Nora sich selbst Mut zusprechen. Wie zur Bekräftigung sah sie sich den Spiegel genauer an. Um die Glasfläche zog sich ein Kranz aus gläsernen Blüten, so zart und echt aussehend, dass Nora das Gefühl hatte, eine davon abpflücken und an ihr riechen zu können. Das war Kunst, die ganz in Noras Sinne war. Ihr wurde auf einmal bewusst, dass sie gar nicht unbedingt Neues schaffen wollte. In ihren Augen war es viel wichtiger, sich auf die Vergangenheit zu besinnen, die alten Künste wieder zu beleben und zu perfektionieren.

Ich bin nicht mehr ganz bei Trost. Ich werde mich jetzt noch ein wenig umschauen und dann nach Hause fahren. Nach Hause, das heißt nach London. Ich muss wirklich verrückt gewesen sein, zu glauben, dass ich Zugang zu einem der traditionsreichsten und anspruchsvollsten Berufe in Venedig finden könnte, nur weil ich von einem Glasbläser abstamme und eine bescheidene Begabung vorweisen kann.

Nora umklammerte die mitgebrachte DIN-A4-Mappe. Sie enthielt Hochglanzfotos der Glasarbeiten, die sie in der Cork Street ausgestellt hatte. Sie war so stolz daraufgewesen - bis sie diesen Raum gesehen hatte.

Einfach verrückt. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Ich gehe jetzt.

«E molto bello, questo vetro. Vorrei guardare la nostra lista di prezzi?»

Die Stimme erklang nahe an ihrem Ohr und riss Nora aus ihren trüben Gedanken. Sie gehörte zu einem der gepflegten, gut gekleideten Verkäufer, die den Kunden bei ihren Einkäufen behilflich waren. Der freundliche ältere Mann schien der Ladenbesitzer zu sein, Nora hatte dies an seinem Auftreten den anderen Verkäufern gegenüber bemerkt. Er sah, dass er sie erschreckt hatte, und schaute ein wenig schuldbewusst drein.

«Mi scusi, Signorina. Lei e Italiana?»

Nora lächelte entschuldigend, weil sie so zusammengefahren war.

«Nein, ich bin keine Italienerin.» Hier war nicht der passende Ort, um ihre Abstammung zu erläutern. «Sono Inglese.»

«Es tut mir leid», sagte der Herr in fließendem Englisch, «aber Sie sehen wirklich wie eine Italienerin aus, abgesehen von den blonden Haaren natürlich. Wie von Botticelli», fügte er charmant hinzu. «Möchten Sie vielleicht unseren Katalog oder die Preisliste sehen?»

Nora nahm ihr letztes bisschen Mut zusammen. Dass er sie für eine Italienerin gehalten hatte, nahm sie als gutes Zeichen. Vielleicht gab es ja doch noch eine Chance. «Eigentlich wollte ich mich um eine Anstellung bewerben.»

Sofort änderte sich das Verhalten des Mannes. In seinen Augen war Nora von der wohlhabenden Kundin zur lästigen Rucksacktouristin abgestiegen. Jeden Tag fragte jemand nach Arbeit. Langsam wurde es lästig. Warum konnten sie nicht alle in die Toskana gehen und Trauben pflücken? Er zwang sich zu einer höflichen Antwort.

«Ich bedauere, Signorina, aber wir beschäftigen keine Ausländer im Geschäft.»

Als er sich zum Gehen wandte, sagte sie mit dem Mut der Verzweiflung: «Ich meinte nicht den Laden. Ich möchte in der Fondaria arbeiten. Als *vetraia*.»

Der Mann lachte. «Das ist ganz unmöglich. Diese Arbeit erfordert eine jahrelange Ausbildung. Es ist ein Beruf, der besondere Fähigkeiten verlangt. Ein venezianischer Beruf.» Und mit Blick auf ihr langes Haar fügte er hinzu: «Ein Männerberuf.»

Er schien der Meinung zu sein, dass er Nora schon genug Aufmerksamkeit geschenkt hatte, denn nun wandte er sich einem deutschen Paar zu, das lautstark seine Meinungsverschiedenheiten über einen Satz Trinkgläser austrug.

«Warten Sie», sagte Nora hastig auf Italienisch. Sie wusste, dass sie verloren hatte, dass sie würde gehen müssen - aber nicht so. Nicht in dem Bewusstsein, dass dieser Mann sie für eine komplette Idiotin und eine Nervensäge hielt. So durfte es nicht enden. «Ich möchte diesen Spiegel kaufen.» Nora beabsichtigte, den Blumenspiegel mit nach London zu nehmen. Sie hatte hineingeschaut, als ihr Traum starb, das war eine Erfahrung, die sie nicht vergessen durfte. Die Blumen würden sie dagegen immer daran erinnern, was für ein schöner Traum es gewesen war.

Übergangslos änderte sich das Benehmen des Mannes. Mit geschäftsmäßiger Freundlichkeit geleitete er Nora zum Packtisch, nachdem er Anweisungen gegeben hatte, den Spiegel einzupacken. Als er sie nach ihrer Adresse in England fragte, nannte sie ihm aus einem Impuls heraus die ihrer Mutter. Der Spiegel konnte bei Elinor bleiben, bis Nora ihre Rückreise in die Wege geleitet hatte. Niedergeschlagen setzte sie ihre Unterschrift unter die Rechnung und steckte ihre American-Express-Karte wieder ein. Der Mann warf einen flüchtigen Blick auf ihre Unterschrift. Nora war bereits auf dem Weg die Treppe hinunter, als er sie zurückrief.

«Signora?»

Widerwillig kehrte Nora um. Mittlerweile hatte sie diesen Ausflug wirklich satt. Sie wollte nur noch fort, zurück auf das Boot mit den anderen Touristen, denn zu denen gehörte sie in Wahrheit doch ...

«Gibt es ein Problem?», fragte sie stirnrunzelnd.

Der Mann schaute auf die Adresse ihrer Mutter und dann wieder auf ihre American-Express-Daten.

«Manin?», fragte er. «Ihr Name ist Manin?»

«Si.»

Benommen nahm er seine Halbbrille ab. Und dann, als sei ihm plötzlich sein Englisch abhanden gekommen, sagte er auf Italienisch: «Sind Sie - Kennen Sie ... Haben Sie schon einmal von Corrado Manin - Corradino - gehört?»

«Ja, er ist mein Vorfahr. Seinetwegen bin ich nach Venedig gekommen, um das Glasbläserhandwerk zu lernen.» Plötzlich stiegen ihr die Tränen in die Augen. Das alles war zu viel für sie. Ihr Traum war geplatzt, und es schmerzte sie, darüber zu reden. Sie war eine jämmerliche Versagerin - sie hatte als Ehefrau versagt, war nicht schwanger geworden, obwohl dem aus medizinischer Sicht nichts im Wege stand, und bei diesem Wahnsinnsabenteuer hatte sie ebenfalls gründlich versagt. Sie wollte nur noch eins: weg von hier. Doch zu ihrer Überraschung streckte der Mann ihr die Hand entgegen. «Ich bin Adelino della Vigna. Kommen Sie kurz mit, ich möchte etwas überprüfen.»

Er führte Nora, die nicht wusste, wie ihr geschah, am Ellbogen, nicht über die Haupttreppe, sondern durch eine Nebentür mit der Aufschrift «Privato». Die Touristen beobachteten den Vorgang interessiert, überzeugt davon, dass die junge Frau beim Ladendiebstahl erwischt worden war.

Nora stieg hinter Adelino eine Eisentreppe hinab, bis ihr der Geruch und die Hitze verrieten, dass sie sich der Werkstatt näherten. Er führte sie durch eine schwere Tür, die von den dahinter herrschenden Temperaturen ganz warm war. Zum ersten Mal traf sie der volle Gluthauch der Öfen.

Wie am Guy Fawkes Day, wenn deine Vorderseite am Feuer fast geröstet wird und dein Rücken kalt bleibt.

Adelino ging mit ihr auf die Flammen zu und parierte dabei mit ein paar Worten die Pfiffe und Bemerkungen der Veträie, die sich angesichts des deutlich älteren Adelino in Begleitung einer jungen Blondine die Neckereien nicht verkneifen konnten. Er legte sein Jackett ab und griff nach einer Glasmacherpfeife. Nora hielt ihm ihre Mappe hin, doch Adelino winkte ab. «Die können Sie ebenso gut ins Feuer werfen. Hier fangen wir mit allem ganz von vorn an.» Er schob die Pfeife ins Feuer und rüttelte die Kohlen durch, bis sie Funken sprühten. «Diese Glashütte gehört mir. Mittlerweile kümmerge ich mich nur noch um die Abrechnungen und den Verkauf, aber früher habe ich auch als Glasbläser gearbeitet - so lange, bis meine Lungen nicht mehr mitmachen wollten. So, und jetzt zeigen Sie mir mal, was Sie damit anstellen.»

Er reichte ihr die Glaspfeife. Nora zog eilig ihre Jacke aus und warf sie hinter ein paar Eimer, die ineinander gestapelt waren. Behutsam nahm sie die Stange, wohl wissend, dass sie nur diese eine Chance hatte.

Hilf mir, Corradino!

Mit der langen Pfeife holte sie einen Klumpen Glasmasse aus dem Feuer und fing vorsichtig an, das Glas zu blasen. Sie rollte es hin und her, erhitze es erneut, formte und blies mit einem langen Atemzug, bis sich der Kübel gebildet hatte. Erst dann holte sie wieder Luft. Corradino hatte ihr Flehen erhört. Er war vollkommen.

Nora trank den starken schwarzen Espresso, den Adelino ihr gebracht hatte, bevor er in dem Chaos auf seinem Schreibtisch nach einem Stift suchte.

«Ich nehme Sie als Lehrling auf, für einen Monat zur Probe. Der Lohn ist niedrig, und Sie werden während dieser Zeit nur

den maestri zur Hand gehen. Keine eigenen Arbeiten. Haben Sie verstanden?»

Nora nickte benommen. Sie konnte es immer noch nicht fassen. Er reichte ihr ein Formular, das er mit Tintengekritzel bedeckt hatte.

«Nehmen Sie das mit zur Questura - dem Polizeipräsidium - in Castello. Es liegt an der fondamenta San Lorenzo. Sie brauchen eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Arbeitserlaubnis. Das wird vermutlich eine Weile dauern, aber es wird Ihnen helfen, dass Ihr Vater aus dieser Stadt stammt und dass Sie hier geboren sind.» Mittlerweile hatte Nora Adelino ihre Geschichte erzählt. «Und in der Zwischenzeit lassen Sie sich dieses Formular abstempeln, dann können Sie hier arbeiten, bis alle Unterlagen beisammen sind.» Er zuckte ergeben mit den Schultern. «Wir sind in Venezia, hier dauert alles seine Zeit.»

Nora stellte vorsichtig ihre Tasse ab. Sie fragte sich, ob sie träumte. Womöglich wachte sie plötzlich auf und fand sich vor dem Spiegel wieder, ihr eigenes Gesicht vor Augen. Doch Adelinos Worte rissen sie aus ihren Gedanken.

«Seien Sie sich über eines im Klaren: Sie haben ein wenig Talent, und vielleicht wird es sich noch entfalten. Aber ich stelle Sie vor allem wegen Ihres Namens ein und weil ich großen Respekt vor Corradinos Kunst habe. Versuchen Sie, seinem Ruf gerecht zu werden.» Er erhob sich und deutete damit das Ende des Gesprächs an. «Seien Sie am Montag um Punkt sechs Uhr hier. Keine Verspätung, sonst sind Sie gefeuert statt geheuert.» Er gestattete sich ein Lächeln über seinen kleinen Scherz, der seinen Worten die Schärfe nahm. «Und jetzt muss ich wieder ins Geschäft.»

Nora schwankte hinaus ins Tageslicht. Ihr war schwindlig. Sie schaute auf das lang gestreckte, niedrige rote Gebäude, in dem sie

von nun an arbeiten würde, auf die roten Häuser am Kanal und auf das verblasste Straßenschild. Sie traute ihren Augen kaum.

Die Fondamenta Manin. Die Manin-Straße. Die Hauptstraße von Murano ist nach Corradino benannt. Und nach mir.

In der Ferne erhoben sich über der Lagune die Kuppeln der Markuskirche, ein Anblick von herzerreißender Schönheit. Nora bemerkte erst jetzt, dass man von hier aus den idealen Blick auf Venedig hatte. Sie machte einen Luftsprung und stieß einen Freudenschrei aus, bevor sie sich zu den verdutzten Deutschen auf dem wartenden Boot gesellte.

Nora wusste nicht, dass jemand sie beobachtete. Von seinem Bürofenster aus schaute Adelino ihr nach. Seine nachdenklich zusammengekniffenen Augen und den unergründlichen Gesichtsausdruck hätte seine verstorbene Frau unzweifelhaft als Gefahrensignal gedeutet. Adelinos Blick blieb an demselben Straßenschild hängen, das Nora gerade bemerkt hatte. Die Fondamenta Manin. Der ganze Ort hieß so wie sie. Ihr Name stand seit Jahrhunderten für die venezianische Glasbläserkunst. Außerdem hatte sie Talent, und es würde sich schnell entwickeln. Schließlich hatte sie den großen Corradino auf ihrer Seite.

Er drehte sich vom Fenster weg und wandte sich wieder seinem Büro und der Wirklichkeit zu. Sie befanden sich nicht mehr im siebzehnten Jahrhundert, und weder seine Glashütte noch die Stadt Venedig besaßen noch das Monopol der Glasherstellung. Ganz Murano und San Marco waren voller Glashütten und Souvenirläden, die teure Kinkerlitzchen aus Glas verkauften - Nippes für die Touristen. Dabei buhlten alle um die Gunst der reicheren Besucher, Amerikaner oder Japaner, die zuweilen auch teurere Stücke erstanden. Adelino war gezwungen, mit den besseren Hotels Knebelverträge abzuschließen, um zu gewährleisten, dass sie ihm ihre Gäste schickten. Doch oft zahlte sich das nicht

aus: Die Touristen machten nur ein paar Fotos und stiegen wieder in ihr Boot, ohne etwas in seinem Geschäft gekauft zu haben. Wenn es schlecht lief, zahlte er mehr an die Hotels, als er einnahm.

Schwerfällig ließ er sich an seinem Schreibtisch nieder. Seine Fabrik war in Schwierigkeiten. Warum um alles in der Welt hatte er ausgerechnet ein unerfahrenes Mädchen eingestellt, dem er auch noch Lohn zahlen musste? Warum waren seine Handflächen feucht vor Schweiß? Warum schlug sein Herz schneller? In Adelino begann eine Idee Gestalt anzunehmen, er zitterte vor Erregung, während das uralte Kaufmannsblut rascher durch seine Adern strömte. Ein hübsches Mädchen mit einem bekannten Genie als Vorfahren - und auf der anderen Seite seine Glashütte, die ums Überleben kämpfte. Das alles zusammen ergab nur ein Wort: Chance. Und das war eines seiner Lieblingswörter.

Vier Tage später traf ein sorgfältig verpacktes Paket in Elinor Manins Haus in Islington ein. Es enthielt einen wunderschön gearbeiteten venezianischen Spiegel, besetzt mit Glasblumen, die in ihrer Zartheit vollkommen echt wirkten. Es lag kein Schreiben dabei. Elinor saß am Küchentisch und betrachtete in dem Spiegel ihr sechzigjähriges Gesicht. Dann fing sie an zu weinen, und ihre heißen Tränen zerplatzten auf dem kühlen Glas. Ihr war zumute, als wäre der Spiegel ein letzter Gruß von Bruno.

Kapitel 7

Der Löwe und das Buch

Die Questura in Castello war ein imposantes Bauwerk, denn wie viele öffentliche Gebäude in Venedig blickte das Polizeipräsidium auf eine Vergangenheit als Palazzo zurück. Das zeigte sich

unter anderem an den Mittelpfosten der Fenster, die im maurischen Stil gehalten waren. Trotzdem wäre Nora froh gewesen, wenn sie dem Präsidium nur diesen einen einzigen Besuch hätte abstatten müssen.

Doch das blieb ein Wunschtraum. Da die Mühlen der Stadtverwaltung von Venedig so langsam mahlten, wie Adelino angekündigt hatte, war dies bereits ihr sechster Besuch in vier Wochen. Nora hatte mittlerweile unzählige Formulare, die verständliche Titel und Nummern trugen, ausgefüllt. Sie hatte jede einzelne Bescheinigung beigebracht, die sie besaß, von der Geburtsurkunde bis hin zu ihrem Führerschein. Dabei war es wenig hilfreich, dass sie es jedes Mal mit einem anderen Polizeibeamten zu tun hatte und immer wieder haarklein ihre ganze Geschichte zum Besten geben musste, wobei die Reaktionen ihrer Zuhörer von unverhohlener Ungläubigkeit bis zu Gleichgültigkeit reichten. Die englische Signora hatte - wie auch immer - eine Lehrstelle bei den Vetraie auf Murano bekommen und brauchte nun eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Arbeitserlaubnis. Jeder Beamte ging die Sache anders an. Der eine war der Meinung, sie benötige zuerst einen Wohnsitz in Venedig, der ihr zu einer Aufenthaltsgenehmigung, dem permesso di soggiorno, verhelfen würde, dann erst könne sie den permesso di lavoro, die Arbeitserlaubnis, beantragen. Ein anderer sagte dagegen, dass sie erst ihren permesso di lavoro brauche, den sie dann von ihrem Arbeitgeber unterschreiben lassen müsse, damit sie sich eine Wohnung in der sestiere suchen könne. Erst dann könne sie den permesso di soggiorno beantragen.

Ich könnte schreien.

Im Laufe dieser Besuche hatte sich Noras Benehmen grundlegend gewandelt: Von einer freundlichen, ein wenig hilflos wirkenden Blondine - eine Rolle, mit der sie auf Ämtern immer sehr gut gefahren war - hatte sie sich in eine abgebrühte Xanthippe

verwandelt, die unnachgiebig auf ihr Recht pochte. Das änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass sie mit ihrem Antrag keinen Schritt weiter kam. Sie schlief deswegen schon schlecht.

Immer wieder habe ich den gleichen Traum. Ich treibe unter Wasser in der Lagune und bekomme keine Luft mehr. Doch ich kann nicht an die Oberfläche gelangen, weil ich mich in den Massen der Formulare verfangen habe.

An einem schönen, sonnigen Tag im Mai trat sie wieder einmal mit voller Entschlossenheit und mit einem starren, aufgesetzten Lächeln durch die Türen des Polizeipräsidiums.

Ich bin jetzt schon einen vollen Monat in Venedig. Ich muss das hier endlich hinter mich bringen.

Wie es bei jedem wichtigen Lebensabschnitt geschieht, war dieser Monat in rasantem Tempo vergangen. Andererseits konnte Nora kaum glauben, dass es erst vier Wochen her war, dass sie in Belmont zwischen den Trümmern ihrer Ehe gesessen hatte. Seit jenem ersten Arbeitstag, als sie die Fondaria mit dem Gefühl betreten hatte, es sei ihr erster Schultag, hatte sie in der Werkstatt hart gearbeitet. In dem Bestreben, nicht allzu sehr aufzufallen, hatte sie an jenem Tag ihr Haar unter einem Kopftuch versteckt und ihre älteste Jeans angezogen. Doch es hatte nicht funktioniert. Die Hitze war so groß gewesen, dass sie schon nach einer halben Stunde das Tuch abgenommen und barfuß in Jeans und ärmelloser Weste gearbeitet hatte. Die Bemerkungen der Arbeiter hatten nicht lange auf sich warten lassen.

Doch alles in allem war Noras erster Tag in der Fondaria erfreulich verlaufen. Die meisten der Männer behandelten sie mit einer höflichen Zurückhaltung, um die sie vermutlich Adelino gebeten hatte. Zwei der jüngeren Glasbläser, Roberto und Luca, gut aussehende Burschen, die immer im Gespann zu arbeiten

schiienen, waren sehr hilfsbereit und verfolgten Noras Fortschritte mit ihren dunklen, wachsamen Augen.

Als sie zusammen mit den anderen Feierabend machte, beglückwünschte sie sich, dass ihr an ihrem ersten Tag keine groben Schnitzer unterlaufen waren. Sie freute sich, als ihre beiden jungen Kollegen sie einluden, mit ihnen und den anderen noch etwas trinken zu gehen. Adelino ging nicht mit, aber Nora fühlte sich auch ohne ihn in der Gruppe sicher. Ihr Ziel war eine einladende Bar mit gemütlicher Beleuchtung. Die Vetraie waren dort offensichtlich Stammgäste, denn ihre übliche Bestellung - zehn Peroni-Biere - wartete schon auf der Theke auf sie. Nora sank auf den Stuhl, den Roberto zuvorkommend herbeigeschafft hatte, und ließ den Kopf auf der schmerzenden Halswirbelsäule kreisen. Sie nahm es mit einem Lächeln auf, dass einige der Männer ein paar anzügliche Witze machten und ihr scherzhaft anboten, sie zu massieren.

Ich muss mich an diese Männerwitze gewöhnen und darf mich davon nicht abschrecken lassen. Dies ist immer eine Männerwelt gewesen. Ich muss lernen, mich anzupassen, und darf nicht die Prinzessin auf der Erbse spielen.

Sie drückte die kalte Flasche Peroni an ihre Stirn, die von der Hitze des Ofens noch immer stark gerötet war, und spürte, wie ihr das angenehm kühle Kondenswasser auf die Wange tropfte. Sie nahm einen Zug, und während ihre Lippen den Rand der Flasche berührten und ihre Zähne leicht gegen das Glas klickten, musste sie an die Beständigkeit der Glasbläserkunst denken. Hier hielt sie ein ähnliches Produkt in der Hand, wie es schon Corradino und seine Kollegen gefertigt hatten. Der Unterschied war jedoch, dass dies hier ein Massenprodukt aus wiederaufbereitetem Glas war, nützlich, aber seelenlos.

Über der Theke war ein Fernseher angebracht, auf dem MTV lief. Es war unmöglich, sich dabei auf die Unterhaltung zu konzentrieren, geschweige denn, Betrachtungen über das Glashandwerk anzustellen. Glücklicherweise bot ihr Roberto einen Platz an einem kleinen Ecktisch an, den Luca für sie freigehalten hatte. Nora setzte sich lächelnd zu ihnen und beantwortete die Fragen der beiden über London, den FC Chelsea und Robbie Williams - in genau dieser Reihenfolge. Im weiteren Gespräch fand sie heraus, dass beide Männer aus Glasbläserfamilien stammten.

«Robertos Familie hat sogar die längste Glasbläsertradition von uns allen, obwohl er selbst der Jüngste ist», sagte Luca.

«Aber der Begabteste», warf Roberto ein und grinste, um seine Prahlerei ein wenig abzuschwächen.

«Das stimmt leider», erwiderte Luca seufzend. «Der alte Adelino weiß sehr genau, was er an dir hat. Es wäre für sein Geschäft eine Katastrophe, wenn du zu einer anderen Glashütte wechseln würdest.»

«Er sagt, ich hätte den ‘Familienattem’ geerbt», erklärte Roberto Nora in aller Bescheidenheit.

«Ja», konterte Luca und hielt sich die Nase zu. «Ich kann mir schon denken, was er meint. Du stinkst aus dem Hals.»

Roberto versetzte Luca einen Rippenstoß, und beide brüllten vor Lachen. Nora rutschte auf ihrem Stuhl hin und her und kam sich plötzlich sehr alt vor. Diese Jungen waren ja ganz nett, aber doch noch ein bisschen unreif. Um das Gespräch wieder auf ein interessanteres Thema zu lenken, fragte sie Roberto: «Ist denn deine Familie schon immer in dem Gewerbe tätig gewesen?»

«Seit Ewigkeiten. Genau gesagt, schon seit dem siebzehnten Jahrhundert. Mein Vorfahre, Giacomo del Piero, war damals Maestro in unserer jetzigen Fondaria.»

Im siebzehnten Jahrhundert! Zu Corradinos Zeiten! Ob sich die beiden Männer wohl kannten?

«Ich nehme an», sagte Nora und versuchte, sich ihre Aufregung nicht anmerken zu lassen, «dass es hier damals viele fondari gab, oder?»

«Nein», antwortete Luca, der einen etwas aufgeweckteren Eindruck als sein Kollege machte. «Zu der Zeit gab es nur eine einzige Glashütte auf Murano. Venedig war damals noch eine eigens-tändige Republik und konnte daher das Glasmonopol leichter überwachen. Nachdem die Glashütte im Jahre 1291 hierher verlegt worden war, lebten und starben alle Glasbläser von Venedig hier auf Murano. Ihnen drohte sogar die Todesstrafe, wenn sie die Insel verließen, und wenn doch mal einer entkam, sperrte man seine Familie ein oder brachte sie um, um den Flüchtling zur Rückkehr zu zwingen.» Luca machte eine Kunstpause, um die schauerliche Geschichte auf seine Zuhörer wirken zu lassen, und trank einen Schluck Bier. «Nachdem der Stadtstaat seine Unab-hängigkeit verloren hatte, war es mit der Monopolstellung vorbei, und es entstanden immer mehr Fabriken, bis es schließlich unge-fähr 300 in der ganzen Stadt gab. Nachdem das Glasmonopol ge-brochen war, kamen viele Glasbläser aus aller Welt hierher, um von den venezianischen Glasbläsern zu lernen und ihr Wissen mit in ihre Heimat zu nehmen. Als es kein Geheimnis mehr war, wie man Glas herstellt, ging es mit Murano bergab. 1805 wurde die Glasmachergilde aufgelöst, die Werkstätten schlossen und die Künstler verstreuten sich über ganz Europa.»

«Heutzutage ist es ein ganz anderes Geschäft als damals», warf Roberto ein. «Zu Giacomos Zeit stellte man hier alle möglichen

Glaswaren her, von der einfachsten Flasche» - er schwenkte die Peroni-Flasche - «bis zu den kostbarsten Spiegeln. Heute werden Glaswaren für den täglichen Gebrauch in riesigen Fabriken in Deutschland, Frankreich oder der Türkei hergestellt. Wir können uns nur halten, weil wir uns auf Qualitätsglas spezialisiert haben - die 'Glaskunst', wenn du so willst. Unsere einzigen Kunden sind die Touristen, und unsere Glashütte bekommt auch nur ein kleines Stück vom Kuchen ab. Der Wettbewerb ist hart. Du kannst wirklich froh sein, dass man dich eingestellt hat.» Er schaute Nora nachdenklich an.

Während Roberto noch einen Schluck Bier nahm, senkte Nora die Augen. Sie fühlte sich unbehaglich, fast ein wenig gekränkt, doch Roberto sprach schon weiter.

«Man könnte sagen, dass Giacomo damals Venedigs bester Glasbläser war, denn er war Maestro in der einzigen Werkstatt.» Ihr fiel auf, dass Roberto von lange vergangenen Ereignissen sprach, als seien sie gerade erst geschehen. «Du redest von ihm, als würdest du ihn kennen», sagte Nora erstaunt, die in seinen Worten etwas von ihren eigenen Empfindungen wiederfand.

«Das tun alle Venezianer», antwortete Roberto lächelnd. «Hier ist die Vergangenheit immer gegenwärtig. Alles ist praktisch erst gestern passiert.»

Nora beschloss spontan, den beiden von ihrer eigenen Familie zu erzählen. «Ich finde das alles sehr spannend, weil zufällig auch einer meiner Vorfahren etwa um dieselbe Zeit hier arbeitete. Er muss Giacomo gekannt haben. Sein Name war Corrado Manin, auch bekannt als Corradino. Hast du schon einmal von ihm gehört?»

Plötzlich wurde Robertos Gesicht verschlossen. Er tauschte einen raschen Blick mit Luca und sagte brüsk: «Nein, tut mir leid.

Noch ein Peroni?» Ohne ihre Antwort abzuwarten, stand er auf und ging zur Theke hinüber.

Nora saß da wie vor den Kopf geschlagen. Was war nur in Roberto gefahren? Sie wandte sich an Luca, der sie mit einem herzlichen Lächeln bedachte. «Kümmere dich nicht um Roberto. Er ist ein bisschen komisch, was seine Vorfahren angeht. Er ist der Ansicht, dass die Fondaria in Wahrheit ihm gehören müsste. Dauernd will er sich bei Adelino in den Vordergrund spielen und versucht ihn zu überreden, das Glas unter dem Namen del Piero zu vermarkten. Wahrscheinlich denkt er, du wolltest ihn ausboosten.»

«Aber ... Ich wollte ... Ich habe ...»

«Ist schon in Ordnung, wirklich. Vergiss es. Da ist er ja wieder.»

Als Roberto mit den drei Peroni zurückkam, bemühte sich Nora, besonders nett zu Roberto zu sein. Sie stellte ihm Fragen über die Glasherstellung und versuchte so, ihren Fehler wieder auszubügeln, obgleich ihr immer noch nicht klar war, was sie eigentlich falsch gemacht hatte. Roberto schien ein wenig besänftigt zu sein, doch etwas Unangenehmes geschah - im Laufe des Abends wurde er immer betrunken. Nora, die sich allmählich Sorgen wegen des letzten Bootes machte, das von Murano aus in die Stadt fuhr, fiel plötzlich auf, dass Luca vor geraumer Zeit zur Toilette gegangen und nicht mehr zurückgekommen war. Sie blickte sich in der Bar um, doch er war nirgends zu sehen - wie auch die anderen Vetrerie, die sich offensichtlich auf dem Heimweg befanden.

Du lieber Himmel.

Nora stieß einen tiefen Seufzer aus. Auf einmal fühlte sie sich um zehn Jahre zurückversetzt, an das St. Martin's College, wo es oft ihre undankbare Aufgabe gewesen war, Freunde nach Hause zu begleiten, die sternhagelvoll und entsprechend rührselig waren. Einen solchen Dienst musste sie jetzt in ihrem Alter doch wohl nicht diesem betrunkenen Burschen erweisen! Mit einem tiefen Seufzer fasste sie Roberto am Arm und half ihm, zur Tür hinauszutorkeln. Auf dem Weg zum Kanal schwankte er ein wenig, und Nora fragte sich schon, ob er sich wohl übergeben müsse, da lächelte er plötzlich, machte einen Schritt auf sie zu und drückte seine Lippen auf ihren Mund.

Nora war selbst erstaunt, wie prüde sie darauf reagierte. Sie stieß ihn unsanft weg und gab ihm eine so kräftige Ohrfeige, dass er beinahe in den Kanal gestürzt wäre. Das brachte Roberto wieder zur Besinnung. Sein hübsches Gesicht verzerrte sich vor Wut. Nora bekam es mit der Angst zu tun. «Nun komm schon», sagte er und kam auf sie zu, «du schuldest mir noch was, du Manin-Schlampe.»

Da drehte sie sich um und rannte los.

Nora kam erst an der Haltestelle des Vaporetto zum Stehen. Siedend heiß fiel ihr ein, dass Roberto auch hierher kommen würde, da es die einzige Fermata auf der Insel war. Nervös schaute sie sich um, doch außer ihr war niemand weit und breit zu sehen. Es blieb ihr schließlich nichts anderes übrig, als ein vorbeifahrendes Wassertaxi anzuhalten und zähneknirschend den überhöhten Preis für die Rückfahrt zu ihrem Hotel zu zahlen.

Schon am nächsten Tag bekam sie die Quittung für ihr Verhalten. Roberto war offensichtlich nicht untätig gewesen, keiner der Männer sprach auch nur ein Wort mit ihr. Sie fragte sich, was er ihnen Schlimmes über sie erzählt haben mochte, da sogar der umgängliche Luca sie geflissentlich ignorierte. Roberto selbst ließ

sie entweder links liegen oder tat sein Bestes, um ihr mit kleinen Schikanen das Leben schwer zu machen. Ihr Werkzeug war auf einmal unauffindbar, ihre kleinen Probestücke aus Glas zerbrochen. Mit wachsendem Unglauben musste Nora erkennen, dass sie regelrecht gemobbt wurde. Sie hätte nie gedacht, dass ein Mann so rachsüchtig reagierte, nur weil eine Frau seine Annäherungsversuche zurückgewiesen hatte. Sie war eher davon ausgegangen, dass sie nach dem Vorfall für Roberto einfach Luft sein würde. Zuweilen begegneten sich ihre Blicke, und dann starrte er sie so hasserfüllt an, dass sie jedes Mal erschrak. Nora war davon überzeugt, dass hinter seinem Hass mehr steckte als gekränkter Stolz.

Aber was kann das nur sein? Ich kenne den Mann doch kaum. Ob er gestört ist?

Jetzt hatte sie niemanden mehr zum Reden, außer einer mitleidigen Seele namens Francesco, der ihr hin und wieder mit ernster Miene ein paar Handgriffe zeigte und ihren Dank mit einem schüchternen Kopfnicken beantwortete. Sie wusste, dass alle nur darauf warteten, dass sie aufgab.

Gelegentlich kam Adelino hinunter in die Werkstatt. Nora war froh über seine Anwesenheit, denn solange er da war, wurde sie nicht schikaniert. Ihr war klar, dass er bei diesen Gelegenheiten ihre Arbeit begutachtete, aber bisher hatte er sich noch nicht dazu geäußert.

Doch trotz ihrer Außenseiterrolle, trotz des Mobblings wusste sie, dass sie immer besser wurde. Da sie niemanden hatte, der sich um sie kümmerte und mit ihr sprach, wurde das Glas ihr Freund. Sie wurde in einem Maße vertraut mit ihm, wie es nie geschehen wäre, wenn sie an den Plaudereien und Neckereien der anderen teilgenommen hätte.

Zum jetzigen Zeitpunkt ihrer Ausbildung bestand ihre Aufgabe lediglich darin, die Glasmasse zu schmelzen, sie von Verunreinigungen zu befreien und ab und zu einen Kübel zu blasen. Darüber hinaus musste sie das Glas abkühlen und wieder erhitzen. Nora fing an, dieses Gemisch aus Kieselerde und Sand als einen lebenden Organismus zu betrachten. Die Tatsache, dass es ebenso gierig wie jedes andere Lebewesen Sauerstoff einatmete, war für sie ein Zeichen, dass es lebte. Außerdem war es sprunghaft - mal rot glühend, bald darauf honiggelb und schließlich klar wie Kristall. Es war von wechselnder Beschaffenheit, zuweilen dickflüssig wie Sirup, dann wieder hart wie Stahl. Sie konnte sich gut vorstellen, dass man zu Corradinos Zeit Messer aus Glas gemacht hatte - tödlich, lautlos und sauber.

Corradino. Nora musste oft an ihn denken. Ihr war, als sei das Glas eine Verbindungslinie zwischen ihnen, dünn und gespannt wie eine Cellosaite, deren leiser, vibrierender Klang die Jahrhunderte überwand.

Er ist hier bei mir. Es ist mir egal, wenn alle anderen mich links liegen lassen. Mit ihm kann ich sprechen. Als würde sie es förmlich aufsaugen, wurde Noras Italienisch, das zuvor schon gut gewesen war, bald ausgezeichnet. An dem Tag, als ihr Probemonat vorüber war, ging sie zu Adelino. Der äußerte sich zufrieden über ihre Fortschritte und bat sie zu bleiben. Allerdings machte er sich Sorgen, weil sie noch immer keine Arbeitserlaubnis erhalten hatte. Er forderte sie so nachdrücklich auf, sich darum zu kümmern, als hätte er es aus irgendeinem Grund eilig.

Also machte sich Nora einmal mehr auf den Weg zum Polizeipräsidium. Diesmal war sie fest entschlossen, das Gebäude nicht ohne eine Arbeitserlaubnis zu verlassen. Sie wartete geduldig in der zuständigen Abteilung und vertrieb sich die Zeit damit, Broschüren über die Gefahren des Drogenmissbrauchs, Richtlinien für den Betrieb von Motorbooten und Warnungen vor Straßen-

kriminalität zu lesen. Als man sie endlich in eines der Büros vorließ, stellte sie mit einem Seufzer fest, dass sie wieder einmal einem jungen Polizisten gegenüberstand, der mit ihrem Fall bisher nichts zu tun gehabt hatte. Nora bereitete sich innerlich darauf vor, ihre ganze Geschichte ein weiteres Mal zu erzählen.

Doch dieser junge Mann mit dem forschenden Auftreten schien sich besser auszukennen als seine Vorgänger. Er wusste in Noras Angelegenheit recht gut Bescheid, was sie so sehr verblüffte, dass ihr erst etliche Zeit später auffiel, dass sie ihn schon einmal gesehen hatte. Noch Jahre später konnte sie sich genau an diesen Augenblick erinnern.

Beim Durchblättern ihrer Unterlagen war er offensichtlich auf eine Unklarheit gestoßen. Er verglich ihre Geburtsurkunde mit dem Antrag auf Arbeitserlaubnis und runzelte dabei leicht die Stirn.

«Signora.» Er blätterte ein wenig in den Papieren. «In Ihrem Antrag haben Sie den Namen Nora Manin eingetragen. Aber auf Ihrer Geburtsurkunde des Ospedale Civili Riunti hier in Venedig sind Sie als Leonora Angelina Manin geführt. Können Sie mir das erklären?»

«Nora ist eine Abkürzung. Ich bin in England aufgewachsen, und meine Mutter hat die englische Version meines italienischen Names benutzt.» Der Beamte nickte, ohne die Augen von den Papieren vor sich zu heben. «Ich verstehe. Aber haben Sie bitte Verständnis dafür, dass ich Sie bitten muss, dieses Formular noch einmal mit Ihrem Taufnamen auszufüllen.» Er stand auf und zog ein neues braunes Formular aus dem Aktenschrank.

Nora versuchte, sich ihre Verärgerung nicht anmerken zu lassen. «Kann ich nicht einfach dieses abändern?»

Als Antwort holte der junge Polizeibeamte seinen Füllfederhalter heraus, schraubte die Kappe ab und legte ihn mit Nachdruck vor sie hin.

Nora kochte innerlich vor Wut, während sie das Formular neu ausfüllte. Es musste mittlerweile das vierte Mal sein und immer wegen solch einer Kleinigkeit! Und was die Sache noch schlimmer machte, war, dass das alte bereits von Adelino unterschrieben worden war. Sie würde ihn bitten müssen, das neue abermals zu unterzeichnen, mit dem sie dann wieder hierher zurückkommen musste. Wortlos verfluchte sie das Formular, die Stadt und diesen Pfennigfuchser, der sie nach seiner Pfeife tanzen ließ. Mit hasserfültem Blick sah sie zu, wie er schließlich noch einmal penibel die Eintragungen überprüfte.

«Bene», sagte er endlich und reichte ihr den Bogen. Und dann, mit dem ersten Anflug von Freundlichkeit: «Wissen Sie, Leonora ist viel schöner als Nora. Und es ist ein wunderbarer Name für eine Venezianerin. Sehen Sie.»

Er zeigte auf den Markuslöwen oben auf Noras Formular. «Der Löwe. II Leone. Leonora.» Zum ersten Mal schaute er ihr direkt in die Augen, und da erkannte sie ihn wieder - er war der Mann, den sie beim Vivaldikonzert in der Santa Maria della Pietà angesehen hatte. Sie fragte sich, ob er sie auch erkannt hatte, und bemerkte daher erst ein wenig später, was er über ihren Namen gesagt hatte. Es war genau das Gegenteil von Stephens Worten - dass der Name Leonora hochgestochen und gekünstelt sei. Hier war er es nicht. Nach Venedig passte er perfekt. Im Gegensatz zu Nora, der hier wiederum ungewöhnlich war. Kein Zweifel - sie wurde langsam zur Venezianerin. Nora schaute den Mann an, der diese Erkenntnis in ihr ausgelöst hatte, und lächelte. Er erwiderte ihr Lächeln, wurde dann aber sofort wieder dienstlich. Er blickte noch einmal auf die Formulare. «Sie wohnen noch immer im Hotel Santo Stephano?»

«Ja.»

Der Polizist zog auf eine Weise scharf den Atem ein, mit der man in allen Sprachen auf hohe Kosten anspielt.

«Ich weiß», erwiderte Nora freimütig. «Und ich bin schon auf der Suche nach einer Wohnung.» Sie wusste selbst am besten, wie dringend sie eine brauchte. Das Geld aus dem Verkauf von Belmont schmolz rasch dahin, nicht zuletzt wegen ihrer Hotelrechnung.

Der Beamte schien zu überlegen. «Ich kenne jemanden, der Ihnen helfen kann. Meine Cousine besitzt ein paar Wohnungen in San Polo. Wenn Sie wollen, könnte ich Ihnen die ein oder andere zeigen. Vielleicht am Wochenende? Ich habe Samstag frei.»

Nora zögerte, da ihr der Abend mit Roberto und Luca noch allzu frisch in Erinnerung war. Aber dieser Mann war immerhin ein Staatsbeamter. Und sie brauchte wirklich eine Wohnung. Allerdings war sie entschlossen, Verabredungen in Zukunft nur noch für den helllichten Tag zu treffen.

«Wie wäre es um drei Uhr?»

Er nickte.

«Wo?», fragte sie.

Er erhob sich und hielt ihr die Tür auf. «Vielleicht in der Cantina 'Do Mori' - Zu den zwei Mohren? In San Polo.»

Wo sonst? Eine weithin bekannte, alt eingesessene venezianische Kneipe. Einer Touristin hätte er sicher «Florian» vorgeschlagen. Nora fühlte sich geschmeichelt. «Wunderbar.»

Als sie sich zum Abschied die Hände schüttelten, sagte er: «Ich bin Alessandro Bardolino.»

Wieder lächelte sie. «Also dann in den ‘Do Mori’.»

Leonora - sie hatte beschlossen, sich ab jetzt so zu nennen - verließ die Questura. Allerdings wieder einmal ohne ihren *per-messo di lavoro*.

Kapitel 8

La Bocca di Leone

Als Corradino zum ersten Mal auf die Glasbläserinsel kam, war er auf der Flucht.

Die Manins waren eine der mächtigsten und wohlhabendsten Familien Venedigs. Handelsgeschäfte am Schwarzen Meer und in der Levante bis nach Konstantinopel hatten ihnen ein beträchtliches Vermögen eingebracht. Und zu dem Zeitpunkt, als Corradino geboren wurde, hatten die Manins auch die dazugehörige politische Macht gewonnen.

Das Oberhaupt der Familie, Corrado Manin, lebte mit seinen jüngeren Zwillingsbrüdern Azolo und Ugolino in einem vornehmen Palazzo auf dem Campo Manin, einem Platz, der nach der Familie benannt war. Corrado nahm Maria Bovolo zur Frau, die einen guten Charakter und noch bessere Beziehungen hatte. Sie bekamen einen Sohn, den sie ebenfalls Corrado nannten, der aber zur Unterscheidung von seinem Vater Corradino gerufen wurde. Die Familie lebte einträchtig unter einem Dach. Ihr Haus war mit kostbaren Möbeln und vielen Dingen ausgestattet, die auf den Handelsschiffen der Manins nach Venedig gelangt waren. Es gab zahlreiche Diensthofen und sogar einen französischen Hauslehrer

für den kleinen Corradino. Da die Geschäfte gut liefen, hatten die männlichen Familienmitglieder die Muße, sich auch politisch zu betätigen.

Doch in dem Sommer, als Corradino zehn war und zu einem gut erzogenen, intelligenten Jungen heranwuchs, wendete sich das Glück der Manins.

Corrado wurde in den Rat der Zehn gewählt, jene verschworene kleine Gruppe, die an der Spitze der Republik Venedig stand. Im selben Jahr wurde auch Azolo in den Rat aufgenommen. Ugolino dagegen war der Zugang aufgrund eines alten venezianischen Edikts verwehrt. Es schrieb vor, dass niemals mehr als zwei Mitglieder einer Familie zur selben Zeit dem Gremium angehören durften. Dadurch sollten Korruption und Vetternwirtschaft verhindert werden. Erreicht wurde allerdings meistens das Gegenteil.

Trotz des Grolls über seinen Ausschluss - denn immerhin war Ugolino eine halbe Stunde älter als sein Zwilling Bruder - unterstützte er seine Brüder bei ihren geheimen Bemühungen, Verbündete unter den Zehn zu finden. Sie hatten vor, den Dogen zu stürzen und Corrado an seine Stelle zu setzen. Corrado liebte zwar den Palazzo der Manins, doch war es natürlich etwas ganz anderes, im Dogenpalast zu leben und als Herzog von Venedig die Interessen der Familie zu vertreten! Corrados Streben war weniger von politischem Ehrgeiz als vielmehr von seiner übergroßen Liebe zu seiner Familie geprägt. Für sie hätte er alles getan.

Doch Venedig hatte immer schon zwei Gesichter gehabt. Wie die Nachtschwärmer in den Straßen, so trug auch die Stadt eine Maske. Unter der Oberfläche seiner reichen Kultur und Schönheit lauerten die Untiefen von Betrug und Verrat. Diese allgegenwärtige Bedrohung fand ihren Ausdruck in der Bocca di Leone, dem Löwenmaul.

Unmittelbar neben dem Dogenpalast befand sich das in Stein gemeißelte Reliefeines menschlichen Gesichts. Eine darunter angebrachte Inschrift forderte die Bürger von Venedig zu geheimer Denunziation auf: «Dinontie secrete contro chi occultera gratie et offichii o colludera per nasconder la vera rendita d'essi.» Wer etwas gegen einen seiner Mitbürger vorzubringen hatte, konnte seinen Verdacht aufschreiben und das Papier in den Schlitz im Mund stecken. Dann nahm sich der Maggior Consiglio schnell und gründlich der Angelegenheit an.

Viele solcher Briefkästen zierten die Mauern der Stadt; ihre jeweiligen Inschriften verkündeten, welche Vergehen man hier anzeigen konnte - Steuerhinterziehung, Wucher, unlauteren Handel. Das Gesicht am Dogenpalast war ausschließlich dem schwersten aller Verbrechen vorbehalten - dem politischen Hochverrat.

Am Tag der Festa del Redentore im Hochsommer, als die kühlen Räume des Palastes leer standen und das Lärmen der Feiern in der Ferne zu hören war, ließ eine Hand einen Zettel in die unergründliche schwarze Tiefe des Mundes fallen. Dieser trug den Namen Corrado Manin, und die Hand gehörte Ugolino, seinem Bruder.

In derselben Sekunde, in der der Zettel durch den Schlitz rutschte, bereute Ugolino seine Tat. So sehr, dass er erwog, in den schwarzen Schlund zu greifen und sich ihn zurückzuholen. Die hasserfüllten steinernen Augen blickten ihn jedoch so drohend an, dass er Angst bekam. Er hätte das Papier zurückverlangen können, aber von wem? Die Denunziationen verliefen anonym; er wusste nicht, bei wem der Zettel landete. Hätte er versucht, in das Allerheiligste des Dogenpalastes einzudringen und ihn zurückzuholen, so hätte das womöglich seinen eigenen Tod bedeutet. Er wusste, dass jeder Name, den das Maul verschlang, alsbald den Zehn zu Ohren kam. Und - wie man in ganz Europa wusste - ein Wort der Zehn kam einem Todesurteil gleich. Tod-

unglücklich wankte Ugolino die gewaltige Treppe hinab, wo ihn Mars und Neptun, die riesigen steinernen Wächter, mit ihren leeren weißen Augen anstarrten. Von der Sonne geblendet schleppte sich Ugolino über die Piazza San Marco. Wie er erwartet hatte, war der große Platz menschenleer. Es war der einzige Tag, an dem man ungesehen ein solches Verbrechen begehen konnte, da sich alle Einwohner von Venedig am Ufer des Giudecca-Kanals am anderen Ende der Stadt versammelt hatten. Alle wollte das Schauspiel sehen, wenn die Boote eine Brücke über den Kanal bis zur Pforte der Kirche II Redentore bildeten. Ugolino sah förmlich vor sich, wie die Gläubigen, Jesus Christus gleich, über das Wasser zur Kirche gingen, um Gott für die Erlösung von der Pest im Jahre 1577 zu danken. Erlösung. Die hätte er jetzt bitter nötig. Unwillkürlich gaben seine Beine unter ihm nach. Er sank auf dem harten Pflaster in die Knie und blieb einen Augenblick lang zusammengekauert hocken. Doch noch hatte er keine Zeit zum Beten, er musste noch etwas erledigen. Entschlossen sprang er auf und ging über den sonnenbeschienenen Platz in das Gewirr der dunklen, engen Calli hinein, noch immer geblendet, doch nun von seinen eigenen Tränen. Er musste an seine Brüder denken und an seine Schwägerin Maria. Am schlimmsten aber war der Gedanke an den kleinen Corradino. Er hatte sie alle dem sicheren Tod ausgeliefert. Außer, wenn ... Ugolino wusste, was er zu tun hatte.

Corradino spürte im Schlaf, wie sich kalte Lippen auf seine warme Wange pressten, und sah beim Erwachen im Schein einer einzigen Kerze das Gesicht seines Vaters über sich gebeugt. Der Rest des Zimmers lag in völliger Dunkelheit. Sein Vater hatte ein angestrengtes Lächeln aufgesetzt. «Wach auf, Corradino mio. Wir werden ein Abenteuer erleben.»

Corradino rieb sich die Augen. «Wohin gehen wir, Papa?», fragte er neugierig.

«Auf die Pescheria.»

Den Fischmarkt? Corradino sprang aus dem Bett und begann sich anzukleiden. Er war schon früher auf dem Fischmarkt am Rialto gewesen, doch immer nur mit Rafaella, der Magd. Noch niemals mit seinem Vater.

Aber stimmt ja, man muss früh dorthin gehen - die Fischer bringen ihren Fang im Morgengrauen.

«Schnell, mein Äffchen. Presto, piccola Scimmia.»

Als sie schon hinausgehen wollten, sagte Corrado: «Warte, Scimmia. Du kannst eine Sache aus deinem Zimmer mitnehmen. Such dir das aus, was du am allerliebsten hast, Corradino.»

Corradino war verwirrt. «Warum?»

«Weil wir vielleicht ein bisschen länger wegbleiben müssen. Schau mal - ich habe mir auch schon etwas ausgesucht.» Der Vater öffnete seinen Mantel, und Corradino konnte undeutlich die Umrisse eines Buches erkennen.

Das muss das Buch von diesem Dante sein. Das mit der Komödie. Vater liebt es sehr. Vielleicht, weil es ihn zum Lachen bringt.

Im spärlichen Kerzenlicht kramte Corradino in seinem Zimmer herum. Corrado stand wartend daneben. Sie mussten sich beeilen, jede Sekunde war kostbar, aber er wollte den Jungen nicht beunruhigen. Bei Sonnenuntergang hatte ihm Ugolino die denkbar schlechteste aller Nachrichten gebracht - er hatte sich in der Nähe der Kirche II Redentore aufgehalten und von einer Verschwörung Wind bekommen, deren Ziel es war, Corrado

beim Dogen anzuschwärzen. Man hatte ihre Pläne vereitelt, und nun mussten sie auf der Stelle fliehen.

«Das nehme ich mit!» Corradino hielt seine liebste Habe mit der Faust umklammert. Es war ein Glaspferd, eine genaue Kopie eines der Bronzepferde auf der Basilica di San Marco.

Corrado nickte und ging rasch mit seinem Sohn aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Corradino warf einen Blick auf die unheimlichen Schatten der Kerzenflammen an der Wand - sie sahen aus wie dunkle Geister, die hinter ihm und seinem Vater her waren. Sogar die Porträts seiner Ahnen mit ihren sonst stets freundlichen Gesichtern schienen heute mit dem übel wollenden Neid auf sie herabzublicken, den die längst Verstorbenen angeblich für die Lebenden hegten. Corradino schauderte und heftete seine Augen auf das neue Gemälde, das einen Ehrenplatz am Fuße der Treppe einnahm. Das Familienporträt war an seinem zehnten Namenstag gemalt worden und zeigte ihn selbst zusammen mit seinem Vater und seinen Onkeln. Den Hintergrund bildete ein allegorisches Seestück, auf dem die reich beladene Flotte der Manins Sturmwolken und phantastischen Seeschlangen zum Trotz sicher in den Hafen einlief. Corradino konnte sich noch gut daran erinnern, dass das Kostüm, das er für das Gemälde tragen musste, gekratzt und der Spitzenkragen an seinen Ohren gescheuert hatte. Er hatte unruhig herumgezappelt und sich eine Ermahnung seines Vaters eingehandelt. «Steh still wie eine Statue», hatte Corrado gesagt. «Wie die Götterbilder in den Höfen des Dogen.» Doch Corradino hatte sich lieber vorgestellt, er sei eines der Pferde oben auf der Basilica di San Marco. In seiner Phantasie bildeten er und sein Vater und seine Onkel das Vierergespann - edel, unbeweglich und mit einem Blick über die ganze Stadt. Als sei er aus dem Rahmen gestiegen, entdeckte er jetzt seine Onkel am Fuße der Treppe unter dem Bild, seine Mutter kam ebenfalls herbeigeeilt. Sie waren reisefertig und trugen Masken, Umhänge und Stiefel. Corradinos Furcht wuchs, und er warf

sich seiner Mutter in die Arme, obwohl er eigentlich fand, dass er dafür schon zu alt war. Maria drückte ihn an sich und küsste ihn beruhigend aufs Haar.

Ihr Busen duftet nach Vanille, wie immer. Einmal im Jahr kommt der Gewürzhändler und verkauft ihr die Vanilleschoten für ihr selbst gemachtes Parfüm. Sie sehen aus wie lange schwarze, verschrumpelte Schnecken und stecken voller Samenkörner. Wie kann etwas so Hässliches nur so schön duften?

Auf der Pescheria würden sie ganz andere Gerüche erwarten. Corradino sog die salzige Luft des grauen Morgens ein, als sie die geschlossene Gondel an der Rialtobrücke verließen. Die weiße Brücke erhob sich schemenhaft aus dem Morgennebel - ein gespenstischer Wachtposten, der ihnen Halt gebot. Corradino umklammerte fest die Hand seiner Mutter. Gemeinsam kämpften sie sich durch das Gewühl der Dienstmädchen und Händler bis zu den Arkaden des Marktes vor. Kurz darauf verschwand sein Vater hinter einer Säule, und als Corradino den Hals reckte, sah er, dass dieser mit einer kapuzenverhüllten Gestalt sprach. Die Gestalt blickte sich gehetzt um, und Corradino erkannte erstaunt Monsieur Loisy, seinen französischen Hauslehrer.

Monsieur Loisy? Was macht der denn hier?

Da das Gespräch noch eine Weile andauerte, vertrieb sich Corradino die Zeit damit, die vielen Fische zu betrachten, die auf den Markttischen ausgebreitet lagen. Da gab es unzählige Arten, silbrig glänzende Schwärme und stachelige, gefährlich aussehende Krustentiere. Einige Fische waren so winzig wie ein Glassplitter, andere so riesig und schwer, dass es an ein Wunder grenzte, dass sie überhaupt hatten schwimmen können. Unter normalen Umständen schaute sich Corradino bei diesen Ausflügen die ganzen eigenartigen Geschöpfe allzu gern genauer an, wobei er unter den behelfsmäßigen Tischen hindurchschlüpfte und im bunten

Marktgewimmel alles um sich herum vergaß. Dann verlor Rafael la regelmäßig die Geduld und bedachte ihn mit Schimpfworten, die den Fischhändlern durchaus geläufig waren, mit denen Corradino aber auf Wunsch der Herrin eigentlich nicht in Berührung kommen sollte. Heute jedoch starrten die Augen der Fische ihn drohend an, und Corradino drückte sich eng an seine Mutter. Er kannte den venezianischen Ausdruck «gesund und munter wie ein Fisch im Wasser», doch diese Fische waren nicht gesund. Sie waren tot.

Ein dritter Mann war nun zu seinem Vater und Monsieur Loisy getreten. Er trug weder Maske noch Umhang, und Corradino konnte an seiner Kleidung und den Schuppen an seinen Händen erkennen, dass er ein Fischer war. Die drei Männer gestikulierten, und ein lederner Geldbeutel wechselte den Besitzer. Dann gab Corrado seiner Familie einen Wink, ihm zum hinteren Teil des überdachten Marktes zu folgen. Dort stand eine große Fischkiste bereit, und Corradino sah verdutzt zu, wie seine Mutter sich auf das blutige Stroh legte.

«Mach schon, Corradino», drängte ihn sein Vater. «Ich habe dir doch gesagt, es ist ein Abenteuer.»

Corradino schmiegte sich in die Arme seiner Mutter und spürte gleich darauf, wie sich seine Onkel und sein Vater ebenfalls zu ihnen zwängten. Er musste an die Fische denken, die vor ihnen starr und zusammengepresst in dieser Kiste gelegen hatten.

Jetzt sind wir auch Fische.

Als sich der Deckel über ihnen geschlossen hatte, sah Corradino durch die Latten das Gesicht seines Lehrers. «Au revoir, petit.»

Corradino fühlte sich durch diese Worte ein wenig aufgemuntert. Er liebte seinen Lehrer und beherrschte die französische

Sprache für sein Alter ausgezeichnet. Falls Monsieur Loisy damit rechnete, ihn nie wieder zu sehen, hätte er doch gewiss die endgültigere Abschiedsformel «adieu» gewählt, anstatt «auf Wiedersehen» zu sagen.

Der Junge schmiegte sich noch dichter an seine Mutter und konnte trotz des starken Fischgeruches ihren Vanilleduft ausmachen. Er spürte, wie die Kiste angehoben wurde und dann schwankte, als befänden sie sich auf dem Wasser. Bald schlief er ein.

Corradino erwachte von einem stechenden Schmerz in der Seite und versuchte, sich ein wenig zu bewegen. Gleich darauf verriet ein kräftiger Stoß, dass sie angelegt hatten. Dann wurde der Deckel der Kiste aufgebrochen. Zerzaust und stinkend kletterten Corradino und seine Familie hinaus und blinzelte im Licht des frühen Morgens. Als er sich umschaute, erblickte er eine kleine Ansammlung roter Häuser am Ufer des Kanals und auf der anderen Seite in der Ferne die Kuppeln der Basilica di San Marco. Diesen Blick auf Venedig hatte er noch nie gehabt, es war wunderschön anzusehen. Das Wasser der Lagune war silbern gesprenkelt, wie die Fische, deren Geruch er noch immer in der Nase hatte. Er sah, dass seine Onkel Azolo und Ugolino mit dem Fischer sprachen. Onkel Ugolino wirkte krank. Vielleicht vom Fischgeruch, dachte Corradino. Doch nun roch er noch etwas anderes - einen strengen, scharfen, geradezu brenzligen Geruch. «Wo sind wir?», fragte er seine Mutter.

«Auf Murano», gab sie zur Antwort. «Da, wo sie das Glas machen.»

Da fiel ihm etwas ein. Corradino langte in sein Wams, wo er vorhin den Schmerz gespürt hatte. Er zog das Glaspferdchen heraus - es war zerbrochen.

Ich habe dieses Haus so satt.

Es kam Corradino so vor, als sei er schon seit Jahren hier eingesperrt, dabei wusste er ganz genau, dass es erst zwei Tage waren. Bei dem Haus handelte es sich um einen winzigen, getünchten Schuppen mit nur einem Obergeschoss und vier Kammern. Nicht im Entferntesten das, was er sonst gewohnt war. Es war langweilig.

Corradino wusste nun schon viel mehr über ihre Flucht als noch vor zwei Tagen. Einen Teil davon hatte man ihm erzählt, den Rest hatte er sich zusammengereimt.

Ich weiß, dass dieses Haus dem Fischer gehört, den Vater auf der Pescheria getroffen hat, er wurde dafür bezahlt, dass er uns in der Kiste hierher brachte und versteckt hält. Mein Vater hat Schwierigkeiten mit dem Dogen, aber Onkel Ugolino hat es noch rechtzeitig erfahren und ihn gewarnt, dass wir fliehen müssen. Auch Monsieur Loisy hat uns geholfen - er hat die Begegnung zwischen meinem Vater und dem Fischer auf dem Fischmarkt arrangiert und vorgeschlagen, dass wir nach Murano fahren, weil von hier aus Glas nach Frankreich geliefert wird. Monsieur Loisy hat Freunde in Frankreich, die uns helfen können, und wir müssen uns ein Weilchen auf Murano verstecken, bis man uns hinausschmuggeln kann. Nach Frankreich.

Trotz Monsieur Loisy's Begeisterung für sein Heimatland wusste Corradino wenig über Frankreich. Er hatte wenig Lust, dorthin zu gehen.

Mein Vater und meine Onkel haben mich ermahnt, dass ich unser Versteck nicht verlassen darf, nicht einmal für einen winzigen Augenblick.

Doch als die Tage vergingen, ohne dass jemand kam und sie suchte, fühlten sich alle langsam ein wenig sicherer. Corradinos Neugier kam wieder zum Vorschein und machte es ihm schwer, in ihrem Versteck zu bleiben.

Ich will alles erkunden.

Am dritten Tag wartete Corradino, bis seine Mutter mit ihrer Toilette beschäftigt war. Dann schob er den Riegel der wackeligen Tür zurück und trat hinaus ins Freie. Er befand sich in einem kleinen Gässchen, an dessen Ende er den Kanal sehen konnte. Corradino machte sich auf den Weg dorthin, schlenderte am Ufer des Kanals entlang und hatte vor, sich die Boote anzusehen und mit Steinen nach den Möwen zu werfen. Bald jedoch nahm er wieder den Geruch wahr, der ihm schon bei seiner Ankunft aufgefallen war. Er ging ihm nach und gelangte zu einem großen roten Gebäude, dessen Frontseite zum Wasser lag.

Aus den Schleusentoren, die in das Gebäude führten, drang Qualm. Neben einem der Torflügel stand ein Mann und schnappte ein wenig frische Luft. Der Mann war ungefähr im Alter seines Vaters, schätzte Corradino. Er trug Kniebundhosen, aber kein Hemd, und hatte an jedem Handgelenk ein breites Lederarmband. In einer Hand hielt er eine lange Stange, an deren Ende offenbar ein Stück glühende Kohle saß. Er zwinkerte Corradino zu. «Buon giorno.»

Corradino war sich nicht sicher, ob er mit dem Mann sprechen durfte. Schließlich war er nur ein einfacher Handwerker. Aber ihm gefiel sein Zwinkern.

Corradino verbeugte sich, wie man es ihm beigebracht hatte. «Piacere.»

Der Mann lachte. «Ah, uno piccolo Signore.»

Corradino hatte das Gefühl, dass sich der Fremde über ihn lustig machte und er jetzt eigentlich hoch erhobenen Hauptes weggehen sollte. Doch seine Neugier siegte - er wollte unbedingt wissen, was der Mann dort tat. Er zeigte auf die Kohle. «Was ist das?»

«Das ist Glas, Euer Majestät.»

Corradino hörte den Spott, doch die Stimme war freundlich.

«Aber Glas ist doch hell.»

«Ja, wenn es erwachsen ist. Wenn es gerade erst geboren ist, sieht es so aus wie das hier.»

Der Mann tauchte die Kohle ins Wasser, wo sie ein wütendes Zischen von sich gab. Als er sie wieder herauszog, war sie hell und klar. Corradino schaute interessiert zu. Dann fiel ihm sein Lieblingsspielzeug ein. «Ich hatte mal ein Glaspferd.»

Der Mann sah interessiert auf. «Und wo ist es jetzt?»

Auf einmal war Corradino zum Weinen zumute. Das kaputte Glaspferd erinnerte ihn daran, was er in den vergangenen Tagen alles verloren hatte: sein Zuhause - sowohl den Palazzo als auch die Stadt Venedig -, sein ganzes altes Leben. «Es ist zerbrochen.»

Ein sanfter Ausdruck trat in die Augen des Mannes. «Komm mit mir.» Er reichte Corradino die Hand, doch der zögerte. Da verbeugte sich der Glasbläser formvollendet und sagte: «Mein Name ist Giacomo del Piero.»

Jetzt fühlte sich Corradino etwas sicherer. «Corrado Manin. Man nennt mich Corradino.»

Corradino legte seine kleine, weiche Hand in die große, raue des Mannes und ließ sich von ihm in das Gebäude führen. Der Junge war ganz verblüfft über den Anblick, der sich ihm bot.

Überall waren Feuer in eiserne Löcher mit Türen davor gebannt. An jeder der Türen arbeitete mindestens ein Mann, ohne Hemd, mit Stangen und glühenden Kohlen. Die Männer setzten die Stangen an die Lippen, als wollten sie trinken, doch beim näheren Hinschauen sah Corradino, dass sie hineinbliesen.

Das erinnert mich an ein Gemälde, das ich einmal gesehen habe, als mein Vater und ich den Dogen in seinem Palast besuchten. Es zeigte die vier Winde, wie sie mit geblähten Pausbacken eine Flotte venezianischer Schiffe in den sicheren Hafen beim Arsenal blasen. Diese Männer hier sehen genauso aus.

Während sie bliesen, wurden die glühenden Glaskolben immer größer und veränderten ihre Form, bis Corradino erkannte, was daraus werden sollte - Vasen, Leuchter, Schüsseln. Einige der Männer arbeiteten mit Scheren, andere mit Holzpaddeln. Überall rannten kleine Jungen umher, die etwas holten oder trugen und die nicht viel älter waren als er selbst. Auch sie hatten keine Hemden an. Corradino wurde langsam heiß.

Giacomo bemerkte es. «Du solltest deinen Mantel ausziehen. Er sieht teuer aus. Deine Mama wird böse sein, wenn du ihn dir verbrennst.»

Corradino trug seit ihrem heimlichen Aufbruch seinen schlechtesten Mantel. Er war schmutzig, hatte mehr als einen seiner Opalknöpfe eingebüßt und stank nach Fisch. Doch ein guter Beobachter sah auf den ersten Blick, dass er einmal sehr teuer gewesen war. Und Giacomo del Piero war ein guter Beobachter.

Corradino zog nicht nur den Mantel aus, sondern auch gleich sein Seidenhemd und das Halstuch. Anschließend fühlte er sich schon viel besser. Er stellte sich direkt vor das Feuer und spürte zum ersten Mal in seinem Leben die alles durchdringende Hitze eines Glasofens. Giacomo zog mit seiner Stange ein Klümpchen orangefarbenes Glas aus dem Feuer. Er rollte es auf einem Holzbrett hin und her, und Corradino konnte zusehen, wie es dunkelrot wurde. Giacomo wartete einen Augenblick lang. Dann nahm er eine kleine Eisenschere und zwickte und formte das glühend heiße Material. Direkt vor Corradinos Augen entstand sein Pferd wieder neu - es hatte einen geschwungenen Hals wie ein Araberhengst, zierlich geformte Hufe und eine flatternde Mähne. Giacomo stellte die kleine Figur ab, und Corradino beobachtete staunend, wie diese nach und nach erkaltete, bis sie kristallklar war. «Nimm es. Es gehört dir.»

Corradino hob das Pferd auf. «Vielen Dank, es ist wunderschön!», sagte er glücklich.

Er warf einen schuldbewussten Blick zur Tür, durch die die helle Sonne hereinschien. «Ich sollte jetzt wohl besser gehen.»

«Wie du möchtest», sagte Giacomo. «Vielleicht besuchst du mich ja mal wieder.»

Kann sein, dass ich dazu keine Gelegenheit mehr haben werde. Ich gehe nach Frankreich, schon sehr bald. «Vielleicht könnte ich doch noch ein wenig bleiben und Euch einfach bei der Arbeit zuschauen?»

Giacomo lächelte. «Ja, aber nur, wenn du nicht im Weg stehst.»

Corradino versprach es ihm. Den Rest des Tages sah der Junge zu, wie Giacomo mit Glas zauberte. So erschien es zumindest Corradino, denn unförmige Klumpen weicher Masse in derartige

Kunstwerke verwandeln - das konnten doch eigentlich nur Zauberer oder Alchemisten. Er beobachtete genau, wie das Glas wieder und wieder erhitzt und die Stange gedreht wurde, wie der Atem sacht in den rot glühenden Bauch des Glases strömte. Viele Male brach Corradino sein Versprechen, nicht im Weg zu stehen, indem er sich eng an Giacomos Fersen heftete, bis der ihm kleine Aufträge gab. Bald war Corradino ebenso schmutzig wie die anderen Jungen. Nur allzu schnell wurden die Schatten draußen vor der Tür länger, und voller Bedauern sah Corradino ein, dass er jetzt wirklich gehen musste. Doch gerade als er den Gedanken aussprechen wollte, füllte ein unheimlicher Schatten die Türöffnung aus.

Ein großer Mann stand dort, er war in einen schwarzen Umhang mit Kapuze gehüllt und trug eine Maske. Aber die Gestalt hatte nichts von der Fröhlichkeit des Karnevals an sich. Und als er sprach, schien es, als würden selbst die Öfen beim eisigen Klang seiner Stimme gefrieren.

«Ich suche einen adeligen Jungen. Corrado Manin. Ist er hier?»

Giacomo, der der Tür am nächsten stand, unterbrach als Einziger seine Arbeit. Keiner konnte sich das leisten, denn Glasarbeiten waren wertvoll und verloren schnell die gewünschte Form, wenn man herumstand und gaffte - selbst wenn es einen ganz offensichtlich wichtigen Mann zu sehen gab. Die nächsten Worte des Fremden bestätigten Giacomos Vermutung.

«Ich bin ein Gesandter des Consiglio Maggiore. Ich habe den Auftrag, nach dem Jungen zu suchen.»

Unauffällig schob sich Giacomo zwischen Corradino und die düstere Gestalt. Er kratzte sich am Kopf und redete den Fremden im schmeichlerisch-unterwürfigen Ton eines Bauern an: «Gnädiger Herr, die einzigen Jungen hier sind die Lehrlinge. Hier

gibt es keine Adeligen.» Er machte eine ausladende Handbewegung. Dabei bemerkte er aus dem Augenwinkel, wie die Opalknöpfe an Corradinos Mantel im Schein des Feuers glitzerten, so als wollten sie ihren jungen Herrn an das schwarze Phantom verraten. Giacomo entfernte sich ein Stück in die andere Richtung und hoffte, den Blick der Maske so von dem Kleidungsstück ablenken zu können. Und tatsächlich ließen ihn die kalten Augen nicht los. «Wenn du ihn siehst, ist es deine Pflicht dem Staat gegenüber, ihn dem Rat zu melden. Ist das klar?»

«Si, Signore.»

«Es geht nur noch um den Jungen, Corrado Manin. Den Rest der Familie haben wir schon.»

Sie haben meine Familie?

Giacomo hörte, wie der Junge nach Luft schnappte und aus dem Schatten trat. Da fuhr er herum und versetzte Corradino eine solche Ohrfeige, dass dessen Lippe aufplatzte und er zu Boden ging. Nun hatte er Grund zu weinen. «Franco, zum letzten Mal, geh und hol Wasser! Che stronsol!» Giacomo wandte sich wieder der Gestalt zu. «Diese Burschen, ich kann Euch sagen ... Ich wünschte, die Zehn würden uns ein paar Adelige zum Arbeiten herschicken. Die sind wenigstens nicht so schwer von Begriff.»

Die Augen hinter der Maske wanderten von Giacomo zu dem Jungen auf dem Fußboden. Ohne Hemd, dreckig, blutend und schniefend lag er da. Bloß ein Glasaffe. Der schwarze Umhang bauschte sich - und der Spitzel war verschwunden.

Giacomo zog den tränenüberströmten Jungen vom Boden hoch und schloss ihn fest in die Arme, während er weinte und weinte. So sollte er ihn noch Jahre später fest halten, wenn Cor-

radino, der nun als Lehrling in Giacomos Haus lebte, schreiend aus dem Schlaf auffuhr.

In meinem Traum riecht meine Mutter nach Vanille und Blut.

Giacomo erzählte den anderen Maestri nie, woher sein neuer Lehrjunge stammte. So wie er Corradino nie erzählte, was sein Nachbar ihm über das Haus berichtet hatte, in dem die Familie Manin aufgespürt worden war. Man hatte es als allgemeine Warnung hinterlassen - leer, die Leichen fortgeschafft, doch die weißen Wände von oben bis unten mit Blut besudelt, wie in einer Schlachtereier.

Natürlich fanden sie Corradino schließlich doch. Aber sie brauchten dazu fünf Jahre. Und als es so weit war, konnte Giacomo, nun Meister der Fondaria, in der Sala del Maggior Consiglio des Dogenpalastes für das Leben seines Lehrlings bitten. Da stand er, eine winzige Gestalt angesichts des riesigen Gewölbes mit den üppigen rotgoldenen Fresken, und setzte sich bei den Zehn für seinen Lehrling ein. Glücklicherweise konnte er als Argument Corradinos fast schon übernatürliche Begabung für das Glasblasen anführen, auf die man in der Fondaria nicht verzichten konnte. Schon jetzt zeigte der mittlerweile fünfzehnjährige Junge eine Geschicklichkeit im Umgang mit Glas, wie Giacomo sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Der Rat war geneigt, Corradino am Leben zu lassen. Die Familie Manin war beinahe vollständig ausgelöscht,

stellte also keine Bedrohung mehr dar, außerdem würde Corradino wie die anderen Vetraie als Gefangener auf Murano leben.

Wie hätten all jene, die dort versammelt waren, als Giacomo um Corradinos Leben flehte, auch wissen sollen, dass sie sich täuschten, was die Zukunft der Familie Manin betraf? Wie hätte

der arme Corrado Manin wissen sollen, dass seine Familie eines Tages endlich doch zu Ruhm gelangen und einer seiner Nachfahren tatsächlich auf dem Dogenthron sitzen würde? Sie alle ahnten nicht, dass Lodovico Manin als letzter Doge von Venedig in eben diesem Saal das Ende der Republik besiegeln würde. Mit dem Vertrag von Campo Formio sollte er im Jahre 1797 die Stadt an Österreich verkaufen, und Manins Namenszug sollte unter dem des neuen Herrschers von Venedig stehen: Napoleon Bonaparte.

Wenn der Rat auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, hätte er Corradino Manin sicherlich nicht verschont. Doch so schenkte er ihm das Leben.

Kapitel 9

Paradiso Perduto

Am Samstag um Viertel vor drei ging Leonora zur Cantina «Do Mori». Als sie vor den unverwechselbaren Türen aus einfachem Flaschenglas stand, zögerte sie. Was, wenn sie sich mit dieser Verabredung in die nächste zweideutige Situation hineinmanövierte? Oder Bardolino gar nicht vorgehabt hatte, hierher zu kommen, und jetzt irgendwo mit seinen Kollegen über sie lachte? Leonora gab sich selbst einen Ruck - sie war doch nicht mehr in der Grundschule! Die Ablehnung, die sie auf der Arbeit erfuhr, belastete sie so sehr, dass sie langsam zu einer fixen Idee wurde. Bardolino hatte sein Angebot sicherlich ernst gemeint - er half damit ja auch seiner Cousine, einen Mieter zu finden. Es war wohl am besten, hineinzugehen und sich der Situation zu stellen.

Da es regnete, war das Lokal recht voll. Trotzdem gelang es Leonora, im hinteren Teil einen ruhigen Tisch zu ergattern. Er stand unter einem großen Doppelspiegel. Sie bewunderte die Ar-

beit und das alte Glas, das in seinem vergoldeten Barockrahmen leicht grünlich golden schimmerte. Winkel und Kanten waren fehlerlos, obgleich das Stück wohl schon mehrere hundert Jahre alt war. Leonora bestellte einen Espresso und blickte sich müßig um. Die Gäste waren eindeutig Venezianer, und der Kellner hatte auch sie im venezianischen Dialekt angesprochen. Sie war selbst erstaunt gewesen, mit welcher Leichtigkeit sie in ihrem flüssigen Italienisch geantwortet hatte, das mittlerweile ebenfalls einen venezianischen Einschlag verriet. Sie war froh darüber, dass Bardolino dieses Lokal vorgeschlagen hatte. Es schien sich bei den Touristen noch nicht als Geheimtipp herumgesprochen zu haben. Plötzlich wurde ihr klar, dass er ihr damit auf seine zurückhaltende Art und Weise eine Freude machen wollte.

Wenn er denn auftaucht.

Doch darüber hätte sie sich keine Sorgen zu machen brauchen. Punkt drei trat er ebenso forsch und energisch, wie er sich auch in seinem Büro bewegt hatte, durch die Tür. Leonora war ein wenig überrascht, ihn in Jeans und Jackett zu sehen, denn seltsamerweise hatte sie sich vorgestellt, er würde in seiner Uniform auftauchen. Doch auch in dieser Kleidung wirkte er noch so, als sei er einem Gemälde entstiegen - welches war es bloß? -, und zog die Blicke einiger speisender Damen auf sich. Während er sich Regentropfen aus den dunklen Locken strich, musste sich Leonora eingestehen, dass sie ihn sehr attraktiv fand.

Ein winzig kleines Gefühl von Furcht regte sich in ihr.

Er begrüßte sie, nahm Platz und winkte lässig einen Kellner herbei. Dann legte er sein Jackett ab und lehnte sich bequem auf der Bank zurück. Er besaß offenbar die Fähigkeit, es sich überall behaglich zu machen - wie eine Katze. Leonora musste über diesen Vergleich lächeln und wartete darauf, dass er das Gespräch eröffnete. Plötzlich fühlte sie sich wieder sicher. Nora fragte sich,

ob er direkt zum Geschäft kommen oder sich zuerst in Nettigkeiten ergehen würde.

«Warum trinken Sie Kaffee?»

Leonora lachte. Seine Frage kam so überraschend, dass sie nichts darauf zu erwidern wusste.

«Sie lachen mich aus», sagte er stirnrunzelnd.

«Nein, aber warum sollte ich nicht Kaffee trinken? Verstoße ich damit gegen irgendeine gesellschaftliche Regel?»

«Nein, das nicht. Ich habe mich nur gefragt, ob Sie ...» Er suchte nach dem richtigen englischen Wort. «Abstinenzlerin sind.»

Leonora lächelte. «Nein, ich trinke auch Alkohol. Oft sogar. Nun ja, so oft nun auch wieder nicht, aber ein Gläschen Wein schmeckt mir schon.»

«Gut.» Er grinste. «Due ombre, per favore.» Damit wandte er sich an den Kellner, der schon neben ihm wartete. «Was ist ein ombra?»

Bardolino grinste. «Ein Schatten.»

«Ich weiß schon, was das Wort bedeutet. Aber was für ein Getränk ist damit gemeint?»

«Keine Angst, es ist bloß ein Becher Hauswein. Die Bezeichnung existiert hier schon seit Jahrhunderten. Im Mittelalter wurde der Wein in San Marco von Karren aus verkauft, und damit er kühl blieb, schoben die Weinhändler ihre Karren immer ein Stückchen weiter, um im Schatten des Campanile zu bleiben.»

Der Kellner stellte die Becher auf den dunklen Holztisch. Leonora probierte den Wein und fand ihn köstlich, vermutlich hatte sein Geschmack durch die Erklärung noch gewonnen. «Ich liebe solche Geschichten! Aber seit ich hier bin, habe ich es nicht geschafft, auch nur einen Reiseführer zu lesen. Es kommt mir fast so vor, als sei ich hinreichend damit beschäftigt, alles aufzunehmen, was ich in Venedig sehe und erlebe.» Ihr Gegenüber nickte. «Sie haben recht, das geht vor. Solche Dinge erfährt man sowieso am besten von den Leuten, die hier leben.»

Sie lächelte, erfreut darüber, dass er ihre Ansichten teilte. «Erzählen Sie mir mehr von diesem Lokal.»

Er erwiderte das Lächeln. «Casanova pflegte hier einzukehren.»

«Haben Sie deswegen das ‘Do Mori’ vorgeschlagen?»

Das hätte ich nicht sagen sollen. Wie überheblich und ... taktlos. Ich benehme mich wie ein Schulmädchen.

«Dachten Sie, es sei ein Wink mit dem Zaunpfahl gewesen?», fragte er amüsiert. «Eigentlich habe ich das Lokal wegen des Glases vorgeschlagen.» Er deutete auf den Spiegel, als er ihren verständnislosen Blick sah. «Er ist einzigartig. Dieser Doppelspiegel ist berühmt, weil er seinerzeit der einzige Spiegel mit zwei völlig identischen Scheiben war. Ich dachte, das würde Sie interessieren, wo Sie doch auf Murano arbeiten.»

Ich habe ihn falsch eingeschätzt. Habe ich jetzt durch meine vorlaute Antwort den ganzen Tag verdorben? Ob ich ihm von Corradino erzählen soll?

«Signor Bardolino ...»

«Um Himmels willen, nennen Sie mich doch bitte Alessandro.»
Zum Glück schien seine gute Laune ungetrübt.

«Es gefällt mir hier sehr gut, vielen Dank.»

Wieder lächelte er, dann setzte er eine ernste, geschäftsmäßige Miene auf. «Hat Ihr Chef das Formular unterschrieben?»

«Ja.»

«Bringen Sie es nächste Woche vorbei, damit wir die Sache mit der Arbeitserlaubnis endgültig erledigen. Und wenn Sie dann schon eine Wohnung haben, bekommen Sie auch Ihren permesso di soggiorno.» Er tat ihren Dank mit einer beiläufigen Handbewegung ab.

Nach einer Pause begann Leonora erneut: «Darf ich Sie etwas fragen?»

Er nickte.

«Mir scheint, dass Sie für die Angelegenheit bedeutend weniger Zeit brauchen als die anderen Beamten. Woher kommt das?»

Alessandro seufzte. «Ich verabscheue Papierkram, also bringe ich diese Arbeit so schnell wie möglich hinter mich. Meine Kollegen hassen diese Tätigkeiten genauso wie ich, aber sie stapeln die Anträge auf ihren Schreibtischen, in der Hoffnung, dass sich der ganze Berg irgendwann einfach in Luft auflöst. Sehen Sie» - er zog ein paar Blätter aus der Tasche und breitete sie auf dem Tisch aus -, «man muss eben effektiv arbeiten.» Vor ihr lagen Fotokopien mit Abbildungen von Häusern und Detailangaben wie von einem Grundstücksmakler. «Meine Cousine Marta hat mir die Schlüssel für diese vier Wohnungen gegeben. Wir sehen sie uns

gleich an, und wenn Ihnen eine davon gefällt, können Sie noch heute Abend einziehen.»

«Heute Abend schon?»

«Überrascht Sie das?»

Leonora schüttelte ein wenig verwirrt den Kopf.

«Es ist bloß so, dass ich seit einem Monat versuche, eine Wohnung zu bekommen, und immer gab es Probleme, Verzögerungen, Formulare ...» Dieser außergewöhnliche Mann schien mit allen eingefahrenen Strukturen Venedigs brechen zu wollen. Alles war plötzlich so einfach.

«Das ist eben der Vorteil, wenn man einen Einheimischen kennt», sagte Alessandro lächelnd, der ihre Gedanken zu erraten schien. «Diese hier sollten Sie sich, glaube ich, zuerst ansehen. Sie liegt ganz in der Nähe.» Er zeigte auf eine der vier Wohnungen, zwei Zimmer in einem hübschen dreistöckigen Haus. Leonora schaute auf die Adresse -Campo Manin.

Die Wohnung lag im Obergeschoss eines großen Hauses, das schon bessere Tage gesehen hatte. Leonora, die ein Faible für alte Häuser hatte, faszinierte das schön verzierte Treppenhaus sehr. Obwohl die Wohnungen alle mit zeitgemäßen Feuerschutztüren versehen waren, hatte das Treppenhaus seinen Charme behalten. Leonora berührte den abblätternden türkisgrünen Anstrich. Als er und die Vergoldungen noch neu gewesen waren - hatten da wohl Familienporträts an diesen Wänden gehangen und über die Dienstboten und Herrschaften gewacht, die treppauf und treppab eilten? Wie als Antwort auf ein leises Wispern sagte sie: «Corradino ...»

Alessandro mühte sich gerade mit der Türverriegelung von Wohnung 3C ab. «Was haben Sie gesagt?»

«Ach, nichts.» Es war noch zu früh, um ihm zu verraten, dass ihr bester Freund in Venedig der Geist ihres Vorfahren war. «Ich habe nur gerade überlegt, ob hier wohl früher auch Manins wohnten.»

Alessandro, dessen Aufmerksamkeit noch immer von der Tür in Anspruch genommen wurde, zuckte die Achseln. «Das ist schon möglich. Sehr gut möglich sogar. Aha ...» Jetzt hatte er es geschafft, die Tür zu öffnen, und Leonora folgte ihm in die Wohnung. Sie war schlicht und spärlich möbliert, besaß jedoch nach vorne hinaus zwei riesige Fenster, die auf den Campo hinausgingen. Das Beste aber war die kleine Dachterrasse, zu der eine wackelige Wendeltreppe hinaufführte. Von dort oben hatte man einen herrlichen Blick auf das Dächergewirr von Venedig. Leonora lehnte sich über die baufällige Balustrade und schaute auf den Campanile in der Ferne. Sie hörte Glocken läuten.

Hier will ich leben. Das habe ich schon gewusst, als ich durch die Tür trat.

Wie schon zuvor war Leonora verblüfft über Alessandros handfeste Art, die Dinge anzugehen. Nachdem sie ihm ihre Entscheidung, die Wohnung mieten zu wollen, mitgeteilt hatte, zog er sofort sein Handy hervor und setzte seine Cousine mit ein paar schnellen Worten ins Bild. Sie hatten gerade erst das einfache Badezimmer besichtigt («Erwarten Sie nicht, dass es hier immer heißes Wasser gibt, nicht in Venedig»), als auch schon Cousine Marta erschien. Sie war eine nette, sachlich wirkende Frau mit Brille und kurzen Haaren, die nichts von der Attraktivität ihres Vetters besaß. Sie setzte sich mit Leonora an den sauber geschrubhten Tisch und besprach die Einzelheiten.

Kaum hatte Leonora einen Mietvertrag für zwölf Monate unterzeichnet, da rief Alessandro das Lagerhaus in Mestre an und rang dem Eigentümer tatsächlich das Versprechen ab, Leonoras Sachen - ganz gegen herkömmliche Gepflogenheiten - am nächsten Tag, einem Sonntag, anzuliefern. Cousin und Cousine boten beide netterweise ihre Hilfe beim Einräumen der Möbel an.

Leonora, die den Schlüssel zur neuen Wohnung bereits in der Tasche hatte, ging zusammen mit Alessandro zu ihrem Hotel, um ihr Zimmer zu kündigen. Er hatte anscheinend nichts anderes vor. Während sie durch die Gassen liefen, unterhielten sie sich angeregt über die heilige italienische Dreifaltigkeit - Kunst, Essen und Fußball. Als sie Leonoras Gepäck und ein paar Vorräte für den nächsten Tag in die neue Wohnung gebracht hatten, gewann diese zu ihrem Erstaunen allmählich den Eindruck, als sei Alessandro gern mit ihr zusammen. Ihre Verwirrung, aber auch ihre Freude wuchsen noch, als er bei hereinbrechender Dämmerung so sachlich und kurz angebunden, wie es für ihn typisch war, sagte: «Sollen wir noch etwas trinken gehen? Es gibt schließlich etwas zu feiern, und ich kenne ein gutes Lokal.»

Leonora zog eine Augenbraue hoch. «So gut wie das ‘Do Mori’?», fragte sie herausfordernd.

Er lachte. «Es gibt gar nichts Besseres als das Lokal, das ich im Kopf habe. Es ist ein Paradies, im wahrsten Sinne des Wortes.»

Sie schaute ihn misstrauisch an. Doch seine Augen blickten weder berechnend noch lüstern.

Ich weiß, ich sollte nicht mit ihm gehen. Aber ich weiß auch, dass ich es trotzdem tun werde.

An den Samstagabenden ging es im Paradies immer laut zu. Leonora, die an der Theke gegen Alessandro gepresst wurde,

musste ihm ihre Bestellung trotzdem ins Ohr brüllen. Er orderte vier Flaschen Peroni («das spart Zeit») und führte Leonora dann an einem langen Tisch vorbei, der wie eine Refektoriumstafel aussah und mit jungen, auffällig gestylten Bohemiens besetzt war. Alessandro fand zwei freie, einander gegenüberliegende Plätze in einer dunklen Nische, die nur durch die unvermeidliche Kerze in der Weinflasche erleuchtet wurde. Die gesamte Flasche war mit einer dicken Schicht aus bunten Wachstropfen überzogen. Leonora begann sofort an der erstarrten Masse zu zupfen, das tat sie oft. Dicht neben ihr saß ein vielfach gepiercter junger Bursche, der in schnellem Venezianisch über den Tisch hinweg auf seine ebenfalls gepiercte Freundin einredete. Alessandro nahm einen Zug von seinem Peroni, und Leonora betrachtete ihn. Es war in der Nische ein wenig ruhiger, doch sie musste immer noch sehr laut reden, damit er sie verstand. «Wo sind wir hier?»

«Ich war nicht ganz ehrlich zu Ihnen», antwortete er lächelnd. «Das ist nicht das Paradies, sondern das ‘Paradiso Perduto’ - das verlorene Paradies. Es ist vermutlich die einzige Nachtbar in Venedig, und sie ist immer voller Studenten. Hier herrscht zwar ein ziemliches Gedränge, aber zumindest bekommt man auch noch nach Mitternacht etwas zu trinken.»

Leonora schaute mit einem etwas kläglichen Gesichtsausdruck in ihr Bierglas. Das verlorene Paradies.

Habe ich mein Paradies verloren? Waren Stephen und Belmont mein Paradies? Oder werde ich hier ein neues finden?

Als habe er ihre Gedanken gelesen, fragte Alessandro plötzlich: «Warum hat Ihr Mann Sie verlassen?»

Leonora verschluckte sich beinahe an ihrem Peroni. Sie wunderte sich jeden Tag von neuem, wie geradeheraus die Venezianer

waren. Man sollte meinen, sie wären ebenso umständlich wie die Straßenführung ihrer Stadt oder ihre Bürokratie. Doch das stimmte nicht. Erst am Morgen hatte die Kellnerin in dem Cafe, wo Nora immer zu frühstücken pflegte, sie gefragt, ob sie daheim eine amore habe. Der Portier in ihrem Hotel wiederum, dieser freundliche, onkelhafte Herr, hatte mittlerweile alles über ihren Familienstand und ihre Kinderlosigkeit in Erfahrung gebracht. Und jetzt stellte ihr dieser sonst so korrekte Mann eine solch persönliche Frage. Um Zeit zu gewinnen und sich wieder zu fassen, berührte Leonora das gläserne Herz an ihrem Hals.

«Woher wissen Sie, dass er mich verlassen hat?»

Alessandro lehnte sich gelassen in seinem Stuhl zurück. «Sie haben eine weiße Linie um den Finger, an dem einmal Ihr Ehering saß. Und der Finger hat ein wenig seine Form verändert, hinter dem Knöchel ist er ein bisschen schmaler. Das heißt, Sie haben den Ring mehrere Jahre lang getragen. Und Sie sind traurig. Außerdem sind Sie hier - ich denke, wenn Sie ihn verlassen hätten, wären Sie wohl zu Hause geblieben, oder?»

Leonora hob den Blick von ihrer Hand und las in den intelligenten dunklen Augen ein Mitgefühl, das ihr durch Mark und Bein ging. Eigentlich wollte sie ihm eine abweisende Antwort geben, doch dann überraschte sie sich selbst durch ihre Reaktion.

«Er hat mit mir ein goldenes Kästchen gewählt.»

«Wieso?»

«Das Bild stammt aus dem 'Kaufmann von Venedigs Portias Freier müssen zwischen drei Kästchen wählen - dem aus Silber, dem aus Blei und dem aus Gold. Das Glück liegt im bleiernen, nicht im goldenen Kästchen.»

Alessandro lächelte. «Ich weiß. Schließlich lebe ich ja hier. Glauben Sie wirklich, man könnte in dieser Stadt aufwachsen, ohne diese Geschichte zu kennen? Ich meinte, in welcher Hinsicht sind Sie das Gold und nicht das Blei?»

«Ich glaube, er hat sich damals nicht in mich, sondern in meine äußere Hülle verliebt. So wie sie einmal war.»

«Nicht doch.»

«Wie bitte?»

«‘Wie sie einmal war’ - Sagen Sie so etwas nicht. Sie sind sehr schön.» Bei ihm klang es nicht wie ein Kompliment, sondern wie eine schlichte Feststellung.

Leonora wickelte sich eine goldene Strähne um den Finger. «Früher vielleicht. Aber der Verlust hat mir sehr zugesetzt. Ich fühle mich, als ob ich schwarzweiß wäre, so als hätte ich alle Farbe verloren.» Sie ließ entmutigt die Strähne fallen. «Damals war ich eine Künstlerin, kreativ, voller Gefühl, ganz anders als Stephen, der Wissenschaftler ist und glaubt, die Welt hätte an Wundern nicht mehr zu bieten als chemische Reaktionen. Ich glaube, es faszinierte ihn, dass wir so unterschiedlich waren. Doch dann öffnete er das Kästchen und kam zu dem Schluss, dass er doch lieber eine Partnerin hätte, die nüchterner, praktischer veranlagt und an der Wissenschaft interessiert ist, so wie er selbst.»

«Und, hat er sie gefunden?»

«Ja. Sie heißt Carol.»

«Aha.»

Leonora nahm noch einen Schluck Bier. Langsam wurde ihr warm von dem Alkohol. In diesem Augenblick entschied sie sich, Alessandro nichts von ihrer Unfruchtbarkeit zu erzählen. Eine kleine, eindringliche Stimme in ihrem Inneren riet ihr davon ab - dieser Mann sollte nicht wissen, dass sie unvollkommen war.

Schließlich begann Alessandro wieder zu sprechen, mit einer ungewöhnlichen Offenheit, so als wolle er sich für die ihre revanchieren. «Wissen Sie, man kann einander auch zu ähnlich sein. Bis letztes Jahr hatte ich eine Freundin, die meine Zwillingsschwester hätte sein können. Wir sind zusammen aufgewachsen, mögen dieselben Dinge und sind sogar Fans desselben Fußballvereins. Doch dann bot man ihr eine bessere Stelle in Rom. Sie nahm an und zog fort. Ende der Geschichte. Unsere Beziehung ist schließlich an ihrem Ehrgeiz gescheitert.» Er trank einen Schluck, bevor er mit einem schiefen Lächeln hinzufügte: «Das ist das Einzige, worin wir uns nicht ähneln: Ich würde niemals einen Job über meine Beziehung stellen.»

Leonora wusste nicht, was sie denken sollte. Sie hatte angenommen, dass dieser Mann nicht verwundbar sei -und nun stellte sich heraus, dass auch er verlassen worden war.

Leise fragte sie: «War sie auch bei der Polizei?»

«Nein, sie war Journalistin.» Er schien dem nichts hinzufügen zu wollen, also fragte Leonora nicht weiter, und inmitten des allgemeinen Stimmengewirrs breitete sich Schweigen zwischen ihnen aus. Doch nach einer Weile begann er erneut zu sprechen.

«Bis dahin waren wir sehr glücklich miteinander gewesen. Es gab keine Probleme. Keine ... Meinungsverschiedenheiten.»

Leonora ging seine Geschichte aufgrund ihrer eigenen Erfahrung sehr nahe, deshalb suchte sie krampfhaft nach einer Mög-

lichkeit, das Thema zu wechseln. Sie stellte die erste Frage, die ihr einfiel.

«Wo haben Sie so gut Englisch gelernt?»

«In London. Nach meinem Militärdienst habe ich zwei Jahre dort gelebt und mir in der Zeit überlegt, was ich mit meinem Leben anfangen will. Ich habe in einem Restaurant gearbeitet - bei Niccolo, einem Cousin von mir. Ich verbrachte die Hälfte meiner Zeit in einer Küche in Soho und die andere Hälfte im Londoner Hippodrom, wo ich schreckliche Frauen abgeschleppt habe.» Er grinste. «Die Schimpfwörter habe ich zuerst gelernt.»

«Wo?»

«Sowohl in Soho als auch im Hippodrom. Dann ging ich auf die Polizeiakademie in Mailand und kam nach meiner Abschlussprüfung wieder nach Hause, nach Venedig.»

Alessandro drückte beiläufig seine Zigarette aus und bot Leonora mit einer fragenden Handbewegung eine an. Als sie ablehnte, zündete er sich eine neue an und nahm einen großen Schluck Bier. Sie dachte an seine Worte. Nach Hause. Nach Venedig.

Hier ist jetzt auch mein Zuhause.

«Haben Sie damals in London die Entscheidung getroffen, hierher zurückzukehren?», fragte sie neugierig.

«Nein, ich hatte eigentlich nie eine Wahl. Meine Eltern gestanden mir diese zwei Jahre zu, doch es war immer klar, dass ich zur venezianischen Polizei gehen würde. Das wusste ich ebenso gut wie sie.»

«Warum?»

Alessandro zuckte mit den Schultern. «Bardolino-Tradition. Vater, Onkel, Großvater ...»

«Und, sind Sie glücklich?»

«Ich werde es sein, wenn ich zur Kriminalpolizei wechsele. Das war schon immer mein Traum. Ich mache gerade die Ausbildung.»

«Ihre Schlussfolgerungen in Bezug auf den fehlenden Ehering waren schon ganz schön überzeugend.»

Er lachte ein wenig geschmeichelt. «Wie Sherlock Holmes, was? Na, wir werden ja sehen. Es hängt davon ab, ob ich die Prüfungen bestehe. In Venedig auf Streife zu gehen ist kein Vergnügen. Immer nur gestohlene Kameras und verlorene Koffer - Touristenwehwehchen. Oder aber der langweilige Bürodienst. Und zu alledem stehen wir auch noch in dem Ruf, strohdumm zu sein. Wissen Sie, warum Polizisten in Venedig immer zu zweit auf Streife gehen?»

Leonora schüttelte den Kopf.

«Der eine kann lesen und der andere schreiben.»

Sie lächelte.

«Wenn Sie glauben, dass das schon schlimm ist, dann sollten Sie hören, was man sich über die Feuerwehr von Venedig erzählt: Auf der Feuerwache schalten sie nachts angeblich einen Anrufbeantworter ein, und die Bandansage teilt den Anrufern mit, dass man sich am nächsten Morgen um ihr Feuer kümmern wird.»

Leonora lachte. «Habt ihr auf diese Weise das ‘Fenice’ verloren?» Zehn Jahre zuvor war Venedigs herrliches Theater bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

«Nein, daran war die Stadtverwaltung schuld. Der Kanal zum Fenice war so verschlammmt, dass die /uoco-Boote der Feuerwehr nicht schnell genug hinkamen, um das Feuer zu löschen. Ich finde das unverantwortlich von der Gemeindeverwaltung. Die ganze Stadt fällt auseinander.»

«Und versinkt?»

Alessandro schüttelte den Kopf. «Von den Einwohnern glaubt keiner daran, dass die Stadt versinkt. Sie glauben aber durchaus, dass viele Leute die Furcht davor schüren, um Geld zu machen. Es gibt eine Menge sogenannter Fonds zur Erhaltung der Stadt, das meiste Geld daraus fließt allerdings in die Taschen der Beamten. Nein, die Touristen sind ein größeres Problem als das Wasser.»

Leonora wunderte sich über diese Ansicht und war zugleich erfreut, dass Alessandro sie offenbar nicht zu dieser Kategorie zählte. «Die Touristen?», fragte sie. «Sind sie denn nicht sozusagen der Sauerstoff, den die Stadt zum Atmen braucht?»

Wieder zuckte Alessandro die Achseln. «Ja schon, aber Sie wissen ja, wenn man mehr Sauerstoff einatmet, als der Körper braucht, hyperventiliert man. Auf jeden Einwohner von Venedig kommen heutzutage rund hundert Touristen. Das ist auch der Grund dafür, dass sich fast alle Einheimischen untereinander kennen. Wir halten zusammen. Und die Stadt wird weiter bestehen. Es gibt Venedig schon seit vielen hundert Jahren, und es wird noch weitere Jahrhunderte überdauern. Das ist charakteristisch für Venedig ... diese Beständigkeit.»

Leonora nickte, während sie immer noch an den Wachstropfen herumzupfte. «Ich weiß, was Sie meinen.» Sie hatte mittlerweile den Eindruck gewonnen, ihm alles sagen zu können, also verriet sie: «Als ich Sie das erste Mal sah, fand ich, dass Sie aussehen wie einem Gemälde entstiegen. Ich weiß nur nicht welchem.»

«Ich aber.» Er lächelte, verfolgte das Thema aber nicht weiter. «In Venedig ist das etwas ganz Alltägliches. Hier laufen viele Menschen herum, die die gleichen Gesichtszüge haben wie Menschen, die ein paar Jahrhunderte zuvor gelebt haben. Die gleichen Gesichter. Nur Venedig zeigt sein Gesicht nie. Die Stadt trägt immer eine Maske, und unter der Maske war sie schon immer korrupt.»

«Wenn Korruption so weit verbreitet ist, dann gibt es ja für einen Kriminalbeamten genug zu tun.» Alessandro verzog das Gesicht. «Ja, wirklich. In Venedig sind schwere Verbrechen so interessant, wie die Kleinkriminalität langweilig ist. Kunstraub, Betrug, Schmuggel. Wie in einem richtigen Detektivroman eben.» Sie spürte den Ernst hinter seinen scherzhaften Worten. «Und wann sind die Prüfungen?»

«In zwei Monaten. Wenn ich sie bestehe, bin ich selig.» Er trank sein Bier aus und betrachtete Leonora über die leere Flasche hinweg. «Und Sie? Was würde Sie glücklich machen? Sind Sie auf der Suche nach einem Bleikästchen oder einem neuen Paradies?»

Leonora schlug verlegen die Augen nieder. Wieder einmal schien er ihre geheimsten Gedanken erraten zu haben.

Sie betrachtete die Kerze auf dem Tisch und stellte fest, dass sie die gesamte Wachshülle von der Flasche entfernt hatte. Glatt und wie neu stand die grüne Flasche da, doch noch während sie sie anblickte, tropfte abermals ein wenig flüssiges Wachs von der

Kerze und erstarrte zu einem milchig weißen Tropfen auf dem jungfräulichen Glas.

«Nein, ich bin nicht auf der Suche», sagte sie schließlich.

In dem Augenblick glaubte ich, was ich da sagte. Ich glaubte es, bis ersieh über den Tisch beugte und mich küsste. Harte Bartstoppeln, ein weicher Mund und ein schon fast vergessenes Feuer.

Schweigend gingen sie durch die leeren Straßen. San Marco lag verlassen da. Die Nacht war kühl, doch in Leonora war ein Feuer entfacht. Alles schien zu schlafen, selbst die Tauben waren zur Ruhe gekommen, doch Leonoras Gedanken rasten wie aufgescheucht. Aus einem Impuls heraus, den sie sich selbst nicht erklären konnte, schlug sie ein paarmal Rad quer über eine Piazza. Die Sterne drehten sich über ihren Füßen, ihr Haar fegte über das Pflaster.

Sie hörte Alessandro lachen. Leonora wusste nicht, was sein Kuss zu bedeuten hatte, doch was sie selbst fühlte, wusste sie genau.

Eine große, ganz unsinnige Freude.

Kapitel 10

Das Angebot

Corradino schaute voller Befriedigung in seinen Doppelspiegel. Das wertvolle Stück hatte einen Ehrenplatz an der hinteren Wand der Cantina «Do Mori» gefunden. Der Glasbläser wusste genau, dass er gute Arbeit geleistet hatte -die Glasfläche war so glatt wie die Lagune an einem Frühlingstag, und die Winkel waren so ma-

kellos, dass noch nicht einmal sein kritisches Auge einen Fehler entdecken konnte. Er wandte den Blick ab, setzte sich auf eine der Sitzbänke und wartete. Corradino hatte noch niemals zuvor seinem Spiegelbild direkt in die Augen geblickt. Er wusste kaum, wie er aussah. Tag für Tag prüfte er irgendeine andere Glasoberfläche, ohne dabei sein eigenes Gesicht zu betrachten. Vielleicht fürchtete er sich ein wenig vor dem, was er dann sehen würde, oder er interessierte sich tatsächlich nicht für sein Aussehen, sondern nur für das Glas. Doch das waren Fragen, über die er nicht ausreichend nachdachte, um sie beantworten zu können.

Er wusste nur, das Signor Baccia, der proprietario des «Do Mori», mit dem Spiegel zufrieden sein würde. Er fragte sich allerdings, warum man ihn noch einmal herbestellt hatte - die Wände der Cantina waren schon über und über mit Malereien und Spiegeln bedeckt. Baccia konnte sich eine solch prachtvolle Ausstattung seines Lokals, das schon vor zweihundert Jahren eine florierende Schänke gewesen war, leisten. Doch jetzt war er drauf und dran, zu viel des Guten zu tun. Corradino zuckte innerlich zusammen - noch mehr Spiegel würden den ausgewogenen Eindruck seines einzigartigen Doppelspiegels verderben, dessen Flächen - wie Castor und Pollux - in vollkommener Harmonie erstrahlten. Corradino hatte kein gutes Gefühl bei dieser Sache, was noch von dem neumodischen Gebräu verstärkt wurde, das er gerade zu sich nahm. Er hatte sich noch nie für Kaffee erwärmen können.

Davon verfaulen einem ja die Eingeweide. Ein gutes Glas Valpolicella hingegen -jederzeit.

Endlich tauchte Signor Baccia aus einem Hinterzimmer seiner Cantina auf. Der rundliche Mann, nach neuester französischer Mode gekleidet, machte an einem Tisch halt, um einige Worte mit ein paar herausgeputzten venezianischen Matronen zu wechseln,

die ein wenig unbeholfen nach dem letzten Schrei gekleidet waren.

Baccia wirkt heute ein bisschen sonderbar.

Normalerweise war der proprietario umgänglich und vergnügt, doch heute machte er einen nervösen Eindruck. Seine Freundlichkeit schien aufgesetzt, fast hatte man den Eindruck, er spiele Theater. Auch wenn er ein korpulenter Mann war, so schwitzte er doch ein wenig zu heftig für diesen kühlen Tag, und seine Augen wanderten hin und her, als fürchte er, verfolgt zu werden. Corradino fragte sich, ob er sich wohl mit den Zehn angelegt hatte und nun von einem Spitzel beschattet wurde. Was ihn selbst betraf, so gab sich Corradino keinen Illusionen hin. Er wusste, dass er überwacht wurde, hatte sich aber nach all den Jahren daran gewöhnt. Wohl war ihm dabei zwar ganz und gar nicht, aber er hatte gelernt, den Gedanken daran weitgehend auszublenden.

Daran erinnert wurde er, wenn er die Blicke bemerkte, die ihn unverhofft aus dem Schutz der Dunkelheit trafen. Der Mann, der an der Anlegestelle des Traghetto wartete ... Der Süßwarenhändler auf der Straße, der ihn ein wenig zu eingehend musterte ... Die Kurtisane auf dem Ponte delle Trette mit ihrem warmen Lächeln und den Augen wie Stein. Tausend verschiedene Masken an tausend verschiedenen Orten. Obwohl sie sich diskret im Hintergrund hielten, hatte Corradino im Laufe der Jahre die Fähigkeit entwickelt, sie im Bruchteil einer Sekunde zu erkennen. Jedes Mal, wenn er einem dieser Spitzel flüchtig in die Augen schaute - gleichgültig, ob dieser nun groß oder klein war, Mann oder Frau -, beschlich Corradino das beklemmende Gefühl, als sei es immer derselbe Agent. Das schwarze Phantom, das vor so vielen Jahren in der Fondaria nach ihm gesucht hatte.

Der Mann, der meine Familie umgebracht hat.

Aber Baccia hatte doch gewiss nichts zu befürchten, oder? Er stand voll und ganz hinter den Machthabern. Corradino war bekannt, dass der Rat teilweise für Baccias Miete aufkam und dass es bei den vorgeblich geselligen Zusammenkünften im «Do Mori» oft um Fragen der Politik ging. Und dennoch - der Proprietario fühlte sich eindeutig nicht wohl in seiner Haut. Schließlich trat er zu Corradino, dem beim Begrüßungskuss der Schweißfilm auf Baccias Wange nicht entging.

«Antonio», begann Corradino ohne Umschweife, als der andere schwerfällig auf dem Brokatsofa ihm gegenüber Platz genommen hatte, «warum wolltest du mich sehen? Willst du etwa noch mehr Spiegel, damit es in deinem Cafe bald wie in einem Bordell aussieht?»

Baccia wirkte tatsächlich krank, als er sich jetzt zu Corradino vorneigte und ihm keuchend seinen nach Wein riechenden Atem ins Gesicht blies. «Corradino, hör gut zu. Lehn dich auf deinem Sitz zurück.»

«Was -?», setzte Corradino verdutzt zum Sprechen an, doch sein Freund unterstrich seine Worte mit einem heftigen Kopfnicken und brachte Corradino so zum Schweigen. Corradino überlegte einen Moment, dann lehnte er sich immer weiter zurück, ganz so wie Baccia ihm gesagt hatte. So weit, bis seine Schultern den Rücken des Herrn berührten, der auf der anderen Seite der Bank saß. Er wollte sich gerade entschuldigend zu dem Mann umdrehen, da drang eine fremde Stimme an sein Ohr.

«Nein. Dreht Euch nicht um. Wir werden beobachtet.»

Obleich in perfektem Italienisch gesprochen, schwang in den Worten doch ein französischer Akzent mit, der Corradino an seinen ehemaligen Französischlehrer erinnerte. Das Blut rauschte

ihm in den Ohren, als ihm plötzlich seine Kindheit in den Sinn kam.

«Monsieur Loisy?» Er musste sich zusammenreißen, um sich nicht umzudrehen und den Mann zu umarmen.

«Nein. Mein Name ist Duparcmeur. Gaston Duparcmeur. Wir sind uns noch nie begegnet. Doch mit der Zeit werdet Ihr mich schon besser kennenlernen.» In der befehlsgewohnten Stimme schwang eine leise Belustigung mit.

Corradino ärgerte sich über seinen Irrtum. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, sich lächerlich gemacht zu haben. Deshalb wandte er sich in scharfem Ton an den unbehaglich dabei sitzenden Baccia. «Was soll das alles? Ich habe keine Lust, mich in Gefahr zu bringen.»

Er spürte, wie sich die fremden Schultern bewegten, und hörte wieder die feste, leicht amüsierte Stimme des Franzosen. «Ihr seid immer in Gefahr gewesen, Corradino. Seit dem Tag, als Euer Onkel Ugolino Eure Familie an die Zehn verriet und Ihr alle fliehen musstet. Wisst Ihr eigentlich, dass es Ugolino war, der am Ende den Agenten der Republik auch das Versteck Eurer Familie preisgab? Er erkaufte seine eigene Sicherheit mit dem Leben Eurer Mutter, doch er wurde betrogen - sie töteten auch ihn und ließen Euch allein zurück, mein kleiner Glasbläser.»

Erregt sprang Corradino auf, fand sich jedoch sogleich in der bärenhaften Umarmung des Proprietario wieder, der ihn auf beide Wangen küsste und weithin hörbar rief: «Das wäre also abgemacht! Noch zwei Spiegel für den Salon. Und sie müssen genauso kunstvoll werden wie deine übrigen.» Er zog Corradino eng an sich und zischte ihm ins Ohr: «Corradino, verlier jetzt um Himmels willen nicht die Nerven! Dreh dich nicht um, denn wir werden beobachtet. Du musst diesen Mann anhören! Er kann dir hel-

fen, du wirst schon sehen. Setz dich jetzt also ganz still hin und sprich mit ihm, als würdest du dich mit mir unterhalten.»

Corradino ließ sich langsam wieder auf die Bank sinken und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Was bedeutete das alles? Stimmten die Informationen über seinen Onkel Ugolino? Hatte er sie alle verraten - der Onkel, der ihn so geliebt hatte? Hatte er den Tod seiner Eltern verschuldet? Tausend Fragen schossen ihm durch den Kopf, doch er sagte nur: «Wer seid Ihr?»

«Wenn Ihr mich sehen wollt, werft einen schnellen, vorsichtigen Blick in Euer eigenes Kunstwerk.»

Corradino blickte nach links in den Spiegel - und schaute für einen kurzen Augenblick in die Augen des Mannes, der hinter ihm saß. Er war in weinroten Samt gekleidet und trug die Tracht eines Arztes aus Padua. Auf seinem Schoß lag eine langnasige weiße medico-Maske, doch sein Spitzbart und der gezwirbelte Schnurrbart verrieten den französischen Stutzer. Seine Augen, die er unverwandt auf Corradino gerichtet hielt, waren so grau wie der pulverisierte Schiefer, den Corradino der Glasschmelze zusetzte, um dem Glas das Aussehen von Zinn zu verleihen. Der Franzose wirkte noch recht jung, er schien wie Corradino um die dreißig zu sein.

«Wie Ihr seht, sind wir beide ungefähr gleichaltrig», sagte der Mann, als könne er Gedanken lesen. «Doch ansonsten gibt es große Unterschiede zwischen uns. Ich liebe mein Vaterland, während Ihr keine Zuneigung mehr zu dem Euren verspürt. Und im Gegensatz zu mir habt Ihr eine geradezu göttliche Gabe, mit Glas umzugehen. Genau deshalb bin ich hier.»

«Woher kennt Ihr meine Familie?»

«Ihr erwähntet einen Landsmann von mir, den Ihr scheinbar sehr geliebt habt. Er ist auch mir bekannt.»

«Monsieur Loisy? Lebt er noch?»

«Nein», sagte die Stimme knapp. «Auch er wurde verraten. Doch bevor seine Mörder ihn aufspürten, konnte er uns noch von seinem außergewöhnlichen Schüler berichten. Er war also, wie Ihr seht, die ganze Zeit über um Euer Wohlergehen besorgt. Er stellte Nachforschungen an und fand heraus, dass Ihr auf Murano Arbeit gefunden hattet. Er verfolgte Eure Fortschritte ebenso aufmerksam wie wir. Doch wer sucht, kann auch gefunden werden. Die Erkundigungen, die er wegen Euch anstellte, lenkten die Verfolger auf seine eigene Spur, und als er nach Venedig zurückkehrte, um Euch wiederzusehen, fiel er einem Giftanschlag der Zehn zum Opfer.»

Corradinos Schädel dröhnte. Er bekam kaum noch Luft. Doch hier und jetzt durfte er seiner Trauer um den treuen Loisy nicht nachgeben, denn es waren noch zu viele Fragen offen. «Woher wisst Ihr das alles?»

«Weil ich zu denen gehörte, die ihm halfen.»

«Und dann habt Ihr untätig zugesehen, als sie ihn umbrachten?»

«Ich habe Loisy davor gewarnt, nach Venedig zurückzukehren, doch er hat nicht auf mich gehört. Ihr solltet nicht den gleichen Fehler begehen.»

Corradino schaute den schweigenden Baccia an und spürte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. Das üble Kaffeegebräu bewirkte zudem, dass sich seine Magensäfte stauten, und es hinterließ einen unangenehmen Geschmack im Mund, der eindeutig zu

den schlechten Neuigkeiten passte, die Corradino soeben erhalten hatte. Schließlich stellte er die entscheidende Frage: «Was wollt Ihr von mir?»

«Wir brauchen Euch und Eure Kunstfertigkeit, was sonst?»

«Und wer ist ‘wir’?»

«Ich. Und dann noch Seine Majestät König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich.»

Corradino, der noch immer in Baccias blutunterlaufene Augen starrte, stockte der Atem.

«Was wollt Ihr damit sagen?»

«Ihr werdet alles beizeiten erfahren. Aber Ihr sollt jetzt schon wissen, dass wir Euch helfen können. Wir bieten Euch ein standesgemäßes Leben in Paris. Dort wird man Euch als genialen Künstler feiern und nicht wie einen Sklaven auf einer Insel festhalten wie hier in Venedig. Auf Euch warten Reichtümer und ein Adelstitel. Denkt einmal darüber nach, was Venedig je für Euch getan hat. Man hat Euch ausgenutzt, sich mit Euren Werken geschmückt und Euch im Gegenzug nichts gegeben. Im Gegenteil, die Stadt hat einem Abkömmling der edlen Familie Manin Fesseln angelegt. Und noch viel schlimmer: Sie hat Euch Eurer gesamten Familie beraubt.» Die Stimme zögerte. «Fast Eurer gesamten Familie.»

Corradinos Kopf machte einen Ruck nach links, und abermals traf sein Blick die zinngrauen Augen. Die Stimme des Franzosen war nicht mehr als ein Flüstern.

«Ihr könnt sie mitnehmen.»

Leonora. Er weiß von Leonora.

«Ihr braucht Euch nicht sofort zu entscheiden», sagte die Stimme, als sich Corradino verwirrt abwandte. «Doch ich darf mich hier nicht länger aufhalten. Bleibt noch und redet mit Signor Baccia. Es soll alles wie eine normale Geschäftsverhandlung aussehen - er bestellt etwas bei Euch, und Ihr nehmt die Maße und tragt sie wie gewöhnlich in Euer Pergamentbüchlein ein. Dann fahrt Ihr zurück nach Murano und tut erst einmal gar nichts. Doch in Kürze wird Euer Meister Euch berichten, dass das Teatro Vecchio Euch den Auftrag für einen Kronleuchter erteilen will und dass Ihr Euch dafür in Venedig mit einem Maestro Domenico treffen sollt. Bei diesem Treffen werdet Ihr mich wiedersehen, dieser Maestro Domenico werde ich sein. Ich werde Euch dann die Wünsche des Königs übermitteln. Solltet Ihr nicht interessiert sein, schützt einfach Unwohlsein vor und schickt einen anderen zu dem Treffen. Dann werden wir Euch nie wieder behelligen.»

Corradino spürte die Bewegung im Rücken, als der Franzose sich erhob. Während Duparcmeur seinen Umhang und die Maske anlegte, sagte er noch: «Denkt darüber nach, Corradino. Was seid Ihr der Republik Venedig schon schuldig? Warum solltet Ihr nicht ein neues Leben beginnen, in Frankreich, mit Eurer Tochter?»

Sein Umhang rauschte, und er war verschwunden.

Wie betäubt saß Corradino da und achtete nicht auf die Worte des Proprietario, der Anweisungen für einen Spiegel gab, der nie gefertigt werden würde. Später schob er sich wie ein Schlafwandler durch das Gedränge von San Marco, wie immer gefolgt von seinem allgegenwärtigen Schatten. Er war so geistesabwesend, dass er beinahe zur Pietà gegangen wäre, um Leonora alles zu erzählen. Doch er kam gerade noch rechtzeitig zur Besinnung. Er konnte es nicht riskieren, solange die Schritte ihm folgten. Er

durfte jetzt nicht alles verderben. Nicht gerade jetzt, wo Aussicht besteht, dass Leonora und ich zusammenleben können.

Kapitel 11

Der Kaufmann von Venedig

Kaum hatte Leonora Adelinos Büro betreten und sich auf dem ihr zugewiesenen Stuhl niedergelassen, spürte sie, dass etwas in der Luft lag. Zum einen versperrte ein großes weißes Flip-Chart den herrlichen Blick auf die Lagune, und zum anderen waren zwei weitere Stühle von einem ihr unbekannten, äußerst sonderbaren Pärchen besetzt. Adelino stellte sie Leonora als «Chiara Londesa und Semi von der 'Attenzione! Agentur' in Mailand» vor. Als sie das Wort «Agentur» hörte, wusste Leonora, dass sie sich das Ausrufezeichen nicht eingebildet hatte. Die beiden waren in der Werbebranche.

Argwöhnisch musterte sie die beiden Fremden, die sie ihrerseits beäugten, als sei Leonora ein Stück Fleisch in der Auslage eines Metzgerladens. Chiara Londesa hatte sich in ein kurzes T-Shirt gequetscht, das mit einer halbpornographischen Manga-zeichnung bedruckt war. Ihr dunkler Teint und die schlaun schwarzen Augen standen in krassem Gegensatz zu den raspelkurzen wasserstoffblonden Haaren. Ihr Kollege Semi, der keinen Nachnamen zu besitzen schien, sah noch merkwürdiger aus. Er war von Kopf bis Fuß wie ein vollendeter englischer Gentleman gekleidet - mit Norfolk-Jackett, sorgfältig geknotetem Schlips und auf Hochglanz polierten maßangefertigten Schuhen von Lobb. Als er sich ein wenig vorbeugte, bemerkte Leonora erstaunt, dass er zu allem Überflus eine Taschenuhr mit Uhrkette trug. Sie musste sich das Lachen verkneifen.

Inmitten des anhaltenden Schweigens stand Semi auf, umrundete Leonoras Stuhl und betrachtete sie von allen Seiten. Dabei strich er sich mit einer affektierten Geste über sein Kinn. In einem Ton, als böte er seine Tochter einem Sklavenhändler zum Verkauf an, ergriff Adelino das Wort. «Sehen Sie? Habe ich es Ihnen nicht gesagt?»

Semi, der noch immer seine Kreise drehte, nickte. Für Leonora, die angesichts seines Outfits einen geschliffenen englischen Akzent erwartet hatte, war sein Italienisch ein kleiner Schock. «Si. Perfetto.»

Perfekt wofür?

Ohne Leonora weiter zu beachten, begannen Semi und Chiara sich rasch und angeregt in ihrem Mailänder Dialekt zu unterhalten. Aus dem Redefluss, der von lebhaften Handbewegungen begleitet wurde, konnte Leonora einige aufschlussreiche Begriffe heraushören. Zeitungsanzeigen. Interviews. Erst örtlich, dann überregional. Broschüren für Hotelgäste. Fototermine. Graphikskizzen. Bei diesem Wort ging Chiara zum Flip-Chart hinüber und präsentierte ein Bild, das einen blonden Botticelli-Engel zeigte, der vor dem Himmelstor Trompete blies. Leonora stand auf und trat näher heran. Sie hatte sich geirrt. Der Engel trug Jeans und eine enge Weste. Und er war eine Glasbläserin. Die Idee war gut, doch das Bild war so schauderhaft kitschig, dass Leonora lachen musste. Sie drehte sich zu den drei todernsten Gesichtern um.

«Mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe. Sie wollen also eine Art... Werbekampagne starten, bei der es, nun ja, um mich gehen soll?»

«Nicht nur um Sie, Signorina Manin, sondern auch um Ihren berühmten Vorfahren.» Mit einer geübten Handbewegung wen-

dete Chiara das Blatt Papier. «Darf ich vorstellen: die Serie Manin.»

O nein!

Die Bilder und Slogans sprangen Leonora förmlich an. Fotos, Entwürfe für Verpackungen, Schlagzeilen in Riesenlettern: «Das Glas, auf dem Venedig ruht.» - «Unser Glas - Spiegel des wahren Venedig.» - «Manin-Glas, echte venezianische Glasbläserkunst seit 400 Jahren.» Und immer wieder der blonde Botticelli-Engel (augenscheinlich sie selbst) und dazu das Bild eines dunkelhaarigen Kindes in Wams und Spitzenkragen.

«Leider existiert kein Porträt von dem erwachsenen Corrado Manin. Er floh mit seiner Familie aus dem Palazzo der Manins, als er zehn Jahre alt war, daher gibt es nur dieses Bild, das Teil eines Familienporträts ist.» Chiaras Schulterzucken schien weniger ihr Mitgefühl mit dem Schicksal des kleinen Jungen auszudrücken als vielmehr ihr Bedauern darüber, dass sie ohne eine geeignete Darstellung zurechtkommen musste. Leonora betrachtete eingehend das verschlossene, ernste Gesicht des kleinen Jungen, der später so große Berühmtheit erlangt hatte. Für das Werbefoto hatte man ihn abermals von seiner Familie getrennt. Leonora schämte sich, dass sie weder etwas von dem Porträt noch von diesem Abschnitt seines Lebens gewusst hatte.

Wie haben diese beiden Typen, die aussehen wie der «Commedia dell'Arte» entsprungen, es nur geschafft, mehr über Corradino herauszufinden als ich? Ich muss mir einfach mehr Mühe geben.

Chiara plapperte unablässig weiter. «Unsere Werbekampagne stützt sich im Wesentlichen auf zwei Faktoren: Corrado Manin, der Mozart der Glasbläserkunst, verleiht den Produkten dieser Glashütte das Image von Beständigkeit - von langer, guter venezianischer Tradition. Und Sie, Signorina, sind seine Nachfahrin -

und die einzige Glasbläserin in Venedig. Sie stehen für das moderne Design, die Avantgarde - aber natürlich immer vor dem Hintergrund Ihrer Familiengeschichte.»

Mir wird gleich schlecht.

Leise, aber bestimmt sagte Leonora zu Adelino: «Das ist ganz einfach obszön!»

Adelino stand auf und zog sie hinüber zum Fenster. Sein «Scusi» richtete sich an die beiden Mailänder, die, gerade über ein Layout gebeugt, eine angeregte Debatte führten und Leonoras Abneigung gegen ihre Kampagne nicht zu bemerken schienen. Zweifellos planten sie die nächste Attacke auf den Namen Manin.

Dann wandte sich Adelino in beschwichtigendem Ton an Leonora. «Leonora mia, bitte beruhigen Sie sich. Verstehen Sie denn nicht - so laufen die Geschäfte seit Jahrhunderten. Die Händler von Rialto und auch Corradino selbst hätten alles getan, um sich einen Vorteil gegenüber ihren Konkurrenten zu verschaffen. Da war kein Platz für künstlerische Empfindsamkeit. Sie waren Geschäftsleute - so wie ich.» Als er ihren Widerstand spürte, ergriff er bittend ihre Hand. «Leonora, ich habe mich übernommen. Ich habe Anteile an ausländischen Firmen gekauft und hohe Kredite aufgenommen, um mein Geschäft wieder zu einem florierenden Unternehmen zu machen. Die Fondaria ist in finanziellen Schwierigkeiten.»

Leonora blickte hinüber zu den Türmen des Markusdoms. Wie hatte sie sich noch vor wenigen Wochen, als sie die Stelle hier antrat, an dem Anblick erfreut! Jetzt plötzlich erschien ihr die geliebte Stadt wie eine Schlangengrube, in die man sie zur Belustigung aller stürzen wollte. Die Lagune lag still und heiter im Sonnenlicht da, doch in Leonoras Herz herrschte eine tiefe Traurigkeit, die all das überschattete.

Mir ist, als triebe ich schiffbrüchig auf dem Meer.

«Was werden Ihre Leute davon halten?», fragte Leonora, die wusste, dass sie es nicht übers Herz bringen würde, Angelino mit seinen Schwierigkeiten im Stich zu lassen. «Immerhin bin ich doch ein Neuling, eine blutige Anfängerin.» Sie musste daran denken, wie sich Robertos kalte Feindseligkeit wie ein Virus in der gesamten Fondaria ausgebreitet hatte. «Ich kann mich nicht so in den Vordergrund drängen. Das ist völlig undenkbar.»

«Im Gegenteil», widersprach Adelino. «Ihre Familie ist schon länger hier ansässig als jede andere. Es war Corrado Manin, der der hiesigen Glasindustrie zu ihrem Welterfolg verholfen hat. Und auch Sie haben Talent, ein sehr vielversprechendes Talent. Machen Sie sich keine Sorgen um die anderen. Wenn es uns gelingt, mit der Kampagne das Geschäft anzukurbeln und damit die Arbeitsplätze der Männer zu sichern, werden sie und ihre Familien Ihnen dankbar sein. Vielleicht kann ich ihnen dann sogar eine Prämie zahlen.»

Diesem Argument konnte sich Leonora nicht verschließen. Sie wollte den Kollegen nur zu gern helfen. Und wenn es mit der Fondaria erst wieder aufwärts ging, würde vielleicht sogar Roberto ihre Leistungen anerkennen, und sie konnten einen neuen Anfang wagen. Außerdem war sich Leonora darüber im Klaren, was passieren würde, falls sie Adelino diesen Gefallen nicht tat. Wozu sollte er, wenn sein Geschäft schlecht lief, eine überzählige Kraft, noch dazu eine Anfängerin, beschäftigen? Er würde sie entlassen müssen, und dann wäre es aus mit dem Traum, eine Glasbläserin zu werden.

Ich bin sozusagen der Braten in der Metzgertheke.

«Na gut, mir scheint ja nichts anderes übrig zu bleiben», sagte Leonora ergeben.

Statt einer Antwort drehte sich Adelino zu den Mailändern um. «Sie ist einverstanden. Ihr könnt loslegen.»

Chiara und Semi schauten erstaunt von ihrem Layout auf. Es war ihnen nie in den Sinn gekommen, dass Leonora nicht mitmachen könnte.

Endlich war Adelino allein. Ihm tat der Kopf weh nach dieser langen Diskussion, in deren Verlauf Leonora den Werbeleuten einige Zugeständnisse an den guten Geschmack abgerungen hatte. Er schaute auf den Bildschirm seines alten Computers, wo noch immer, still und unbeweglich, das Porträt des zehnjährigen Corradino zu sehen war. Adelino wandte sich an den längst verstorbenen Künstler: «Wirst du mir helfen, Corradino?»

Dann riss er sich zusammen und ging hinüber zum Fenster. Das Flip-Chart war auf dem Rückweg nach Mailand, also konnte er seinen Blick wieder ungehindert über die Lagune schweifen lassen - wie ein Kaufmann aus alter Zeit, der darauf wartete, dass seine reich beladenen Handelsschiffe sicher in den Hafen einliefen.

Kapitel 12

Der Traum eines Königs

Corradino krallte seine schweißfeuchten Hände in den schweren Samtvorhang. Die Angst lief in Wellen durch seinen Körper. Seine Eingeweide verkrampften sich, und er war so benommen, dass er sich einen Augenblick lang nicht mehr darauf besinnen konnte, was er sagen sollte.

«Maestro Domenico?» Endlich fiel ihm der Name wieder ein, den er einen ganzen Monat lang im Stillen unablässig wie eine Beschwörungsformel wiederholt hatte.

Nach seiner Begegnung mit Duparcmieur war Corradino wieder an die Arbeit gegangen und hatte versucht, weiterzuleben wie bisher. Doch nichts war mehr gewesen wie zuvor. Wieder und wieder rief er sich das Gespräch ins Gedächtnis, jedes Wort, jeden Blick, jeden Unterton. Tagelang war er hin- und hergerissen zwischen der Furcht und der Erwartung, dass Maestro Domenico ihn rufen ließe. In Corradinos Träumen hatte dieser Name Gestalt angenommen. Hinter Duparcmieurs Maske verbargen sich die verwesenden Züge seines Onkels Ugolino und erschreckten ihn mehr als einmal fast zu Tode. Auch die Vorstellung, dass die Zehn von dem heimlichen Treffen erfahren haben und ihm nun nach dem Leben trachten könnten, versetzte ihn in Angst und Schrecken. Corradino erwog sogar, den Franzosen beim Rat zu denunzieren - er konnte einen Agenten zum nächsten Treffen mitnehmen, dann würde Duparcmieur getötet werden, und er selbst stünde als ergebener Untertan der Republik da.

Drei Dinge hielten ihn davon ab: zum einen sein eingefleischter Widerwille, in die Fußstapfen seines Onkels Ugolino zu treten und jemanden durch einen Zettel, in den Bocca di Leone geworfen, ans Messer zu liefern. Lange Zeit war es ihm merkwürdig vorgekommen, dass in Dantes «Divina Commedia» - die für ihn zur Bibel geworden war - der unselige, stammelnde Verräter im Abgrund der Hölle den gleichen Namen trug wie sein geliebter Onkel. Doch inzwischen hatte er begriffen, wie passend diese Namensgleichheit war.

Mein Onkel beging den übelsten Verrat - er verriet seine Familie.

Dagegen war Hochverrat am Staat eine vergleichsweise kleine Sünde. Und dieser Gedanke brachte Corradino auf den zweiten Hinderungsgrund.

Noch immer klangen ihm die letzten Worte Duparcmieurs in den Ohren. «Was seid Ihr der Republik Venedig schon schuldig? Warum solltet Ihr nicht ein neues Leben beginnen, in Frankreich, mit Eurer Tochter?»

Genau so war es. Er liebte seine Arbeit - sie bedeutete alles für ihn -, doch er war sich auch darüber im Klaren, dass er nur wegen seiner Kunstfertigkeit noch am Leben war. Sollte er aus irgendeinem Grund nicht mehr arbeiten können, wäre er vermutlich verloren. Und sie hatten ihm noch Schlimmeres zugefügt... «Sie haben Euch Eurer gesamten Familie beraubt... Fast der gesamten ...» Und dieses «fast» war der dritte und wichtigste Grund, warum er Duparcmieur nicht anzeigte.

Leonora.

Während der Tage und Wochen, in denen Corradino auf eine Nachricht wartete - so lange, bis er anfang sich zu fragen, ob er das alles wohl nur geträumt hatte -, wuchs in ihm das Verlangen, mehr über den Plan des Franzosen zu erfahren. Würde er wirklich mit Leonora ein neues Leben im Ausland beginnen können? Mit ihr, die er so sehr liebte, wie er - außer seiner Mutter - nie zuvor jemanden geliebt hatte.

Mit der Zeit wandelte sich seine Furcht in ungeduldiges Warten. Würde die ersehnte Botschaft denn niemals eintreffen? Hatte jemand anders - womöglich Baccia - den Franzosen angezeigt, und wurde er jetzt in diesem Moment gefoltert oder lag im Sterben oder war bereits tot?

Doch dann, eines Abends, kam endlich die lang ersehnte Nachricht. Giacomo teilte Corradino mit, dass er sich am nächsten Mittag mit Maestro Domenico im Teatro Vecchio treffen sollte. Corradino hob sich vor Schreck der Magen. Er schaffte es noch, beiläufig zu nicken, dann rannte er nach draußen und erbach sich in den Kanal.

Und nun, nach einem Irrweg durch die Treppenhäuser und Korridore des Teatro Vecchio, stand er hier vor diesem Vorhang. Wenn er ihn beiseite zog, gab es kein Zurück mehr.

Jetzt könnte ich noch gehen.

Mit einem heiseren Krächzen stieß er den Namen hervor. Keine Antwort. Mit einer Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung dachte er schon, es sei niemand da. Doch dann erklang die Stimme, an die er sich so gut erinnerte, hinter dem Vorhang.

«Si. Avanti.»

Mit zitternder Hand zog Corradino den schweren Stoff beiseite und tat seinen ersten Schritt ins Ungewisse. Wie Dante in der Göttlichen Komödie setzte er auf der Hälfte seiner Lebensreise seinen Fuß auf einen neuen Weg. Dabei wusste er weder, wer der Führer war, dem er sich anvertraute, noch, wohin die Reise ging. «Ihr seid also gekommen, Corradino.»

Corradino erstarb die Antwort auf den Lippen. Er hatte kein Auge für den Sprecher, sondern starrte wie gebannt auf das Schauspiel, das sich tief unter ihm abspielte.

Er befand sich auf einer Art kastenförmigem Balkon, der über dem weiten Raum zu schweben schien. Ein goldener Bogen, mit einem Übermaß an barockem Zierrat geschmückt, überspannte die Bühne unter ihm, die im Licht von tausend Kerzen erstrahlte.

Und was für Gestalten dort auf der Bühne standen! Das waren nicht die Figuren aus der «Commedia dell'Arte» oder die farbenfrohen Kostüme des Carnevale, sondern richtige Schauspieler, prächtig herausgeputzt mit Gold, Silber und Juwelen. Inmitten einer Gruppe, die eine antike Szene nachstellte, stand eine wahrhaftige Prinzessin und sang so ergreifend schön, dass Corradino all seine Angst und Sorgen vergaß. Doch hier erklangen keine frommen Choräle wie in der Pietä, dies hier war ein fröhliches, weltliches Lied in einer ihm unbekannten Sprache.

«Monteverdi», hörte er Duparcmieurs Stimme. «Es ist eine Arie aus 'L'incoronazione di Poppea'. Man hielt den Komponisten für eine Art Genie, aber er war zugleich, wie das meistens so ist, ein überaus schwieriger Mensch. Wart Ihr noch nie in der Oper?»

Ganz benommen schüttelte Corradino den Kopf.

«Solche Freuden erwarten Euch in Paris, einer Stadt voller Kultur. Zieht den Vorhang zu und setzt Euch zu mir, dann können wir uns unterhalten, während wir dem Gesang lauschen. Man darf uns auf keinen Fall zusammen sehen, deshalb treffen wir uns jetzt während der Probe.»

Corradino kam der Bitte noch nicht nach, sondern wartete, bis sich seine Augen ein wenig an die Dunkelheit in der Loge gewöhnt hatten und er sein Gegenüber einigermaßen gut erkennen konnte.

«Nehmt doch Platz, mein Lieber. Hinter Euch steht ein Sessel.»

Corradino setzte sich und warf dabei einen Blick auf Duparcmieur. Der trug anstelle der Ärztekluft nun die auffällige Kleidung eines Theaterdirektors. Haare und Bart hatte er schlichter frisiert und grau gefärbt, um älter zu erscheinen.

«Gut. Und nun zu unserem Geschäft. Ich denke, es wird das Beste sein, wenn ich Euch zunächst unsere Vorschläge unterbreite. Danach könnt Ihr mir Fragen stellen. Einverstanden?»

Corradinos schwaches Nicken entging dem Franzosen nicht.

«Dann werde ich jetzt anfangen, denn unsere Zeit ist knapp. Ich vermute, dass Ihr schon einmal von Seiner erlauchten Majestät, König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich, gehört habt.»

Wieder nickte Corradino.

«Natürlich. Wer hat das nicht. Um ein Sinnbild seiner ruhmreichen Herrschaft und seiner übergroßen Weisheit zu schaffen, sind gerade die besten Architekten damit beschäftigt, in Versailles bei Paris ein Schloss zu errichten, das auf der ganzen Welt seinesgleichen sucht. Es wird herrlicher als alle Bauwerke des alten Roms oder Ägyptens, prachtvoller als die Paläste der Nabobs und Maharadschas von Indien oder der edlen Bewohner des antiken Griechenland. Erstaunlicher noch als die fremdartigen, wunderbaren Bauten der Chinesen in dem Land, das Euer Landsmann Marco Polo entdeckt hat. Und damit dieses Schloss auch wirklich einzigartig wird, hat sich Seine Majestät etwas ausgedacht, das die Menschen noch in vielen hundert Jahren in Staunen versetzen wird.» Corradino hatte seine Stimme wiedergefunden. «Und was ist das?»

«Er wünscht sich einen großen Saal, dessen Wände ganz aus Spiegeln bestehen.»

Corradino schwieg. Während der Gesang zu ihm empordrang, versuchte er, sich dieses kühne Vorhaben vorzustellen.

«Das ist interessant.» Wieder vernahm er den leicht belustigten Unterton in der Stimme des Franzosen.

«Was ist interessant?», fragte Corradino.

«Dass Ihr nicht sofort gesagt habt, so etwas sei unmöglich. Das bestärkt mich in der Annahme, dass Ihr der richtige Mann für dieses Werk seid.»

«Warum muss der König so etwas bauen? Es ist mit langer, mühevoller Arbeit verbunden und wird Unsummen verschlingen.»

Im Zwielficht konnte Corradino sehen, wie der Franzose seine Bedenken mit einer Handbewegung abtat.

«Das zählt nicht für Seine Majestät. Was zählt, ist einzig und allein die Darstellung seiner königlichen Macht. Durch ein Schloss mit einem derartigen Saal wird sein Ansehen bei den anderen Potentaten steigen. Das ist Politik, Corradino. Wir werden danach beurteilt, wie wir uns geben und was wir besitzen. Dieser Palast könnte sich für die kommenden Jahrhunderte zu einem Zentrum politischer Macht entwickeln. Vielleicht werden dort noch große Entscheidungen gefällt.»

«Ich verstehe. Und dazu wollt Ihr meine Hilfe.»

Duparcmeur nickte.

«Wir möchten, dass Ihr nach Paris kommt. Dort werdet Ihr mit allem Komfort und Luxus in unmittelbarer Nähe des Schlosses wohnen und die Oberaufsicht über die Herstellung der Spiegel führen. Und später dann, wenn es sicher genug ist und die Arbeit gut vorangeht, lassen wir Eure Tochter nachkommen.»

«Reist sie denn nicht mit mir?», fragte Corradino erschrocken.

Sein Gesprächspartner schüttelte den Kopf und setzte damit eine Parfümwolke frei. «Nicht sofort. Es ist schon für eine Person gefährlich und noch gefährlicher für zwei. Unter diesen Umständen ist es besser, wenn sie fürs Erste hier bleibt. Und im Interesse ihrer eigenen Sicherheit dürft Ihr ihr nichts von dem Plan erzählen, auch nicht beim Abschied.»

«Aber Monsieur, selbst wenn ich wollte - ich würde die Stadt nie und nimmer lebend verlassen können. Jeder meiner Schritte wird überwacht, da man mich wegen des angeblichen Verrats meiner Famüie noch immer verdächtigt.»

Nun beugte sich Duparcmeur so nahe zu ihm, dass Corradino seine Pomade riechen und den warmen Atem auf seiner Wange spüren konnte. «Ihr werdet die Stadt ja auch nicht lebend verlassen, Corradino.»

Kapitel 13

Der junge Kardinal

Wenigstens habe ich die Wohnung. Dort werde ich es mir gemütlich machen.

Angesichts solch unerfreulicher Ereignisse wie Fototermine und Interviews, die in der Fondaria auf sie warteten, war Leonoras einziger Trost ihre Arbeit, die ihr immer besser von der Hand ging, und ihre kleine Wohnung am Campo Manin. Wenn sie im goldenen Abendlicht nach Hause ging - denn Einladungen von ihren Kollegen nach Feierabend gab es schon lange nicht mehr -, fielen alle Sorgen von ihr ab, sobald sie das alte Haus mit seinen ockerfarbenen Mauern erblickte, das friedlich in der Abendsonne

zu dösen schien. Unwillkürlich wanderte ihr Blick zu den obersten beiden Fenstern hinauf - ihren Fenstern.

Es war das erste Zuhause, das ganz und gar ihr gehörte. Hier brauchte sie auf niemanden Rücksicht zu nehmen und sich keinem anzupassen, weder ihrer Mutter mit ihren Fachbüchern und den wertvollen Drucken noch den hippiehaften Kunststudenten, mit denen sie die Wohnung geteilt hatte. Und auch nicht Stephen mit seinen wuchtigen, langweiligen Antiquitäten und den zart getönten Wänden. Sie wollte ihre Wohnung im Laufe der Zeit nach ihrem eigenen Geschmack einrichten, mit den Farben, Stoffen und Gegenständen, die zu ihrem neuen Leben passten.

Allein, aber keineswegs einsam, begann Leonora an den Wochenenden die Märkte der Stadt zu durchstöbern und Dinge zu sammeln, die für sie Venedig verkörperten. In den kleinen, dunklen, versteckten Läden der Accademia ging sie auf Schatzsuche und trug ihre Beute ebenso triumphierend heim wie vermutlich seinerzeit Marco Polo die Reichtümer des Orients. Sie stellte die dunkle Holzschale, die sie auf dem Campo San Vio gefunden hatte, auf den Küchentisch und füllte sie mit duftenden Zitronen von den Marktbooten von San Barnaba. Die gewaltige steinerne Zehe, die von einer unbekannten Statue stammte und so schwer war, dass Leonora sie anliefern lassen musste, diente jetzt als Türstopper für die Küchentür. Leonora verbrachte lange Stunden damit, Farbkarten zu studieren und die Wände zu streichen. Ihr Schlafzimmer bekam einen Anstrich in demselben Türkisgrün wie das Treppenhaus, dessen Farbe möglicherweise noch aus der Zeit Corradinos stammte. Außerdem versah Leonora die Wände mit einer goldfarbenen Borte und goldenen Wandleuchtern. Sie machte ein riesiges Kastenbett aus Mahagoni ausfindig und stattete es mit weichen Kissen und einer Tagesdecke aus cremefarbener Burano-Spitze aus. Die Wohnküche strich Leonora glühend rot. Sie brachte über dem Spülbecken ein Mosaik aus kleinen Kacheln an, die wie buntes Glas aussahen. Bei der Räu-

mung eines Hauses entdeckte sie einen großen alten Holzblock, dessen dunkle Oberfläche noch die Spuren von Schnitzereien trug. Offensichtlich war er einst Teil eines Palasttores gewesen, jetzt sollte er ihr gute Dienste als Hackbrett leisten.

Auf der gereinigten Terrasse verlegte sie Terrakottafliesen aus Florenz. Sie versah das Geländer zur Sicherheit mit einem Drahtgeflecht und kaufte viele Töpfe, die kurz darauf, mit bunten, duftenden Blumen bepflanzt, wie stämmige Männchen die ganze Terrasse bevölkerten. In einige von ihnen pflanzte sie Küchenkräuter, darunter auch Basilikum, das sie häufig verwendete und daher direkt auf das Fensterbrett vor dem Küchenfenster stellte.

Leonora und der Topf mit Basilikum. Ich kann mich noch an Keats' Gedicht über Isabella erinnern, das wir in der Schule durchgenommen haben. Sie versteckte den Kopf ihres toten Geliebten unter dem Basilikum in einem Blumentopf. Ganz schön verrückt, dieser Keats. Aber noch schlimmer war sein gemeingefährlicher Freund Lord Byron - auch er hat hier gelebt und geliebt. Der warf doch tatsächlich seine Geliebten in den Canal Grande, wenn er sie leid war. Bin ich nicht auch so weggeworfen worden? Werde ich ihn jemals wiedersehen?

Leonoras Glasarbeiten aus der Cork Street schlummerten, sorgsam verpackt, im Küchenschrank vor sich hin. Sie erschienen ihr mittlerweile zu steril, zu wenig phantasievoll. Stattdessen stellte sie ein paar flache Windlichter in leuchtenden Grundfarben - schlichte Anfängerstücke, die sie auf Murano geblasen hatte -, mit flackernden Teelichtern bestückt, entlang der Terrassenbrüstung auf. Sie beschloss, keine Möbel auf die Terrasse zu stellen, da sie ohnehin keine Gäste erwartete, sondern kaufte lediglich mehrere dicke, üppige Seidenkissen, bunt und leuchtend wie Edelsteine, auf denen sie sich an sonnigen Abenden mit einem Glas Prosecco in der Hand räkelte. Zuweilen blieb sie dort draußen, bis es kühl wurde und die Sterne herauskamen. Die Sterne wirkten hier grö-

ber. In London schienen sie viel weiter entfernt, ihr Licht durch die Schicht aus Smog und Staub gebrochen. Hier in Venedig neigten sie sich förmlich zu ihr herab, bis Leonora das Gefühl hatte, sie wie eine reife Frucht abpflücken zu können. Und der Himmel war dunkelblau wie der Umhang der Madonna.

Ab und an schaute ihre Vermieterin Marta vorbei, meistens wegen kleinerer Dinge, die die Wohnung betrafen. Dann tranken die beiden Frauen ein Glas Wein zusammen und begannen zaghaft, Freundschaft zu schließen. Einmal brachte Marta einen duftenden venezianischen Eintopf aus Fisch und Bohnen in einem warmen Steinguttopf mit. Bei ihrer gemeinsamen Mahlzeit und einer Flasche Wein verriet Marta Leonora das Geheimnis der venezianischen Küche. «Sie ist ganz einfach», erklärte sie. «Hier sagt man: 'non piü cinque'. Nie mehr als fünf. Das heißt, dass man nie mehr Zutaten verwenden soll, als Finger an einer Hand sind.»

Leonora nickte ein wenig abwesend. Sie musste sich zusammenreißen, um sich nicht nach Alessandro zu erkundigen.

Alessandro.

Als die Wohnungsausstattung immer mehr Gestalt annahm und auch die Arbeit in der Fondaria Fortschritte machte, redete sich Leonora ein, dass sie glücklich sei. Sie war Glasbläserin. Sie lebte in einem wahren Schmuckstück von Wohnung, inmitten dieser wunderbaren Stadt. Doch an jenem Samstag, als sie das letzte Stück für ihr Heim anschaffte, musste sie schließlich der Wahrheit ins Auge sehen.

Sie war zu einem Laden gegangen, der bei der Accademia-Brücke hinter der chiesa San Giorgio lag, um nach etwas zu suchen, das sie über ihr Bett hängen konnte. Und da war es - ganz hinten an der Wand, hinter Schränken, Büsten und Lampenschirmen verborgen, hing ein Bild Unserer Lieben Frau vom Hei-

ligen Herzen. Mit heiterem Blick hielt die Madonna ein brennendes Herz in ihren Händen, flammend rot vor ihrem tiefblauen Umhang. Leonora kaufte das Bild auf der Stelle, brachte es heim und hängte es auf. Genau das war es, das hatte gefehlt. Und dann wurde ihr plötzlich alles klar.

Auch mein Herz steht in Flammen.

Es war nur ein Kuss gewesen, und in den vier Wochen danach hatte er sie weder angerufen noch sich sehen lassen. Dabei sehnte sie sich so sehr danach, Alessandro wiederzusehen! Leonora hatte nur wenig von Dante gelesen, doch an eine Zeile (ausgerechnet aus dem «Neuen Leben») erinnerte sie sich gut: «... und sie, mit Beben, aß still mein glühend Herz.» Genau so war ihr – zumute – als habe sie sich ein brennendes Herz einverleibt, das nun heiß und verzehrend in ihrer Brust pochte. Sie hatte solche Sehnsucht nach Alessandro. Nach der Trennung von Stephen war es ihr vorgekommen, als sei ihr Herz so hart und kalt geworden wie das gläserne Herz, das um ihren Hals hing.

Aber nein, selbst dieses Glasherz, das nun schon mehr als dreihundert fünfzig Jahre lang überdauert hat, würde schmelzen, wenn ich es ins Feuer legte.

Und dann, gerade als ihre Wohnung vollständig eingerichtet war, kam er. An jenem Samstagabend riss ein scharrendes Geräusch sie aus ihren Tagträumen. Als ihr klar wurde, dass es ihre eigene Türklingel war, öffnete sie – und stand Alessandro gegenüber. Lächelnd wedelte er in der einen Hand mit ihrer Arbeitserlaubnis und der Aufenthaltsgenehmigung, und in der anderen Hand hielt er eine Flasche Valpolicella. Er äußerte sich nicht dazu, warum er sich so lange nicht hatte blicken lassen, sondern kam, wie es für ihn typisch war, gleich zur Sache.

«Sollen wir irgendwohin essen gehen? Ich kenne ein Lokal, das dir gefallen wird.»

Leonora war sprachlos vor Überraschung. Gott sei Dank hatte sie wenigstens das Richtige angezogen - an diesem heißen Tag trug sie ein weißes Häkelkleid. In dem Versuch, sich ihre Freude nicht allzu deutlich anmerken zu lassen, zog sie eine Braue hoch. «Noch ein Cousin?»

Er lachte. «Ja, tatsächlich.»

Sie betrachtete ihn prüfend. Er schwenkte die Papiere wie eine weiße Fahne.

Seite an Seite gingen sie durch die engen Calli zur Trattoria. Ihre Hände berührten einander, und ehe Leonora sichs versah, ergriff er mit seiner warmen Hand die ihre. Schon während ihrer Kindheit hatte Leonora es nicht gemocht, wenn jemand ihre Hand hielt, und das hatte sich später fortgesetzt, war es nun ihre Mutter oder später Stephen gewesen. Voller Ungeduld hatte sie immer nur darauf gewartet, dass sie loslassen konnte, ohne den anderen vor den Kopf zu stoßen. Jetzt machte es ihr zum ersten Mal nicht das Geringste aus. Sie lösten ihre Finger nur voneinander, um sich einen Weg durch das überfüllte Speiselokal zu bahnen.

Alessandro wurde vom Proprietario wie ein lange und sehnüchtig vermisster Bruder willkommen geheißen. «Niccolò, mein Cousin», murmelte Alessandro, während Leonora bereits mit zwei herzhaften Begrüßungsküssen bedacht wurde. Das waren keine angedeuteten Küsschen wie auf der Gartenparty in einem englischen Pfarrhaus, sondern gut platzierte, warmherzige Schmatzer. Niccolò, etwa ebenso alt wie Alessandro, aber doppelt so dick, führte sie zu einem Tisch, von dem sie einen unvergleich-

lichen Blick über die dämmerige Piazza San Barnaba hatten, über der gerade groß und voll der Mond aufging.

«The moon was bright... it really was such a night...» Halt, ich darf nicht so voreilig sein. Ich lasse einfach alles auf mich zukommen.

Kaum hatten sie sich an dem Tisch mit dem rot karierten Tischtuch niedergelassen, erschien Niccolò schon mit den Speisekarten, zwei Gläsern und einer Flasche Wein. Er stellte die Flasche vor Alessandro auf den Tisch, zwinkerte ihm zu und versetzte ihm einen Schlag auf die Schulter, bevor er wieder verschwand.

Leonora studierte eingehend die Speisekarte. Sie fühlte sich auf einmal schüchtern und gehemmt. Hilfe suchend ließ sie ihre Augen über die italienischen Wörter gleiten und wählte aufs Geratewohl die beiden Gerichte, deren Namen ihr vertraut waren.

«Minestrone und Lasagna.»

Alessandro schüttelte den Kopf. «Nein.»

«Wieso?», fragte sie ein wenig verärgert.

«Das ist Zeug für Touristen. Du lebst doch hier, also solltest du das hier nehmen.» In schnellem Venezianisch rasselte er die Namen zweier Gerichte herunter. «Polenta mit Kalbsleber und risotto d'oro. Beides sind köstliche venezianische Spezialitäten. Besonders das Risotto wird dir schmecken. Man bereitet es mit winzigen Schnipseln Blattgold zu.» Mit gedämpfter Stimme, als erkundigte er sich nach ihrem Gesundheitszustand, setzte er hinzu: «Du bist doch wohl keine ... Vegetarierin, oder?»

Sie schüttelte entschieden den Kopf.

«Gott sei Dank. Niccolö!» Wie aus dem Nichts tauchte Alessandros Cousin auf und nahm die Bestellung entgegen, noch bevor Leonora einen Einwand erheben konnte. Verwirrt lehnte sie sich zurück und begann aus lauter Verlegenheit, an einer Grissini-Stange herumzuknabbern. Früher, wenn sich Stephen, der Feinschmecker, einfach über ihre Wahl hinweggesetzt hatte, war sie wütend gewesen. Warum ärgerte sie sich jetzt nicht darüber?

Aber das liegt doch auf der Hand, du Dummkopf. Weil ein Venezianer dir Venedig zeigt und dich wie eine Einheimische behandelt. So wie du es dir immer gewünscht hast.

Alessandros Worte unterbrachen ihre Gedanken. «Wusstest du, dass sich diese Knabberstangen angeblich aus dem venezianischen Schiffszwieback entwickelt haben, dem Nahrungsmittel, das ganz entscheidend zum Erfolg unserer Seefahrt beitrug? Über viele Generationen hinweg wurde das Rezept mündlich weitergegeben, bis es Ende des achtzehnten Jahrhunderts endgültig verloren schien. Doch dann, im Jahre 1821, entdeckte man eine ganze Ladung Schiffszwieback in einem verlassenen venezianischen Handelsposten auf Kreta und fand die Zusammensetzung heraus.»

Leonora lächelte entspannt und nahm sich noch eine Stange. «Es ist schon eine eigenartige Vorstellung, dass meine Vorfahren auf dem gleichen Brot herumgekauht haben wie ich. Dass sie schmeckten und spürten, wie es im Mund zerkrümelte. Es gab eine Zeit, da besaßen die Manins eine bedeutende Handelsflotte. Und mein ... Vater ... arbeitete auf einem Vaporetto. Ich nehme also an, dass die Seefahrt uns im Blut liegt.»

«Die liegt hier jedem im Blut. Dein Vater ... lebt er noch?»

«Nein, er starb, als ich noch ganz klein war. Meine Mutter ging mit mir zurück nach England. Ich bin also in Wirklichkeit Engländerin, obwohl ich hier geboren wurde.»

Alessandro schüttelte den Kopf. «Nein, du bist Venezianerin. Weißt du etwas über deine hiesigen Vorfahren und Familienmitglieder?»

«Meine Mutter hat mir erzählt, dass meine italienischen Großeltern tot sind. Und ich glaube, mein Vater war ein Einzelkind.» Leonora war drauf und dran, Alessandro von Corradino zu erzählen, doch irgendetwas hielt sie zurück. Es war Corradino und nicht ihr Vater, dem sie sich verbunden fühlte. Doch sie wusste nicht, wie sie Alessandro begreiflich machen sollte, dass sie sich viel mehr für den lang verstorbenen Glasbläser interessierte als für ihren eigenen Vater, der ihrer Mutter das Herz gebrochen hatte.

«Es wäre doch interessant, mehr über ihn und deine Familiengeschichte zu erfahren. Wenn du willst, kann ich dir dabei helfen.»

Leonora lächelte. «Vielleicht.»

In Wahrheit geht es mir doch nur um Corradino.

Das Essen war wirklich köstlich. Leonora aß mit gutem Appetit, doch das war gar nichts gegen die Hingabe und Konzentration, mit der sich Alessandro seinem Gericht widmete. Mit gesenktem Kopf löffelte er die Speisen in sich hinein. Leonora betrachtete ihn mit nachsichtiger Belustigung, bis er ihren Blick bemerkte.

«Was ist?»

«Du isst mit einem solchen ... nein, nicht Appetit, auch nicht Hunger oder Gier. Eigentlich von allem ein bisschen.»

«Gusto?»

«Ja, genau! Das trifft es. Ich glaube, wir haben kein passendes englisches Wort dafür.»

«Die Engländer brauchen keins», sagte er, und der Schalk blitzte aus seinen Augen. Sie lächelte.

Genau das war es.

Gusto. Die ganze Nacht lang ging ihr das Wort nicht mehr aus dem Sinn.

Gusto, dachte sie, als er sie auf dem Ponte San Barnaba leidenschaftlich küsste.

Gusto, dachte sie, als sie auf Leonoras Terrasse saßen, die Füße über dem Kanal tief unter ihnen baumeln ließen und Valpolicella aus der Flasche tranken.

Gusto, dachte sie, als er sie bei der Hand nahm und sie sich widerstandslos zum Bett führen ließ.

Gusto, dachte sie, als er sie in der Dunkelheit nahm.

Leonora träumte, sie lägen zusammen im Bett, ihr blondes Haar ein Gewirr auf Alessandros Brust. Doch als sie erwachte, war er fort. Lichtreflexe vom Kanal huschten über die Zimmerdecke und beleuchteten das Heiligenbild über ihrem Bett. Das Herz brannte noch immer lichterloh.

Leonora roch Kaffee und tappte hinüber in die Küche. Die Kanne, noch fast voll, stand auf dem Herd. Sie goss sich eine Tasse ein und bemühte sich, nicht gekränkt zu sein.

Er hat mir nichts versprochen und ist zu nichts verpflichtet. Warum sollte er hier bleiben?

Als sie sich Milch aus dem Kühlschrank holen wollte, entdeckte sie sie. Unter dem Magneten an der Kühlschranktür klemmte eine Postkarte. Ein Bild von Tizian, ein Papst, flankiert von zwei jungen Männern. Der Mann zu seiner Rechten, der eine Kardinalsrobe trug, war Alessandro wie aus dem Gesicht geschnitten. Leonora las die Beschreibung auf der Rückseite: Tiziano Vecelli, Porträt Papst Pauls III. mit seinen beiden Enkeln, Ottavio und - konnte das denn wahr sein? - Alessandro. 1546. Daneben die eilig hingekritzelten Worte «Ciao Bella».

Leonora ließ sich langsam am Tisch nieder. Ihr Herz klopfte wie wild. Was bedeutete das? Trug er solch eine Postkarte immer mit sich herum, um bei leichtgläubigen Ausländerinnen Eindruck zu schinden? Und was sollte das heißen - Ciao Bella? Das klang einfach schrecklich, wie in einem der alten Filme, wenn sich der Herzensbrecher lässig von seinem Mädchen verabschiedet. Auch das Bella hatte nichts zu sagen. Es war einfach Bestandteil dieser abgedroschenen Phrase. Immer wieder geisterten die Worte in ihrem Kopf herum, Sie wusste, dass Ciao von *che vediamo* - auf Wiedersehen - kam. Das italienische Wort für «Lebewohl» kannte sie nicht.

Schließlich machte Leonora der Grübeleien ein Ende. Sie mochte sich nicht mit der Frage quälen, was Alessandro eigentlich von ihr wollte - und ob er überhaupt etwas wollte. Sie betrachtete die Sonnenkringel an der Decke, hörte das Geschrei der spielenden Kinder draußen und die lautstarke Unterhaltung zweier alter Männer, die sich quer über den Campo hinweg etwas zuriefen.

Der Sonntag zog sich hin, endlos und eintönig. Sie musste etwas finden, womit sie Körper und Geist ablenken konnte, bevor es zu spät war.

Es ist schon zu spät. Ich bin verliebt.

Kapitel 14

Die Rivalin

Es war Montag. Leonora lehnte sich vorsichtig auf die Brüstung ihrer Dachterrasse und schaute über die Lagune. Sie wünschte, sie wäre auf dem Boot auf dem Weg zur Arbeit, doch Adelino hatte darauf bestanden, dass sie heute zu Hause blieb und einem Reporter vom «II Gazzettino», der wichtigsten Zeitung des Veneto, ein Interview gab. Nach sorgfältiger Überlegung hatte sie ein weißes Leinenkleid angezogen und ihr üppiges Haar mit Spitzenbändern zurückgebunden. Zwar sollten heute keine Fotos gemacht werden, doch die Mailänder Werbeleute hatten ihr eingeschärft, sich immer so feminin wie möglich zu kleiden. Dadurch sollte die Tatsache, dass sie eine Frau in einem Männerberuf war, noch zusätzlich unterstrichen werden. Nun gut. Also würde sie das zerbrechliche Weibchen spielen und damit an die Beschützerinstinkte des Reporters appellieren. Wenn er denn welche hat. Am liebsten hätte sie sich in ihre gewöhnliche Kluft aus abgenutzten Jeans, Weste und der alten Militärjacke geworfen, das Haar hochgesteckt und die Ligna 52 zur Arbeit genommen. Sie war es leid, herausgeputzt und in Szene gesetzt zu werden. Die ganzen letzten Wochen waren eine einzige Geduldssprobe gewesen - man hatte sie bei der Arbeit, zu Hause und sogar im historischen Kostüm fotografiert. Widerwillig musste sie zugeben, dass sie in den fertigen Werbeanzeigen und auf den Plakaten wirklich recht hübsch aussah. Auf jeden Fall waren die Bilder geschmackvoller als die ersten Entwürfe, die die Mailänder vorge-

legt hatten. Sie waren auf die Idee gekommen, Corradino in moderner und Leonora in historischer Umgebung zu zeigen. Zunächst hatte sich Leonora diesem Vorschlag widersetzt, doch am Ende waren durchaus vernünftige, ja sogar interessante Ergebnisse dabei herausgekommen. Eines der Bilder zeigte ein modernes Cafe, in dem ein Pärchen Wein aus den eleganten Gläsern der neuen «Manin-Serie» trank. Es war eine Szene aus dem heutigen Leben, doch wenn man in den «Manin-Spiegel» schaute, der neben dem Tisch hing, erblickte man darin die Schankstube des «Do Mori» um 1640 mit Gästen in zeitgenössischen Kostümen und einer Fotomontage des jungen Corradino an einem der Tische. Leonora fand es ein wenig unheimlich, aber auch faszinierend, wie das Bild «Die Arnolfini-Hochzeit», bei der ja auch das Spiegelbild den Mittelpunkt bildete.

Leonora stand für den Fortschritt in Adelinos traditionsreichem Geschäft. Ein Foto, im Stil der alten venezianischen Meister gehalten, zeigte sie in moderner Kleidung inmitten zahlreicher Glaswaren und Spiegel. Auf einem anderen posierte sie in einem grüngoldenen Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts. Wie bei den gefragtsten Kurtisanen jener Zeit umschmeichelte ihr Haar sie in goldenen Wellen, und ihre elfenbeinfarbene Haut zeigte die feinen Haarrisse alter Temperafarbe. Durch die Bildbearbeitung am Computer wirkten Farben und Oberfläche wie auf einem echten Gemälde. Dann wieder war sie in einem Spiegel zu sehen. Doch anstelle eines Fächers oder Blumenstraußes hielt sie ihre Arbeitsgeräte in den Händen.

Aber wie geschmackvoll die Anzeigen auch sein mochten, angesichts der gewaltigen Werbemaschinerie, die da in Gang gesetzt wurde, fühlte sich Leonora immer beklommener. Sie wusste, dass Adelino nicht nur sein ganzes noch verbliebenes Geld in diese Kampagne gesteckt, sondern abermals hohe Kredite dafür aufgenommen hatte. Für diesen einen verzweifelten Versuch hatte er sich erneut bis über beide Ohren verschuldet.

Daneben machte Leonora die wachsende Verachtung ihrer Kollegen zu schaffen. Mit vor Scham brennendem Gesicht stellte sie sich für die Aufnahmen vor dem Glasofen in Positur, während die anderen Arbeiter zu ihnen herübersahen. Im Zentrum dieser Ablehnung stand immer Roberto, dessen Wut und zunehmender Hass sich nur allzu deutlich auf seinem Gesicht widerspiegelten. Er war ganz offensichtlich der Meinung, dass nicht Leonora, sondern er selbst im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen sollte. Sie wusste, dass er versucht hatte, den Mailändern seine eigene Familiengeschichte schmackhaft zu machen, doch Semi und Chiara hatten ihn abblitzen lassen. Und das war etwas, was Roberto ganz und gar nicht vertragen konnte ...

Leonora, die noch immer an der Brüstung lehnte, spürte, wie der Wind auffrischte. Während sie ihren Blick über die Touristen schweifen ließ, fiel ihr eine elegant gekleidete Frau auf, die gerade energischen Schrittes den Platz überquerte. Ihre hohen Stilettoabsätze knallten auf das Pflaster.

Das ist keine Touristin, sondern sie ist ganz eindeutig von hier.

Sie trug ein dunkelblaues, hervorragend geschneidertes Kostüm mit einer Jacke, die in der Taille schmal geschnitten war, und einem Rock, der gerade so lang war, dass es nicht billig wirkte. Ihr Haar, das ihr genau bis auf die Schultern reichte, glänzte im Sonnenlicht blauschwarz. Sie hatte eine Sonnenbrille auf, die den Blick unwillkürlich auf ihre leuchtend roten Lippen lenkte. Wie selbstverständlich und ohne erkennbare Regung nahm sie die bewundernden Bemerkungen einer Hand voll Bauarbeiter zur Kenntnis, die an der Brücke beschäftigt waren.

Diese Frau würde zu Semi und Chiara sagen, dass sie sich zum Teufel scheren sollen.

Leonora blickte der Frau nach, bis sie aus ihrem Gesichtsfeld verschwand. Wenige Sekunden später ertönte das vertraute Scharren ihrer Türklingel. Mit klopfendem Herzen lief Leonora die Wendeltreppe hinab. Insgeheim hoffte sie jedes Mal, wenn es klingelte, es sei Alessandro.

Doch er war es nicht. Vor der Tür stand die Frau, die gerade über den Platz gegangen war. Sie streckte die Hand aus. «Signorina Manin? Ich bin Vittoria Minotto.» Ihre Ausstrahlung war so beeindruckend, dass Leonora ihr die Hand schüttelte und wortlos zur Seite trat, um sie einzulassen. Offenbar sah man ihr ihre Verwirrung an, denn die Frau setzte erklärend hinzu: «Vom '11 Gazzettino'.» Schwungvoll, als sei es eine FBI-Marke, präsentierte sie ihren Presseausweis.

Leonora riss sich zusammen und bot ihr einen Stuhl an, doch die Reporterin ignorierte ihre Worte, stakste durch die ganze Wohnung, nahm die Möbel in Augenschein, hob einzelne Gegenstände hoch und stellte sie wieder hin. Mit einer geübten Bewegung schob sie schließlich die Sonnenbrille in ihr schwarzes Haar und blickte sich noch einmal um, als würde sie sich im Geiste schon Notizen machen. «Bella.» In diesem einen Wort, mit dem sie die Einrichtung bedachte, lag Lob und vernichtendes Urteil zugleich. «Für dich mag es ja gut genug sein», schien es zu bedeuten. «Mein Geschmack ist es allerdings nicht.» Wenn man dicht neben ihr stand, waren ihr Selbstbewusstsein und ihre sinnliche Ausstrahlung geradezu mit Händen zu greifen. Angesichts ihrer durchgestylten Eleganz kam sich Leonora fast schon schlampig vor. Ihr Kleid und die Lockenfrisur, die ihr morgens noch so gut gefallen hatten, erschienen ihr nun kindisch und stümperhaft.

Ich benehme mich wie ein eingeschüchtertes Schulmädchen. Wenn sie schon auf mich eine solche Wirkung hat, was mag sie dann erst bei Männern anrichten?

Mit spürbarer Anstrengung bemühte sich Leonora, ihre Fassung wiederzugewinnen.

«Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Kaffee?»

Vittoria bedachte Leonora mit einem strahlenden, charmanten Lächeln. «Danke, gern.»

Ungefragt setzte sich die Reporterin an den Tisch der Wohnküche und ließ ihren Aktenkoffer mit einem Klick aufschnappen. Es klang, als spannte sie den Hahn eines Revolvers. Sie nahm ein harmlos aussehendes Notizbuch und einen Stift heraus und stellte dann ein kleines silberfarbenes Kästchen auf den Tisch - ein Tonbandgerät. Zuletzt holte Vittoria noch ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und steckte sich eine an. Sowohl durch die Marke als auch durch ihre Gesten wurde Leonora schmerzlich an Alessandro erinnert. Als Vittoria den Rauch fortwedelte, kräuselte er sich um ihre blutroten Fingernägel. «Es stört Sie doch nicht?»

Leonora wusste nicht, ob damit das Tonband oder die Zigarette gemeint war. Eigentlich störte sie beides, doch sie schüttelte nur den Kopf.

Klick. Mit dem Daumennagel drückte Vittoria auf einen Knopf, und die kleinen Spulen begannen sich zu drehen. Leonora holte den Kaffee und setzte sich dann mit verkrampfter Körperhaltung der Reporterin gegenüber. Das Gerät surrte wie der Zeitmesser bei einem Schachturnier.

«Können Sie mir etwas über sich erzählen?»

«Was möchten Sie denn wissen?»

«Vielleicht ein paar Hintergrundinformationen für unsere Leser.»

«Soll ich in England oder hier anfangen? Es tut mir leid ... Ich habe so etwas noch nie gemacht. Vielleicht... Könnten Sie nicht... Ich glaube, es wäre leichter, wenn Sie mir Fragen stellen.»

Vittoria nippte an ihrem Kaffee. «Gut. Weshalb sind Sie nach Venedig gekommen?»

«Nun, ich bin hier geboren und in England aufgewachsen. Mein Vater stammte aus Venedig. Während meiner künstlerischen Ausbildung habe ich mich immer besonders für die Arbeit mit Glas interessiert. Und dann schenkte meine Mutter mir das Glasherz, das mein Vorfahr Corradino angefertigt hat, und erzählte mir von ihm.»

Mit leicht zusammengekniffenen Augen streckte Vittoria die Hand aus und befühlte den Anhänger an Leonoras Hals. Ihre Finger waren kalt und rochen nach Nikotin. «Bella», sagte sie in dem gleichen Ton wie zuvor. Sie zog ihre Hand wieder weg und Leonora sprach weiter. «Das fand ich faszinierend. Ich beschloss also, hierher zu kommen und auszuprobieren, ob ich nicht das Familiengewerbe fortführen kann.»

Familiengewerbe. Das war gut. Chiara und Semi werden mit mir zufrieden sein. Und jetzt lass uns bitte mit England aufhören. Ich will nicht über Stephen reden.

«Ganz einfach so? War es nicht schwer, Familie und Freunde zu verlassen? Einen Freund? Oder Ehemann?»

Verdammt.

«Ich ... war verheiratet. Er ... Ich meine, wir haben uns scheiden lassen.»

Ein Zug an der Zigarette. Ein Nicken. «Ach ja, ich verstehe.»

Leonora kam es so vor, als habe Vittoria ihre ganze traurige Geschichte schon gekannt.

Diese Frau ist bestimmt noch nie sitzen gelassen worden. Sie war immer diejenige, die gegangen ist, und hat für verlassene Frauen nur Mitleid übrig. Frauen wie mich.

«Und als Sie dann hier waren, gingen Sie zu Signor della Vigna und baten um Arbeit?»

«Adelino. Ja. Ich hatte großes Glück.»

Eine Augenbraue bewegte sich nach oben. «Ja, tatsächlich. Was glauben Sie, wie viel trug Ihre Begabung dazu bei, dass Sie die Stelle bekamen, und wie viel ist Ihrem berühmten Vorfahren, Corradino Manin, anzurechnen?»

«Um ehrlich zu sein, ich glaube nicht, dass ich ohne Corradino die Chance bekommen hätte. Andererseits hätte mich Adelino aber auch nie eingestellt, wenn ich nicht wirklich mit Glas arbeiten könnte. Dann wäre er verrückt, und das ist er keineswegs.»

Leonora musste unwillkürlich an die Fernsehinterviews denken, in denen Sprösslinge aus Schauspielerfamilien, die gerade dabei waren, bekannt zu werden, über ihre Karriere sprachen. Alle beharrten sie darauf, dass ihr Name -ob nun Redgrave oder Mills - eher hinderlich gewesen sei. Über solche Sendungen hatten Stephen und sie immer gelästert, und jetzt fand sie ihre eigenen Worte ebenso unglaublich.

Vittoria nickte und legte gleich die nächste Frage nach: «Und Ihre Kollegen? Die Maestri vetraie, die schon seit Jahren Glas machen, was denken die über Sie?»

Leonora rutschte ein wenig unbehaglich auf dem Stuhl hin und her. Roberto kam ihr in den Sinn. «Sie haben mich gleich am ersten Tag sehr herzlich aufgenommen.»

Das stimmte wenigstens. Jedenfalls bis zu dem Abend, als wir in die Kneipe gingen und alles aus dem Ruder lief.

«Ich glaube allerdings, sie hatten gewisse ... Vorbehalte, als die Sache mit der Manin-Serie und die ganze Werbekampagne zum ersten Mal zur Sprache kamen. Doch wenn es ein Erfolg wird, dann haben auch sie ... wir alle ... einen Nutzen davon.»

«Aber was halten die Kollegen von Ihnen persönlich?», hakte Vittoria nach. «Sind sie mit Ihnen befreundet?»

«Das müssen Sie sie schon selbst fragen.»

Ein träges Lächeln umspielte Vittorias Lippen. «Vielleicht werde ich das tun.»

Jetzt habe ich einen Fehler gemacht.

Die Reporterin tippte mit dem Kugelschreiber gegen ihre makellosen Zähne. Es war ein Kunstgriff, den sie immer wieder mit großem Erfolg bei männlichen Gesprächspartnern anwendete. Sie lenkte damit die Aufmerksamkeit auf ihren Mund - die ebenmäßigen weißen Zähne hinter den leuchtend roten Lippen öffneten sich gerade so weit, dass die rosa Zungenspitze zu sehen war. Die Befragten verloren dann meist ihre Zurückhaltung und gaben nicht selten vertrauliche Informationen preis. Leonora fragte sich, was als Nächstes kommen mochte.

«Und wie sieht es mit Ihrem Privatleben aus? Haben Sie in der Stadt der Liebe schon eine Eroberung gemacht?»

Leonora hörte den sarkastischen Unterton heraus. Dieser Frau würde sie bestimmt nichts über ihre Gefühle verraten - dazu zeigte sie viel zu deutlich, dass sie nicht an die Liebe glaubte, jedenfalls nicht an den romantischen Teil.

«Nein, es gibt niemanden.»

Vittoria senkte den Blick und schickte sich an, ihre Siebensachen zusammenzupacken. Das war ebenfalls einer ihrer Lieblingstricks - ihr Gegenüber entspannte sich dann erleichtert. Sie warf Leonora einen mitleidigen Blick zu. «Das klingt, als seien Sie sehr einsam. Keine Bekannten, keinen Freund, nur einen lange verstorbenen Vorfahren ...»

Das saß. Leonora fühlte sich sowieso schon unterlegen, da konnte sie nicht auch noch Mitleid ertragen. Sie schluckte den Köder. «Eigentlich gibt es da doch jemanden. Aber es ist alles noch ganz frisch, deshalb möchte ich lieber nicht darüber reden und erst einmal abwarten, wie es sich entwickelt.»

Diesmal schossen beide schwarzen Augenbrauen in die Höhe. «Könnten Sie uns nicht doch etwas verraten? Nur einen winzigen Hinweis?»

Leonora lächelte leise. «Er sieht aus, als sei er einem Gemälde entstiegen.»

Vittoria zuckte die Achseln und stellte mit einer entschiedenen Handbewegung das Tonbandgerät aus. «Das tun hier viele.»

Als sie auf dem Weg zur Tür am Kühlschrank vorbeikam, sah sie die Tizian-Postkarte. Alessandro Bardolino. Der junge Kardinal. Natürlich hatte sie das Gemälde schon zuvor bei ihm zu Hause gesehen. Da die verblüffende Ähnlichkeit ein beliebtes Thema in der Familie war, hatte Alessandros Mutter ihm einen

Druck des Tizian-Gemäldes gekauft. Das Bild hing in seiner Küche, und Vittoria war jeden Tag ein Dutzend Mal daran vorbeigegangen - damals, bevor die Zeitung sie nach Rom versetzt hatte. Sie hatte das Bild während der drei Jahre, in denen sie und Alessandro zusammenlebten, täglich gesehen.

Vittoria verabschiedete sich so herzlich von Leonora, dass diese schon anfang zu glauben, sie habe sich die Sticheleien während des Interviews nur eingebildet. Sie wunderte sich, dass Vittoria plötzlich so erfreut wirkte. Schließlich hatte sie der Reporterin kaum etwas verraten, und das Interview war insgesamt doch ziemlich langweilig verlaufen.

Doch Vittoria Minotto überquerte den Campo Manin beschwingten Schrittes. Für sie war das Gespräch ein voller Erfolg gewesen. Sie hatte ein paar interessante Informationen herausbekommen - nicht zuletzt die, dass die kleine Vetràia sich mit Alessandro traf. Das würde ein Spaß werden, ihn ihr wegzunehmen!

Das Leben war wirklich aufregend.

Kapitel 15

Die Anklage

Es war schon spät, und Leonora war allein in der Fondaria. Sie hatte alle Öfen für den kommenden Tag geschürt, neu mit Kohlen bestückt und nur den einen brennenden lassen, an dem sie jetzt arbeitete.

Alessandro hatte am Morgen angerufen. Er war in Vicenza und beendete dort seine Ausbildung zum Kriminalbeamten. Jetzt stand ihm noch die schwierige Abschlussprüfung bevor. Leonora wollte unter diesen Umständen lieber bis spätabends in der Fon-

daria bleiben und sich im Glasblasen üben, als zu Hause auf das Klingeln des Telefons zu warten. Außerdem fürchtete sie, dass über ihrer neuen Liebe die Begeisterung für das Glas allmählich in den Hintergrund treten könnte wie ein alter Freund, den man vernachlässigt, und das wollte sie auf keinen Fall.

Sie lebte jetzt seit etwas mehr als fünf Wochen in ihrer Wohnung, hatte seitdem aber leider nur ein paar Tage mit Alessandro verbracht. Dennoch war sie bis über beide Ohren in ihn verliebt und musste ununterbrochen an ihn denken. Sie entschuldigte ihre seltenen Zusammenkünfte damit, dass er sich auf seine Prüfung vorbereiten musste, und tröstete sich mit der Erinnerung an die wenigen Stunden voller Zärtlichkeit und Leidenschaft, die sie miteinander verbracht hatten. In ihren Gesprächen hatte sie nach und nach mehr über ihn erfahren. Er hatte ihr von seinen Eltern erzählt, einem Polizisten und einer Krankenschwester, die nach ihrer Pensionierung in die umbrischen Hügel gezogen waren, um dem Touristenrummel in Venedig zu entgehen. Leonora klammerte sich an diese Einzelheiten, versuchte, aus ihnen eine gefühlsmäßige Nähe zu Alessandro zu schaffen - und verdrängte die Tatsache, dass sie noch nicht ein einziges Mal bei ihm zu Hause gewesen war.

Jetzt, da er sich nicht in der Stadt aufhielt, bekam sie wieder einen klareren Kopf und konnte sich zum Glück wieder mehr auf ihre Arbeit konzentrieren. Unermüdlich widmete sie sich an diesem Abend dem Glas, während über der Lagune der Mond aufging. Sie hatte sich eine Aufgabe gestellt, von der sie nicht wusste, wie schwierig sie war. Sie wollte es Corradino gleichtun und ein gläsernes Herz fertigen wie das, welches sie noch immer um den Hals trug. Sie löste das blaue Band, an dem es hing, und legte das Herz vorsichtig auf die Bank neben sich - nahe genug, dass sie bei der Arbeit immer wieder darauf blicken konnte, und weit genug entfernt vom gefährlichen Feuer. Im Vergleich zu den Wunderwerken, die die Maestri jeden Tag hervorbrachten, schien ihr die

Aufgabe ziemlich leicht. Doch der freundliche Francesco, ihr einziger Verbündeter, hatte nur leise gelacht. Seiner Meinung nach war ein Glasherz eines der schwierigsten Stücke überhaupt. Besonders, wenn es so gleichmäßig sein sollte wie das von Corradino, das in der Mitte eine vollkommen runde Luftblase in sich eingeschlossen trug.

Tatkräftig machte sich Leonora ans Werk. Sie holte ein Klümpchen Schmelze aus dem Ofen, drehte es kurz und übernahm es dann geschickt mit einer erhitzten Glasmacherpfeife, die kleiner war als die, die sie normalerweise benutzte. Sie holte kurz Luft und blies den Atem dann behutsam aus, bis der tropfenförmige Külbel groß genug war. Rasch drehte sie die Glasblase ab und kerbte sie mit dem Holzpaddel herzförmig ein. Aber es war zu spät - die Luftblase im Inneren war bereits geplatzt, und die beiden Seiten des Herzes waren unterschiedlich groß. Leonora kühlte das Herz im Wasser ab und warf es in einen Eimer, um es später wieder einzuschmelzen. Sie begann von neuem. Diesmal blies sie den Külbel schneller, mit einem einzigen kräftigen Atemzug, und hatte mehr Glück, doch auch das zweite Herz wanderte in den Eimer. Etwa eine Stunde lang arbeitete sie konzentriert und merkte gar nicht, wie die Zeit verging. Als ihr jemand auf die Schulter tippte, schrak sie zusammen.

Es war Adelino. «Leonora mia, für mich ist es Zeit, nach Hause zu gehen, also sollten Sie wohl auch langsam Feierabend machen.» Wie üblich klangen seine Worte unwirsch und freundlich zugleich. Doch als er sah, womit sie beschäftigt war, bekam seine Stimme einen warmen Klang. «Ach, das trügerische Glasherz. Molto difficile, vero?»

Leonora nickte ein wenig verlegen. Adelino bückte sich und kramte in dem Eimer, der mittlerweile voller Fehlstücke war. «Aber die sind doch nicht schlecht! Was hatten Sie denn an dem hier auszusetzen?», fragte er erstaunt. Er hielt ihren letzten Ver-

such hoch. Ihm erschien er makellos, doch Leonora runzelte die Stirn. Es war schon merkwürdig - wenn es um Alessandro ging, war sie sehr nachsichtig und nur allzu bereit, zu glauben, dass ihre Beziehung gut lief. Doch in der Fondaria erlaubte sie sich diese Nachsicht nicht und erstrebte nichts weniger als Vollkommenheit. Selbst wenn ein Stück gelungen schien, forschte sie nach verborgenen Rissen, einer nicht ganz klaren Farbe oder einem fehlerhaften Brechungswinkel.

«Es ist noch nicht richtig gut», sagte sie deshalb auch jetzt.

Adelino richtete sich lächelnd auf. «Immer eine Perfektionistin, nicht wahr? Übrigens bin ich froh, Sie noch hier anzutreffen. Ich wollte Ihnen das hier zeigen.» Er wedelte mit einem Hochglanzfoto. «Das ist die erste Zeitungsanzeige. Sie soll am Mittwoch erscheinen.» Mit vorgetäuschter Gelassenheit schloss Leonora die Ofentür. Sie bereitete sich innerlich auf den Anblick des Bildes vor, das sie mit einem Schlag ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit rücken würde. Dann nahm sie das Foto und studierte es sorgfältig. Es war gar nicht schlecht. Ironischerweise hatten sie als Erstes das Bild gewählt, auf dem Leonora als Tizians «Junge Frau bei der Toilette» posierte. Mit einer Hand umfasste sie eine dicke Strähne ihres offenen Haares, in der anderen hielt sie eine Glaskugel. Das Spiegelbild in ihrem Rücken zeigte die modern gekleidete Leonora, wie sie sich in der Fondaria über den Ofen beugte. Lange blickte sie auf das Foto.

Adelino, der glaubte, dass es ihr nicht gefiel, sagte zögernd: «Leonora, das Ganze ist eine wirklich geschmackvolle, erstklassige Werbekampagne. Wir werden alle davon profitieren. Übrigens», fuhr er fort, als Leonora ihn endlich anblickte, «habe ich mich dazu entschlossen, Sie zur maestra zu machen. Ich finde, Sie sind so weit. Nun können Sie auch Artikel für den Verkauf herstellen.»

Leonora fiel aus allen Wolken und blickte ihn prüfend an, um zu sehen, ob er sich vielleicht über sie lustig machte. Sie war doch noch gar nicht so lange hier! Wie konnte sie vom Lehrling direkt zur Maestra aufsteigen?

«Adelino, seien Sie bitte ganz ehrlich zu mir: Welche Rolle spielt dabei die Manin-Kampagne? Ich freue mich natürlich darüber, Maestra zu sein, aber ich möchte wegen meiner Leistung und nicht wegen dieser Anzeigen befördert werden.»

Adelino nahm das Foto wieder an sich. «Nun, gewiss kommt es der Werbekampagne zugute, wenn Sie hier Maestra und nicht nur ein Lehrling sind. Allerdings würde ich Ihnen das Angebot nicht machen, wenn ich Sie nicht für fähig hielte. Wenn Sie in den letzten Wochen etwas über mich gelernt haben, dann doch wohl, dass mir der Ruf meines Geschäfts über alles geht. Ich würde es nie zulassen, dass minderwertige Ware diese Glashütte verlässt.» Adelino holte noch einmal das letzte Herz, das sie gemacht hatte, aus dem Eimer. «In diesem Stück steckt Liebe und Können, das sieht man. Es hat eine klare Form und Farbe - es ist gut. Sträuben Sie sich doch nicht so, schließlich ist es eine große Chance für Sie!»

«Ich weiß, und ich bin Ihnen auch sehr dankbar», lenkte Leonora ein. «Ich werde Sie nicht enttäuschen.» Als sie sich umdrehete, um ihre Jacke zu holen, steckte Adelino das Herz heimlich in seine Jackentasche.

«Und nun räumen Sie bitte dieses furchtbare Durcheinander auf. Und ein bisschen zügig, wenn ich bitten darf, damit ich abschließen kann.» Angesichts seiner aufgesetzten Schroffheit mussten sie beide lächeln.

Er hatte das gläserne Herz gerade noch rechtzeitig gerettet, denn Leonora öffnete jetzt die Tür des Ofens, kippte den Inhalt

des Eimers hinein, damit die verunglückten Stücke zu neuer Glasmasse für den nächsten Tag schmelzen konnten, und schloss die Tür wieder. Dann griff sie nach ihrer Tasche, bedankte sich noch einmal bei Adelino und machte sich eilig auf den Weg zum Boot. Im Laufen band sie sich Corradinos Herz wieder um.

Adelino befühlte die glatte Form in seiner Jackentasche. Ohne zu wissen warum, öffnete er noch einmal die Ofentür und sah zu, wie die Glasherzen zu einer formlosen Masse schmolzen. Er hatte die Wahrheit gesagt. Das Mädchen war wirklich gut genug, um die erste Maestra auf Murano zu werden, und er konnte nur hoffen, dass die Männer seine Entscheidung akzeptieren würden. Voller böser Vorahnungen starrte er in die Flammen. Ein Schauer überlief ihn. Rasch schloss er die Ofentür.

Seine Vorahnungen sollten sich bewahrheiten, doch anders, als er es erwartet hatte.

«Was?», schrie Roberto del Piero mit unnatürlich hoher Stimme. Der Glasbläser ergriff seine neueste Arbeit -eine schöne pasta-vitrea-Vase aus klarem Glas mit eingeschlossenen farbigen Glasperlen - und schmetterte sie gegen den Ofen, sodass sie in tausend glitzernde Stücke zersprang.

Maestra und nicht nur ein Lehrling sind. Allerdings würde ich Ihnen das Angebot nicht machen, wenn ich Sie nicht für fähig hielte. Wenn Sie in den letzten Wochen etwas über mich gelernt haben, dann doch wohl, dass mir der Ruf meines Geschäfts über alles geht. Ich würde es nie zulassen, dass minderwertige Ware diese Glashütte verlässt.» Adelino holte noch einmal das letzte Herz, das sie gemacht hatte, aus dem Eimer. «In diesem Stück steckt Liebe und Können, das sieht man. Es hat eine klare Form und Farbe - es ist gut. Sträuben Sie sich doch nicht so, schließlich ist es eine große Chance für Sie!»

«Ich weiß, und ich bin Ihnen auch sehr dankbar», lenkte Leonora ein. «Ich werde Sie nicht enttäuschen.» Als sie sich umdrehete, um ihre Jacke zu holen, steckte Adelino das Herz heimlich in seine Jackentasche.

«Und nun räumen Sie bitte dieses furchtbare Durcheinander auf. Und ein bisschen zügig, wenn ich bitten darf, damit ich abschließen kann.» Angesichts seiner aufgesetzten Schroffheit mussten sie beide lächeln.

Er hatte das gläserne Herz gerade noch rechtzeitig gerettet, denn Leonora öffnete jetzt die Tür des Ofens, kippte den Inhalt des Eimers hinein, damit die verunglückten Stücke zu neuer Glasmasse für den nächsten Tag schmelzen konnten, und schloss die Tür wieder. Dann griff sie nach ihrer Tasche, bedankte sich noch einmal bei Adelino und machte sich eilig auf den Weg zum Boot. Im Laufen band sie sich Corradinos Herz wieder um.

Adelino befühlte die glatte Form in seiner Jackentasche. Ohne zu wissen warum, öffnete er noch einmal die Ofentür und sah zu, wie die Glasherzen zu einer formlosen Masse schmolzen. Er hatte die Wahrheit gesagt. Das Mädchen war wirklich gut genug, um die erste Maestra auf Murano zu werden, und er konnte nur hoffen, dass die Männer seine Entscheidung akzeptieren würden. Voller böser Vorahnungen starrte er in die Flammen. Ein Schauer überlief ihn. Rasch schloss er die Ofentür.

Seine Vorahnungen sollten sich bewahrheiten, doch anders, als er es erwartet hatte.

«Was?», schrie Roberto del Piero mit unnatürlich hoher Stimme. Der Glasbläser ergriff seine neueste Arbeit -eine schöne pasta-vitrea-Vase aus klarem Glas mit eingeschlossenen farbigen Glasperlen - und schmetterte sie gegen den Ofen, sodass sie in tausend glitzernde Stücke zersprang.

Als hätten seine wilden Anschuldigungen ihn der Kraft für weitere Diskussionen beraubt, ließ Roberto Leonora los und stürmte aus dem Zimmer.

Benommen sank sie in einen Sessel, während sich Adelino - voller Gewissensbisse, weil er die schreckliche Szene nicht verhindert hatte - um sie bemühte. Er bot ihr ein Glas Wasser an, das sie mit einer matten Handbewegung ablehnte, und ließ sich schließlich erschüttert in einen Sessel neben ihr fallen. «Diese Sache mit Corradino - was wollte er damit sagen?», fragte Leonora schließlich. «Wieso sollte er ein Verräter gewesen sein? Und was hat er Robertos Familie angetan?»

Verwirrt schüttelte Adelino den Kopf. «Ich habe keine Ahnung. Alles, was ich weiß, ist, dass Robertos Vorfahr Giacomo damals, vor mehr als dreihundertfünfzig Jahren, ein bedeutender Maestro und Corradinos Lehrer und Förderer war. Soweit ich weiß, waren die beiden die engsten Freunde.»

«Warum hat Roberto dann so etwas behauptet? Warum hasst er Corradino und mich? Und was zum Teufel meinte er mit Verrat - und der Sache mit Frankreich? Ich dachte immer, Corradino sei hier gestorben.»

Adelino nickte. «Aber sicher ist er hier gestorben, an einer Quecksilbervergiftung. So steht es in allen Geschichtsbüchern.»

Leonora versuchte, ihre Gedanken zu ordnen und alles zu verarbeiten, doch die Geschichten über Corradino verwirrten sie. Schließlich nickte sie mechanisch. «Ja», sagte sie, «dann muss es wohl stimmen ...»

Adelino kam zu ihr herüber und berührte sie sanft an der Schulter. «Hören Sie, Leonora, warum nehmen Sie sich nicht den Rest des Tages frei? Ich werde hier für Ruhe sorgen. Kommen

Sie morgen früh um die übliche Zeit wieder. Dann wird die ganze Aufregung vorüber sein. Morgen ist ein wichtiger Tag, die ersten Zeitungsanzeigen erscheinen. Ruhen Sie sich heute ein wenig aus.»

Leonora war ihm dankbar für seine Freundlichkeit. Sie fühlte sich schon besser, doch wenn sie daran dachte, was ihr noch bevorstand, drehte sich ihr förmlich der Magen um. Mit unsicheren Schritten trat sie hinaus ins Sonnenlicht und machte sich auf den Weg entlang der Fondamenta Manin zum Bootsanleger. Dieses Mal war ihr der vertraute Straßename kein Trost. Niedergeschlagen blickte sie auf das ausgebleichene Straßenschild. «Corradino, was hast du nur getan?»

Kapitel 16

Das Obsidianmesser

Und nun noch das Messer.

Die Glasmesser, die Corradino für die gedungenen Mörder der Zehn anfertigte und die so mühelos die Haut durchdrangen, taugten nicht für seine Zwecke. Eiszapfen gleich hingen sie auf extra dafür angefertigten Gestellen an den Wänden der Fondaria, glitzernd und kalt wie der Tod selbst. Dass sie in so großer Zahl hergestellt wurden, hatte seinen Grund: Man konnte sie nur einmal benutzen. Sie waren so gearbeitet, dass der Griff abbrach, sobald das Messer in den Körper eingedrungen war. Die Einstichwunde schloss sich dann über der Klinge, und nichts gab mehr Aufschluss darüber, wie das Opfer zu Tode gekommen war. Denjenigen unter den Angehörigen, die auf einer Leichenschau bestanden, ließ der Rat durch das Glasmesser eine nachdrückliche Warnung zukommen. Corradino wusste, dass die dunklen Gestal-

ten, die im Dienst der Zehn unterwegs waren, sich mit Vorliebe seiner Klingen bedienten.

Zuweilen musste er, wenn er die tödlichen Waffen schliff, an die Männer denken, die ihr Leben aushauchen würden, nachdem die Klinge ihr Fleisch aufgeschlitzt, Muskeln und Sehnen zertrennt und die Adern zerrissen hatte. Dann suchte ihn das Wehklagen der Frauen und Kinder, denen man ihre Männer und Väter genommen hatte, in seinen Träumen heim. Er war selbst seiner Eltern beraubt worden, er wusste, wie sich das anfühlte. Doch er ahnte auch, dass er keine andere Wahl hatte.

Wenn ich mich weigern würde, diese Messer anzufertigen, wäre mein eigenes Leben verwirkt.

Corradino versuchte, seine Schuld ein wenig zu mildern, indem er die Klingen so dünn, glatt und stark machte wie nur möglich. Wenn er schon bei einer Bluttat den Handlanger spielen musste, dann wollte er dem Opfer wenigstens unnötige Qualen ersparen.

Die Fondaria lag verlassen da, alle Vetrarie waren schon nach Hause gegangen - auch Giacomo, dem das Alter allmählich zu schaffen machte. Corradino war allein mit den funkelnden Klingen, den armlosen Rümpfen der candelabri, die auf ihre Vervollendung warteten, und den glänzenden Pokalen, die beim Abkühlen leise sangen. Er blickte sich in der geräumigen Werkstatt um, die ihm seit nunmehr zwanzig Jahren ein Zuhause war. Es war kühl hier, jetzt, da die Feuer nicht mehr brannten. Corradino vergewisserte sich noch einmal, ob die Arbeiter auch wirklich fort waren, dann zündete er eine Kerze an. Anschließend öffnete er die Tür eines Glasofens, der in die Wand eingelassen und seit Jahren nicht mehr in Gebrauch war. Er stieg den schwarzen Schlund hinab, und wenig später knirschten unter seinen Füßen die Scherben alter Becher und Leuchter, die man hier hineingeworfen hatte. Corradino tastete ein wenig über die gemauerte Hinterwand,

bevor er den Metallhaken fand. Einmal daran ziehen genügte, und eine verborgene Tür sprang auf. Als er den dahinter liegenden Raum betrat, überkam ihn sofort ein heimeliges Gefühl. Mit sicherer Hand entzündete er die Kerzen eines vielarmigen Leuchters. Im warmen Kerzenschein ähnelte der Raum eher einem eleganten venezianischen Salon als einer geheimen Werkstatt. In einer Ecke stand ein mit Samt bezogener Sessel, in einem Ofen auf der anderen Seite des Zimmers prasselte ein munteres Feuer, und an den Wänden hingen dicht an dicht Corradinos wertvollste Spiegel. Sie warfen den Feuerschein hundertfach zurück und ließen den Raum viel größer erscheinen, als er war. Corradino wusste, dass er auch diese Stücke eines Tages würde verkaufen müssen, doch noch war es nicht so weit. Zwischen den Spiegeln hingen Wandleuchter, die mit phantastischen Arabesken verziert waren. Im Licht der Kerzen schimmerten leere Bilderrahmen. Sie waren so herrlich, dass auch das schönste Porträt darin verblasst wäre.

Nur die Gerätschaften in der Mitte des Raumes ließen darauf schließen, dass dies hier kein luxuriöser Palazzo war. Denn hier standen längliche Wasserbottiche, Wannen, die zum Versilbern genutzt wurden, Phiolen mit Farbpigmenten und Destillierkolben mit übel riechenden chemischen Substanzen.

Hier in dieser Kammer bin ich sicher. Es ist genau der richtige Ort für das, was ich heute Nacht vorhabe.

Corradino wollte nach seinem eigenen Entwurf ein Messer herstellen, das *denta* genannt wurde - abgeleitet von *dente*, dem Zahn. Dieses Messer war nicht so schlank wie die Mörderwaffen, die man bei ihm in Auftrag gab. Kurz und robust, eignete sich das *denta* aus schwarzem Glas mit seiner gefährlichen Spitze sowohl zum Schneiden als auch zum Graben. Einen Augenblick lang zögerte der Glasbläser, ließ die Augen über seine Pulver und

Tinkturen wandern und überlegte, aus welchem Glas das Messer sein sollte. Dann traf er eine Entscheidung.

Obsidian. Das älteste Glas der Welt.

Er zog sein Wams aus und machte sich an die Arbeit. Durch das große Feuer heizte sich der Raum rasch auf, und bald herrschte eine enorme Hitze. Statt wie üblich Sand ins Feuer zu werfen, nahm Corradino diesmal eine Hand voll pulverisierten Bimsstein vom Stromboli-Vulkan. Dann fügte er etwas Schwefel hinzu, der ihm so in die Nase stach, dass er sich ein Tuch vor das Gesicht band. In dieser Nacht wollte er das schwarze Glas herstellen, das in seiner natürlichen Form hin und wieder von den Vulkanen im Süden ausgespien und beim Erstarren hart wie Stein wurde.

Mit einem feuerfesten Spatel mischte Corradino ein wenig von dem Pulver unter ein Klümpchen der Glasmasse, die den ganzen Tag über im Feuer geruht hatte wie ein Salamander in der Sonne. Er durchmischte und erhitze das glühende Kügelchen, fügte noch ein wenig Bimsstein und etwas Pech hinzu, bis die Masse dunkel und zähflüssig wie Sirup war. Dann erst nahm er seinen Pontil zur Hand. Um dem Messer seine endgültige Gestalt zu geben, formte er zunächst das Heft auf dem Sattel aus Holz und Leder, der neben dem Feuer stand. Er wusste, dass nichts schief gehen durfte. Erst als er mit dem Ergebnis wirklich zufrieden war, hielt er das andere Ende des Obsidiangebildes eine Zeit lang ins Feuer. Sobald es zu glühen begann, zog er es heraus und spannte es mit dem erhitzten Ende nach unten in einen Schraubstock. Dann sah er zu, wie das zähflüssige, geschmolzene Glas durch sein eigenes Gewicht in die Länge gezogen wurde, bis sich schließlich ein paar Tropfen lösten und dabei eine nadelfeine Spitze entstand. Durch diese Tropfmethode, eine Erfindung Corradinos, wurde die Spitze des Messers feiner und gleichmäßiger, als es durch nachträgliches Schleifen und Polieren möglich gewe-

sen wäre. Auf die Art und Weise bildete sich die Schneide von allein - das Glas fand seine eigene Form, Corradino zählte einige Herzschläge, dann, genau im richtigen Augenblick, drehte er den Schraubstock um. Während des Erstarrungsprozesses bog sich die Klinge ein wenig, bis sie dem Zahn eines Raubtiers glich. Der gedrungen wirkende Dolch mit seiner tödlichen Spitze funkelte im Feuerschein.

Ja, so ist es gut. Weil Klinge und Heft aus einem Stück sind, gibt es an diesem Messer keine schwache Stelle.

Während Corradino darauf wartete, dass sein schwarzes Messer abkühlte, blickte er sich in der Kammer um. Diesen Raum, den außer ihm nur Giacomo kannte, hatte er einen Tag nachdem er sein Verfahren zur Spiegelherstellung entwickelt hatte, eingerichtet. Das Zimmer bewahrte all seine Geheimnisse.

Vor allem jenes Geheimnis der Glasbläserkunst, auf das Corradino durch bloßen Zufall gestoßen war und das seine geldgierigen Herren, die Zehn, dazu bewogen hatte, ihn zu verschonen. Es hatte ihm dazu verholfen, dass er Murano verlassen und sich in Venedig frei bewegen bewegen durfte. Und so hatte es indirekt auch dazu geführt, dass er sein größtes Kunstwerk schuf - Leonora. Das Geheimnis war niemals schriftlich festgehalten worden, noch nicht einmal in seinem Büchlein aus Pergament. Nur er allein kannte es. Doch nun wollte der König von Frankreich es ihm abkaufen, und das brachte den Maestro in eine schwierige Lage.

Ich habe mir geschworen, das Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Womöglich werde ich diesen Schwur morgen erfüllen.

Kapitel 17

Das Treffen

Vittoria Minotto war gespannt. Das kam bei ihr nicht allzu oft vor. Eine gewisse Neugier war ihr zwar von Berufs wegen angeboren, doch gab es nicht viel, was ihr persönliches Interesse weckte. Als Treffpunkt hatte sie das noble Cafe «Florian» vorgeschlagen. Wenn sie schon die Kosten übernehmen musste, dann wollte sie die Situation wenigstens genießen.

Vittoria betrat den berühmten in Grün und Gold gehaltenen Salon und setzte sich an einen der vorderen Tische, wo er sie sofort sehen konnte. Sie bestellte sich einen sündhaft teuren *caffè americano* und zündete sich eine Zigarette an. Dann hielt sie durch das Fenster Ausschau nach ihrem Gesprächspartner. Ob er das war? Der junge, gut aussehende Mann, der auf das Cafe zukam, scheuchte mit seinen forschenden Schritten die Tauben auf. Das wurde ja immer besser.

Er hatte sie gleich erspäht. «Signorina Minotto?» Es war dieselbe Stimme wie am Telefon. Tief, drängend und aufgeregt.

Sie senkte kurz den Kopf und blies dabei den Rauch aus. «Si.»

Er setzte sich und steckte sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, eine Zigarette an. Er gefiel ihr auf Anhieb.

«Ich weiß etwas, das Sie interessieren könnte. Über Leonora Manin. Eigentlich eher über Corrado Manin. Das könnte eine wirklich gute Story werden.»

Da war es wieder. Dieses Wort, das sie so liebte, für das sie lebte. Dieses Wort, das sie schon als kleines Mädchen, gegen die Knie des Vaters gelehnt, gefangen nahm. Wie hatte sie gebettelt, noch mehr und immer mehr hören zu dürfen!

Eine Story. Eine Geschichte. «Schießen Sie los.»

Kapitel 18

Non omnis moriar

Giacomo del Piero schaute aus seinem Fenster über den Kanal von Murano. Weil er sicher war, draußen etwas gehört zu haben, hielt er seine Kerze hoch und spähte in die Dunkelheit hinaus. Doch er konnte nichts erkennen außer seinem eigenen Spiegelbild, vielfach gebrochen durch die kleinen bleigefassten Scheiben. Und sein Spiegelbild zeigte einen alten Mann.

Giacomo wandte sich ab und überlegte, was er jetzt tun sollte. Wahrscheinlich hätte er gut daran getan, etwas zu essen - in der Speisekammer gab es noch ein Stück von der guten Bologneser Wurst und einen Krug Wein. Doch aus irgendeinem Grund hatte er keinen Appetit. Je älter er wurde, desto weniger Nahrung benötigte er. Dafür wurden ihm andere Dinge immer wichtiger - seine Bücher, seine Arbeit, seine Freunde. Er musste an Corradino denken, der im Laufe der Jahre wie ein Sohn für ihn geworden war. Vielleicht sollte er zu Corradinos Häuschen hinübergehen und den Wein mit ihm teilen. Nein, der Junge war sicherlich erschöpft von seiner Arbeit für diesen mysteriösen Kunden, Maestro Domenico vom Teatro Vecchio. Giacomo hatte den Mann noch nie gesehen, doch er wusste, dass Corradino den ganzen Tag in der Fondaria mit seinem Auftrag beschäftigt gewesen war. Möglicherweise war Corradino auch jetzt noch nicht zu Hause.

Giacomo nahm seine alte Viola und den Bogen zur Hand, und kurz darauf erklang eine schwermütige Volksweise aus dem Veneto, die zu seiner Stimmung passte. Eine dunkle Vorahnung, die er sich nicht zu erklären vermochte, lag ihm auf der Seele und

machte sein Herz schwer. Diesem Gefühl war es zu verdanken, dass er wieder und wieder nervös aus dem Fenster geschaut hatte, seit er aus der Fondaria nach Hause gekommen war.

Er war daher nicht überrascht, als er ein gedämpftes Klopfen an der Tür vernahm. Behutsam stellte er die Viola ab. Plötzlich überkam ihn die grauenvolle Vorstellung, dass er dem leibhaftigen Tod die Tür öffnete, der gekommen war, um ihn zu holen. Doch die Gestalt vor der Tür war nicht der Tod. Es war Corradino.

Sie begrüßten einander wie üblich mit einem herzlichen Kuss, aber Giacomo merkte sofort, dass sein Freund ungewöhnlich aufgeregt war. Corradino konnte keinen Augenblick stillhalten. Als Giacomo ihm Wein anbot, winkte er zuerst ab, nahm dann doch einen Becher und stürzte den Wein in einem Zug hinunter.

«Was ist mit dir, Corradino? Hast du Fieber? Liegt es am Quecksilber?» In letzter Zeit litt Corradino sehr unter einem bellenden Husten, der darauf hindeuten konnte, dass seine Lungen durch die Quecksilberdämpfe geschädigt waren, die sich bei der Versilberung der Spiegel entwickelten. Das wäre kein Wunder, da Corradinos geheime Kammer keinen Abzug besaß und er den Dämpfen schutzlos ausgesetzt war. Erst eine Woche zuvor hatte Giacomo darauf bestanden, dass sich sein Freund zur Vorbeugung gegen die Lungenkrankheit vier Pfefferkörner unter die Zunge legte - wie alle Venezianer hatte auch Giacomo gewaltigen Respekt vor den geheimnisvollen Gewürzen des Orients. Doch er ahnte, dass auch Gewürze eine Quecksilbervergiftung nicht verhindern konnten. Der Silberteufel brachte die meisten Glasbläser ins Grab - am Ende wurden sie das Opfer ihrer Kunst. Bei Giacomos Worten schüttelte Corradino aber heftig den Kopf, dann blickte er ihn mit fiebrig wirkenden Augen an. «Ich bin gekommen, um ...», begann er, verstummte jedoch wieder.

Giacomo packte Corradino beim Arm und zog ihn neben sich auf die Bank. «Beruhige dich doch, Corradino mio. Was wolltest du sagen? Bist du in Schwierigkeiten?»

Corradino stieß ein freudloses Lachen aus und schüttelte erneut den Kopf. «Ich bin hergekommen ... Du sollst wissen ... Ach, es gibt so viel, was ich dir nicht erzählen kann!» Er holte tief Luft. «Ich wollte dir nur sagen, dass ich dir alles verdanke, sogar mein Leben. Du bist für mich wie ein Vater und hast mich mehr als einmal gerettet. Mir ist bewusst, dass ich das alles niemals gutmachen kann. Ich möchte, dass du nie schlecht von mir denkst - was immer auch mit mir geschehen mag.» Ungestüm ergriff er die Hände des alten Mannes. «Versprich mir das - dass du versuchen wirst, nie schlecht von mir zu denken.»

«Aber Corradino, natürlich werde ich nie schlecht von dir denken! Warum bist du nur so aufgereg?»

«Noch eines. Falls du irgendwann einmal Leonora sehen solltest, sag ihr, dass ich sie stets geliebt habe und noch immer liebe.»

«Corradino ...»

«Versprich es!»

«Ich verspreche es. Aber bitte erkläre mir doch, was das alles soll. Was ist heute Abend bloß los mit dir? Was hast du vor?»

«Ich habe nichts vor. Gar nichts. Ich ...» Wieder stieß Corradino ein kurzes, verzweifelteres Lachen aus, ließ den Kopf sinken und vergrub die Finger in den dunklen Locken. Dann fuhr er in etwas ruhigerem Ton fort: «Verzeih mir. Ich bin nur etwas durcheinander. Diese schwarzen Gedanken kommen vom Mond, der heute Nacht so voll scheint.»

Giacomo blickte hinaus und sah, dass der Mond in der Tat fast voll und von seltsamer Farbe war. Vielleicht rührte daher auch seine eigene Furcht. «Ja, mir ging es vorhin ebenso. Komm, lass uns noch etwas trinken und die Hirngespinnste verscheuchen.»

Corradino winkte ab. «Ich muss gehen. Aber bitte vergiss nicht, was ich gesagt habe.»

Giacomo zuckte die Schultern. «Nein, das werde ich nicht vergessen. Bestimmt nicht. Wir sehen uns dann morgen in der Fondaria.»

«Richtig. Bis morgen dann, in der Fondaria.»

Sie umarmten sich fest und innig. Dann war Corradino fort und Giacomo wieder allein. Er starrte in die Nacht hinaus und fragte sich, ob in den Augen seines Freundes wirklich Tränen glitzert hatten. Das ganze Gespräch war ihm vorgekommen wie ein Abschied für immer.

Und genau das war es tatsächlich gewesen. Als Corradino am nächsten Morgen nicht in der Fondaria erschien, kam Giacomo ein furchtbarer Verdacht. Unverzüglich machte er sich auf den Weg zu Corradinos Häuschen. Er rannte, so schnell ihn seine alten Beine tragen wollten, trat ohne anzuklopfen ein und ging direkt in den hinteren Raum, das Schlafzimmer. Dort fand er seine Vermutung bestätigt. Sein Freund lag vollständig bekleidet und reglos auf dem Bett. Zuerst fürchtete Giacomo, Corradino habe sich das Leben genommen und sich deshalb am Abend zuvor von ihm verabschiedet. Doch dann erblickte er durch seinen Tränenschleier den verräterischen schwarzen Strich, der vom Mundwinkel seines Freundes bis hinunter zur Bettdecke verlief. Er drehte eine von Corradinos kalten Händen um - auch die Fingerspitzen waren schwarz. Schon viel zu oft in seinem Leben hatte Giacomo diese Zeichen gesehen. Quecksilber. Die Seuche der

Glasbläser hatte auch Corradino dahingerafft. Giacomo setzte sich ans Fußende des Bettes und weinte.

Er hat es gewusst.

Corradino musste gewusst haben, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, und hatte seinem Freund gestern bei seinem abendlichen Besuch Lebewohl sagen wollen. Endlich stand Giacomo auf und zog die Decke über das Gesicht, das ihm so lieb und teuer war. Dabei stieß er die Klage aller Väter aus, die einen Sohn verloren hatten. «Herr, warum hast du nicht mich genommen?»

Erst spät am Abend kam Giacomo zur Ruhe. Es war der schlimmste Tag in seinem langen Leben gewesen, und er hatte nur noch einen Wunsch: einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen. Nachdem er dem Bürgermeister von Murano Corradinos Ableben gemeldet hatte, schickte dieser einen Arzt, der die Leichenschau vornehmen sollte. Der Arzt stach Corradino mit einer Nadel, schnitt ihm ein paar Haare ab und entnahm ihm ein wenig Blut. Giacomo war klar, dass diese gründliche Untersuchung im Auftrag der Zehn geschah. Mit seinem schwarzen Umhang und der weißen Maske, deren langer Schnabel zum Schutz gegen Ansteckung mit Kräutern ausgestopft war, wirkte der Doktor wie ein Geier, der gekommen war, sich an Corradinos sterblichen Überresten zu laben. Doch Giacomo wusste, dass der Rat nur ganz sichergehen wollte, wann immer er einen seiner Handlanger verlor. Oder einen seiner Feinde. Daher ließ der alte Mann den Arzt wohl oder übel gewähren, bat ihn jedoch, ihm den Leichnam zu überlassen, damit er die althergebrachten Rituale vollziehen konnte. Da die Leichenschau abgeschlossen war, sah der Arzt keinen Grund, ihm diesen Wunsch abzuschlagen, und so wurde Corradinos Leiche zu Giacomos Haus gebracht und dort aufgebahrt. Giacomo half den Frauen, die er für ihre Dienste bezahlte, den Leichnam herzurichten. Sie wuschen sein Gesicht und kämmten sein Haar. Dann banden sie ihm die Füße zusammen und den

Unterkiefer hoch. Bei Kerzenschein nähten die Frauen den Toten in Sackleinwand ein, während Giacomo dabeistand und zusah, wie das geliebte Gesicht unter dem Leichentuch verschwand. Als er einen letzten Blick auf Corradino warf, stellte er fest, wie gut dieser selbst noch im Tode aussah. Seine Locken glänzten im Licht der Kerzen, die Wangen waren rosig überhaucht, und die geschlossenen Augen mit den langen Wimpern wirkten, als wolle er sie jeden Augenblick aufschlagen. Es schien fast, als schliefe er. Mit gebrochenem Herzen wandte sich Giacomo ab.

Schließlich kamen zwei Bedienstete der Stadt, um den Leichnam auf das Boot zu schaffen, das ihn zur Friedhofsinsel Sant' Adriano bringen sollte.

Giacomo wollte seinem Freund das letzte Geleit bis zur Insel geben, doch die Männer wehrten ab.

«Signore», sagte der Größere von beiden mitfühlend, «wir haben noch weitere Tote an Bord. Da ist für Euch kein Platz.»

Dann war Corradino fort, und auch die Frauen gingen, nachdem sie prüfend auf die Münzen gebissen und Giacomo dafür gedankt hatten.

Wieder war er allein, wie schon am vergangenen Abend, bevor seine Welt in Trümmer gefallen war. Nun hätte er endlich in Ruhe um den verlorenen Freund - den Sohn - weinen können, doch er hatte keine Tränen mehr. Voller Trauer nahm er, wie am Abend zuvor, seine Viola zur Hand. Doch was war das? Zwischen den Saiten klemmte ein Stückchen Pergament. Dieses feine Florentiner Pergament hätte Giacomo überall erkannt: Es stammte aus Corradinos Büchlein. Jetzt erinnerte sich Giacomo, wie er Corradino bei seinem Besuch genötigt hatte, sich neben ihn auf die Bank zu setzen - direkt neben das Instrument. Sein Herz

schlug wie wild. Mit zitternden Fingern zog der alte Mann das Zettelchen zwischen den Saiten hervor.

Da Corradino bereits mit zehn Jahren den Unterricht bei Monsieur Loisy hatte abbrechen müssen, war er mit der Feder nicht sehr gewandt. Doch alles war akkurat geschrieben und deutlich erkennbar. Mitten auf dem Blatt

standen, sorgsam gemalt, die lateinischen Worte: Non omnis moriar.

Corradino war auch im Lesen nicht allzu bewandert gewesen. Das einzige Buch, das er wirklich gut kannte, war Dantes «Göttliche Komödie». Giacomo dagegen war ein gebildeter Mann. Er brauchte nicht erst lange in seinen Büchern zu blättern, um diese Worte von Horaz zu verstehen. Auf einmal passte alles zusammen - Corradinos rosige Wangen, sein glänzendes Haar auf dem Totenbett, der innige Abschied gestern Abend.

«Non omnis moriar» - das bedeutet «ich werde nicht gänzlich sterben».

Giacomo drückte das Pergamentblatt an sein Herz, bevor er es behutsam zwischen die Seiten seiner eigenen Danteausgabe legte. Als er das Buch zuklappte, lächelte er zum ersten Mal an diesem Tag.

Corradino war noch am Leben.

Kapitel 19

Das Interview

«Lesen Sie das mal.»

Adelino klatschte die Zeitung vor Leonora auf den Schreibtisch. Ihr stieg sofort der beißende Geruch der Druckerschwärze in die Nase. Adelino drehte sich um und ging zum Fenster, durch das die heiße Sommersonne fiel. Er wirkte aufgewühlt, doch warum? Oder war er wütend? Sie vermutete, dass der Druckerei bei den Anzeigen ein Druckfehler oder ein anderer Patzer unterlaufen war. Erst als sie in der Verfasserzeile Vittoria Minottos Namen las und ihr Foto sah, begannen bei Leonora die Alarmglocken zu schrillen.

Mein Interview? Nein, noch schlimmer.

Bei seiner groß angelegten Werbekampagne hat der glücklose Glasfabrikant Adelino della Vigna offensichtlich aufs falsche Pferd gesetzt. In dem Versuch, seine angeschlagene Fondaria Della Vigna auf Murano wieder in Schwung zu bringen, brachte er kürzlich die Serie «Manin» mit traditionellen und modernen Gläsern auf den Markt. Werbeträger für die neue Serie sind der berühmte Vetraio Corrado Manin, auch bekannt als Corradino, und seine fotogene Nachfahrin Leonora Manin, die soeben zur ersten Maestra Vetraia von Murano befördert wurde. Unsere Leser werden sich sowohl an die großformatigen Anzeigen erinnern, die erst vor wenigen Tagen in zahlreichen Zeitschriften erschienen, als auch an die Plakate, die uns von jeder Mauer unserer schönen Stadt geradezu anspringen. Doch es gibt noch einige Details, die wir bislang nicht kannten. Mit Hilfe des Glasbläsermeisters der Fondaria, Roberto del Piero, ist es uns gelungen, ein paar interessante Einzelheiten in Erfahrung zu bringen.

Leonora wurde eiskalt. Roberto. Die Zeitung in ihren zitternden, schweißfeuchten Händen, las sie weiter.

«Die ganze Sache ist ein einziger Hohn», sagt Signor del Piero. «Corrado Manin war zwar durchaus ein Meister der Glaskunst, aber er war auch ein Verräter - an der Republik Venedig und an seiner Kunst. Er ließ sich von französischen Agenten anwerben und ging nach Paris, wo er unsere Geheimnisse der Glasherstellung an die Franzosen verkaufte. Die wurden bald darauf unsere größten Konkurrenten. Mit einem Schlag brach Corradino das Glasmonopol Venedigs. Das Ganze wäre einfach nur ärgerlich, hätte die Angelegenheit nicht schlimme Folgen für meine eigene Familie gehabt. Mein Vorfahr Giacomo del Piero war Corradinos lebenslanger Freund und Förderer. Dennoch missbrauchte Corradino sein Vertrauen und führte damit seinen Tod herbei. Er war kein Meister, sondern ein Mörder.»

«Mörder statt Meister» - der Ausdruck hatte dem Herausgeber wohl so sehr gefallen, dass er ihn als Zwischentitel für den gesamten Absatz verwendet hatte. Leonora schluckte und wandte sich wieder dem Artikel zu.

Giacomo del Pieros Tragödie hat noch ein modernes Nachspiel. «Ich habe versucht, der Werbeagentur meine eigene Geschichte zu erzählen», berichtet Roberto del Piero. «Giacomo war Corradinos Lehrer, er hat ihm alles beigebracht, was er wusste. Außerdem haben von damals bis zum heutigen Tage immer del Pieros in der fondaria gearbeitet. Ich habe dem Inhaber vorgeschlagen, eine Glasserie mit meinem Namen herauszubringen, doch er lehnte schlankweg ab. Stattdessen gab er dieser Signorina den Vorzug, die erst seit ein paar Monaten in Venedig ist.»

Signor del Piero hält nicht viel von Signorina Manins Talent. «Sie versteht ein bisschen was vom Glasblasen, ansonsten ist sie nur eine durchschnittliche, dafür aber umso blondere Engländerin»

rin.» Besonders bitter ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass eine jahrhundertealte Familientradition nun wohl ihr Ende findet. «Ich habe versucht, Adelino die Augen zu öffnen», teilte uns Signor del Piero mit, «und dafür hat er mich gefeuert. Ihm ist diese Blondine wichtiger, weil er sie für die Anzeigenkampagne braucht.»

An diesem Punkt möchten wir betonen, dass es nicht den Gepflogenheiten dieser Zeitung entspricht, sich als Sprachrohr für Rachegelüste herzugeben. Man hat uns aber Beweise für den Verrat Corrado Manins vorgelegt, die - wie die Historiker sagen würden - aus 'erster Quelle' stammen. Diese Beweise dürften zweifellos Signor della Vigna in Verlegenheit bringen, da er seine Produkte mit Slogans wie «Das Glas, auf dem Venedig ruht» beworben hat. Von Sätzen wie diesem werden ihm heute Morgen vermutlich die Ohren klingen. Das erklärt vielleicht auch, warum er bislang nicht zu einer Stellungnahme bereit war. Wir werden wohl damit rechnen dürfen, dass die Kampagne abgeblasen wird.

«Stimmt das? Werden Sie die Kampagne abblasen?»

Mit ausdruckslosem Gesicht drehte sich Adelino zu Leonora um. «Was soll ich denn machen?» Er nahm ihr die Zeitung aus der Hand und warf einen Blick auf die fette Schlagzeile: «Verrat auf Murano». Daneben das Bild mit dem unschuldig dreinblickenden zehnjährigen Corradino und ihr selbst, in Jeans und Weste am Glasofen stehend.

Aus dem Wirrwarr ihrer Gedanken drängte einer an die Oberfläche, der kurze Zeit später ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Ich muss mich übergeben.

Sie stürzte aus dem Arbeitszimmer und rannte durch die Fondaria bis zum Kanal, wo sie sich krampfhaft erbrach. Wie hätte sie wissen sollen, dass Corradino dreihundertfünfzig Jahre zuvor das Gleiche getan hatte, in der Nacht, bevor er zum Verräter wurde?

Kapitel 20

Die Scharf sieht des Alters

An diesem Abend fuhr sie niedergeschlagen und zornig nach Hause. Ihr war noch immer schlecht, und selbst der romantische Anblick der Lichter von San Marco vermochte sie nicht aufzuheitern. Sie verließ das Boot an den Zattere und wartete auf das Vaporetto der Linie 1, das sie durch den Canal Grande zum Campo Manin bringen sollte. Als das Boot mit dröhnendem Motor anlegte und von einem jungen Mann geschickt vertäut wurde, dachte sie zum ersten Mal seit Wochen wieder an ihren Vater. Verglichen mit der Beziehung, die sie mit dem vor so langer Zeit verstorbenen Corradino verband, erschien ihr Brunos Existenz flüchtig und schemenhaft. Ihr wurde langsam klar, wie stolz sie auf Corradino gewesen, wie viel Liebe sie für ihn empfunden hatte. Es hatte sie härter getroffen, als wäre ihr eigener Vater des Verrats angeklagt worden. Roberto del Pieros Vorwürfe hatten sie vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht. Leonora kam sich hilflos und verwundbar vor. Noch nicht einmal der Anblick der Paläste, die im silbernen Zwielflicht die Ufer des Canal Grande säumten, war ihr ein Trost.

Die Dunkelheit senkte sich langsam herab, und plötzlich sahen die Fassaden der Häuser gar nicht mehr so heiter aus, wie sie es tagsüber taten. Die schönen Fenster blickten Leonora ausdruckslos und abweisend an. Sie hätte zu gern gewusst, ob Corradino zu geheimen Treffen in diese Gebäude geeilt war, bevor er seine Va-

terstadt verriet. Als sie das Boot bei Santa Stephano verließ und mit gesenktem Kopf durch die finsternen Calli zum Campo Manin lief, wuchs ihre Beklommenheit. Sie hatte das Gefühl, jemand sei hinter ihr her, als würden jeden Augenblick leise Schritte aus den Schatten hinter ihr erklingen.

Wenn er das wirklich getan hat, hat das auch für mich große Auswirkungen. Corradinos Schande zieht mich mit in den Schmutz.

Die vertrauten Häuser am Campo Manin boten Leonora an diesem Abend keine Sicherheit. Noch immer fühlte sie sich verfolgt.

Schau nicht hin!

Sie schalt sich eine Närrin. Wovor fürchtete sie sich? Doch es nützte nichts - immerhin hatte sie keine Angst vor irgendwelchen Spukgestalten, sondern vor Roberto del Piero, der in ihren Augen eine konkrete Bedrohung darstellte. Durch ihre Schuld - so glaubte er wenigstens - war seine Karriere in der Fondaria zu Ende und seine Familientradition nichts mehr wert. Selbstverständlich konnte er woanders Arbeit finden, doch sie war es, die ihn aus seiner angestammten Umgebung hinausgedrängt und - noch schlimmer - seinen Aufstieg verhindert hatte. Da war es weiß Gott kein Hirngespinnst, zu glauben, dass er sich an ihr rächen würde.

Leonora lief über das noch immer warme Pflaster des Campo und tastete dabei in ihrer Tasche nach den Schlüsseln. Wie ein Kind, das seinen unsichtbaren Häschern entkommen will.

Wenn ich es bloß bis zur Tür schaffe ...

Fahrig fummelte sie mit dem Schlüssel im Schloss herum. Dabei rechnete sie jeden Augenblick damit, dass sich eine Hand auf ihren Arm legen oder ihr die Kehle zudrücken würde. Endlich drehte sich der Schlüssel im Schloss. Leonora stieß die Tür auf und stürzte in den Flur. Dann lehnte sie sich im Dunkeln schwer atmend gegen die geschlossene Tür. Als wenige Sekunden später das Telefon klingelte, fuhr sie entsetzt zusammen. Vor Angst bebend ging sie in die Küche und nahm den Hörer ab. Doch am anderen Ende ertönte kein heiseres Krächzen wie in einem Horrorfilm. Er war es.

«Alessandro!»

Erleichtert ließ sie sich in einen Sessel fallen und schaltete die Lampe ein. Ihr heller Schein und der Klang der lang ersehnten Stimme vertrieben die Schreckgespenster.

Er lachte über ihre begeisterte Begrüßung. Offensichtlich allerbesten Laune, begann er von dem Lehrgang zu berichten, den er gerade absolvierte und der aus ihm einen commissario machen sollte.

Leonora brachte es nicht fertig, seine Hochstimmung mit ihren Sorgen zu trüben. «Il Gazzettino» war eine Lokalzeitung, daher hatte er in Vicenza vermutlich noch nicht von den Vorwürfen gehört die auf Corradinos und damit auch auf ihrem eigenen Namen lasteten. Das alles konnte sie ihm immer noch berichten, wenn sie sich wiedersahen.

Während Alessandro ihr von seiner Ausbildung erzählte, legten sich Leonoras Furcht und Panik ein wenig. Beim Klang seiner Stimme wurde sie zunehmend ruhiger. Allmählich richtete sich ihr Selbstbewusstsein, das Roberto mit Füßen getreten hatte, wieder auf. War es nicht wahrscheinlicher, dass Corradino niemanden verraten hatte? Das Ganze war bestimmt nur eine üble Nach-

rede, die sein Rivale damals in die Welt gesetzt hatte. Und was spielte es unter dem Strich überhaupt für eine Rolle? Corradino war längst tot - sein Werk bestand weiter und sprach für ihn.

Leonora seufzte. Seit diesem Tag war nichts mehr so gewesen wie zuvor. Das Vertrauen in Corradino und die Zuversicht, die sie an jenem Abend nach dem Gespräch mit Alessandro verspürt hatte, hatte nur wenige Tage überdauert. Robertos Giftpfeile waren wohl platziert gewesen und hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Hatte man sie vorher bei der Arbeit geschnitten, so wurde es nach Robertos Enthüllung unerträglich. Sein böser Blick während der Arbeit war an Leonora abgeprallt, die sämtlicher Veträie ließen sie Tag für Tag Spießruten laufen. Robertos Neid und Eifersucht hatte sie sich nicht zu Herzen genommen, doch der unausgesprochene Vorwurf ihrer Kollegen, ihr Vorfahr sei ein Betrüger und Mörder gewesen, hatte sie in den vergangenen vier Monaten mehr als einmal in ihren Grundfesten erschüttert. Adelino war ihr keine große Hilfe gewesen, er musste jetzt, da seine letzte Hoffnung - die Kampagne - gescheitert war, um das Überleben der Fondaria kämpfen. Traf sein Blick einmal den Leonoras, so schien darin ebenfalls ein Vorwurf zu liegen und trug somit nicht gerade dazu bei, dass sie sich besser fühlte.

Mittlerweile war es in Venedig Herbst geworden. Auch diese Jahreszeit verlieh der Stadt einen besonderen Zauber, doch Leonora hatte schon längst keinen Blick mehr für die Schönheit der Lagunenstadt übrig. Die vergangenen Monate waren für sie nicht leicht gewesen. Ihr Ziel, Glasbläserin zu werden, hatte sich zwar erfüllt, doch zu welchem Preis? Ihre Gesundheit war nach wie vor angegriffen - oft musste sie sich übergeben -, und sie fühlte sich ohne die Unterstützung Corradinos verloren. Mehr als einmal fragte sie sich, ob Venedig wirklich ihre Heimat war oder nur ein schöner Traum, dem sie langsam abschwören musste.

Alessandro hatte sie in dieser Zeit nur selten gesehen, und bei diesen Gelegenheiten hatte Leonora weder das Herz noch Lust gehabt, ihn mit ihren Problemen zu belasten. Dazu war die wenige Zeit, die sie zusammen hatten, zu kostbar, daneben fürchtete sie, dass er nicht verstehen würde, warum sie ihre Zukunft in dieser Stadt von einem längst verstorbenen Familienmitglied abhängig machte. Alessandro, der in den vergangenen Monaten in Vicenza gelebt hatte, um seinen Lehrgang zu absolvieren, hatte seine eigenen Sorgen gehabt. Er befand sich gerade in den Prüfungen; heute Abend würde sie erfahren, ob er bestanden hatte oder nicht.

Wie aufs Kommando läutete das Telefon.

«Alessandro!» Wenn er wüsste, wie sie sich freute, wenn sie nur seine Stimme hörte.

«Commissario Bardolino, wenn ich bitten darf.»

«Du hast bestanden!»

«Ja.» In seinen Worten klang Stolz mit. «Ich muss hier noch ein kurzes Einführungspraktikum hinter mich bringen, danach fange ich in meiner Abteilung in Venedig an.»

Leonora freute sich mit ihm. Mochte es auch teilweise die Familientradition gewesen sein, die bei seiner Berufswahl eine Rolle gespielt hatte, so sprach seine Begeisterung doch Bände. Als sie seinem Bericht von der Prüfung lauschte, schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf, der sie nicht mehr losließ.

Auch ich habe mein Ziel verwirklicht. Spielt es wirklich eine so große Rolle, ob Corradino ein Verräter war? Ist mein Glück nicht unabhängig von dem meiner Vorfahren? -Ja, es spielt eine Rolle. Hier in Venedig kann man seiner Vergangenheit nicht entkom-

men, sie lebt mit einem. Ich muss einfach herausfinden, ob es wahr ist.

Plötzlich erinnerte sich Leonora an das Angebot, das Alessandro ihr einmal gemacht hatte. «Als wir uns das erste Mal sahen, hast du gesagt, du könntest mir bei den Nachforschungen über meine Familie ... ich meine, über meinen Vater helfen. Ich habe in letzter Zeit viel darüber nachgedacht und würde gerne etwas über ihn in Erfahrung bringen. Hast du eine Idee, wie ich am besten vorgehe?»

Alessandro überlegte kurz. «Als deine Eltern zusammen in Venedig lebten, hatten sie da vielleicht irgendwelche Freunde oder Kollegen, die noch hier sind?»

«Ja, es gab jemanden. Einen Dozenten an der Ca' Foscari. Ich habe ihn einmal kennen gelernt, als ich noch klein war.»

«Kannst du dich an seinen Namen erinnern?»

«Padovani. Ich habe den Namen behalten, weil meine Mutter mir damals erklärte, dass er 'der Mann aus Padua' bedeutet. Sie hat mir einen alten Reim beigebracht...»

«Ach ja: 'Veneziani Gran Signori, Padovani Gran Dottori ...'»

«'Vicentini mangia gatti, Veronesi tutti matti'», ergänzte Leonora. «Ich habe mich immer gefragt, warum es für die Leute aus Vicenza typisch sein soll, Katzen zu essen. Aber wahrscheinlich ist das immer noch besser, als für verrückt erklärt zu werden wie die Veroneser.»

«Ja, aber am besten ist es, ein großer Herr zu sein wie die Venezianer», warf Alessandro nicht ohne Stolz ein.

«Auf jeden Fall schickt Dottore Padovani meiner Mutter nach wie vor zu Weihnachten eine Karte. Ich weiß allerdings nicht, ob er noch immer an der Ca' Foscari unterrichtet.»

Sie hörte, wie Alessandro am anderen Ende der Leitung gähnte. Er war offensichtlich müde, und doch schien er an ihrem Problem wirklich Anteil zu nehmen, «Dann solltest du wohl mal mit dem Mann reden, wenn er noch dort ist. Er weiß sicher etwas über deinen Vater oder kann dir einen Rat geben, wie du etwas über ihn in Erfahrung bringen kannst. Geh doch gleich morgen zu ihm.» Nach einer kurzen Pause fügte Alessandro hinzu: «Am Sonntag komme ich übrigens zurück, und dann können wir gemeinsam etwas unternehmen, wenn du Zeit hast.»

Sie umklammerte den Hörer, aufgeregt wie ein Teenager. Doch um sich ihre Begeisterung nicht allzu sehr anmerken zu lassen, nahm sie noch einmal das Thema von gerade auf. «Glaubst du wirklich, dass ich nach all den Jahren etwas über ihn in Erfahrung bringen kann?» Damit meinte sie in Wahrheit natürlich Corradino und nicht ihren Vater.

«Ja sicher. Er ist doch erst 1972 gestorben, oder? Und du weißt doch, wenn du etwas herauskriegen willst, ist es nicht schlecht, einen Kommissar zur Hand zu haben.» Sie sah sein Grinsen förmlich vor sich. Er versprach ihr noch einmal, dass sie sich am Sonntag sehen würden, und dann legte er auf.

Leonora war fest entschlossen, das Geheimnis um Corradino zu lüften, und konnte es kaum erwarten, den Dottore aufzusuchen. Sie wusste selbst nicht, warum sie Alessandro nicht die Wahrheit gesagt und ihn in dem Glauben gelassen hatte, es ginge ihr nur darum, etwas über ihren Vater zu erfahren.

Ich will einfach nicht, dass er schlecht über Corradino denkt. Erst muss ich den Beweis erbringen, dass an Robertos Anschuldigungen nichts Wahres ist, dann kann ich ihm alles erzählen.

Sie schlief schlecht, und am nächsten Morgen war ihr wieder übel. Das sind die Nerven, dachte sie.

Aber im Grunde weiß ich, dass es nicht die Nerven sind.

Leonora betrat das Universitätsgelände der Ca' Foscari durch die unauffällige Seitenpforte von der Calle dell Foscari aus und fand sich sogleich mitten in einem ohrenbetäubenden Tumult wieder. Obgleich es Samstagmorgen und damit ein regulärer Unterrichtstag für die meisten Studenten war, schien irgendeine ausgelassene Feier im Gange zu sein. Leonora fühlte sich an ihre eigene Studienzeit auf dem St.-Martins-College erinnert. Damals hatte sie sich für den alljährlichen Studentenumzug immer als Krankenschwester verkleidet und zusammen mit einigen Kommilitonen ein Krankenhausbett die Charing Cross Road entlanggerollt.

Während sie über den Rasen auf die Gebäude zuing, musste sie sich mehr als einmal ducken, da ihr von allen Seiten Eier und Mehl um die Ohren flogen.

Wahrscheinlich feiern sie ihren Promotionsabschluss. Irgendwo habe ich gelesen, dass italienische Studenten sich mit Backzutaten bewerben, wenn sie ihren Doktor gemacht haben.

Kurze Zeit später überflog Leonora auf der verglasten Anschlagtafel mit wachsender Enttäuschung die Liste der Dozenten, aber dann entdeckte sie schließlich doch noch den Namen, den sie gesucht hatte: «Professore Ermanno Padovani.»

Er ist der Leiter der Abteilung für «Storia di Rinascimento» - Die Geschichte der Renaissance. Vielleicht habe ich tatsächlich Glück. «Padovani gran Dottore», das scheint wirklich zu stimmen.

Sie stieg die alte Treppe zur historischen Fakultät hinauf, ging die leeren Korridore entlang und sah dabei auf die Namensschilder an den Türen. Das fröhliche Geschrei der Studenten drang nur gedämpft bis hier herauf. Das ganze obere Stockwerk wirkte wie ausgestorben, daher hatte Leonora nur wenig Hoffnung, den Professore anzutreffen. Doch als sie schließlich vor seiner Tür stand, ertönte auf ihr Klopfen hin ein leises «Avanti» hinter der dicken Eichentür. Aufgeregt trat sie ein. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie jedoch beinahe ihr Anliegen vergessen. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein großes Fenster, das durch ein überaus kunstvolles, verschlungenes Maßwerk im maurischen Stil in vier Teile geteilt wurde. Durch das Fenster fiel der Blick auf das Rialto-Ufer des Canal Grande, dessen Wellen die Mauern der prächtigen Paläste umspielten, als wollten sie ihre Schönheit unterstreichen. Leonora war so in den Anblick versunken, dass sie bei den Worten des Professors zusammenschrak.

«Dreißig Jahre an der Universität tätig zu sein hat den Vorteil, dass man das schönste Zimmer erhält. Der Nachteil dabei ist, dass ich dadurch manchmal kaum zum Arbeiten komme. Sie haben das Gebäude bestimmt durch die Hinterpforte betreten, nicht wahr? Schade. Dort hat man nicht die beste Aussicht.»

Leonora drehte sich zu dem alten Mann um, der sich gerade mit Hilfe eines Gehstocks von seinem Schreibtisch erhob. Er war eine gepflegte Erscheinung, hatte einen weißen Bart und blickte sie mit seinen durchdringend scharfen Augen freundlich, wenn auch leicht belustigt an. «Es ist einfach zu schön für eine -», begann Leonora entschuldigend.

«Für eine Universität, wollten Sie sagen? Nun, früher war die Ca' Foscari auch der Palast des Bischofs von Venedig, und Sie wissen ja, wie sehr die geistlichen Herren um ihr Wohlergehen besorgt waren. Aber Sie haben ebenso schöne Unterrichtsstätten in Ihrem Land, nicht wahr, Signorina? In Oxford und Cambridge zum Beispiel.»

Leonora war verblüfft. Sie war sicher gewesen, dass ihr englischer Akzent nicht mehr zu hören war. Trotzdem ärgerte sie sich nicht über die Bemerkung, sondern holte tief Luft. «Professore, entschuldigen Sie bitte die Störung. Doch wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, würde ich Ihnen gern ein paar ... Fragen zur Geschichte Venedigs stellen.»

Der alte Herr lächelte, und dabei bildeten sich in den Augenwinkeln zahlreiche Fältchen. «Aber natürlich»,

erwiderte er. «Für die Tochter meiner alten Freundin Elinor Manin habe ich mehr als nur einen Augenblick Zeit. Wie geht es Ihnen, meine liebe Nora? Oder» - seine Augen funkelten - «sollte ich lieber Leonora sagen, jetzt, wo Sie ja eine ... Einheimische geworden sind?»

Leonora staunte, dass der Professore sie nach all den Jahren noch wiedererkannt hatte. Sie lächelte ihn an.

«Sie haben recht. Ich heiße tatsächlich Leonora. Ihr Gedächtnis ist wirklich hervorragend. Dass Sie sich noch an mich erinnern - ich muss damals etwa fünf Jahre alt gewesen sein.»

«Sechs», verbesserte Padovani sie. «Wir haben uns in London bei einem Umtrunk in der Universität kennengelernt. Sie haben mir damals ganz stolz Ihre neuen Schuhe gezeigt. Sie waren übrigens hübscher als die, die Sie jetzt tragen.» Damit wanderte sein Blick zu ihren Füßen in den abgetretenen Turnschuhen, mit de-

nen sie leicht verlegen auf dem Boden herumscharrrte. «Es ist übrigens nicht meinem Gedächtnis zu verdanken, dass ich Sie erkenne», klärte er sie auf. «Immerhin sind Sie ja mittlerweile eine Art... Berühmtheit.»

«II Gazzettino». Natürlich. In Venedig wurde die Zeitung fast in jedem Haushalt gelesen.

«Schon als Kind konnte man sehen, dass aus Ihnen mal eine Schönheit werden würde. Sie erinnern mich an die Primavera. Botticelli passt viel besser zu Ihnen als diese Tizian-Posen in den Anzeigen. Aber ich nehme an, das haben Sie alles schon oft zu hören bekommen und noch dazu von jüngeren Männern als mir.» Er lachte sie offen an. «Sie sind sicher nicht gekommen, um sich Schmeicheleien von mir anzuhören. Was kann ich denn für Sie tun?»

Von seiner charmanten Art ermutigt, kam Leonora gleich zum Thema. «Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen über meine Familie stellen ... wenn Sie ein wenig Zeit haben.»

Wieder lächelte der Professore. «In meinem Alter hat man eine Menge Zeit.» Er ging zu der Gruppe von Sesseln am Fenster hinüber und bot ihr einen Platz an, bevor er sich selbst niederließ.

«Selbst auf die Gefahr hin, etwas mysteriös zu klingen», begann er, «muss ich gestehen, dass ich Ihren Besuch erwartet habe. Ich nehme an, Elinor weiß nicht, dass Sie hier sind.»

Leonora schüttelte den Kopf. «Nein. Ich meine, sie weiß, dass ich in Venedig bin, aber nicht, dass ich Sie aufsuche.»

Professor Padovani nickte und tippte mit den knotigen Fingern leicht auf die Krücke seines Stocks. «Ich verstehe. Zunächst einmal muss ich Ihnen sagen, dass ich nichts von dem preisgeben

werde, was Elinor mir im Vertrauen mitgeteilt hat. Ansonsten werde ich versuchen, Ihnen zu helfen, wo immer ich kann.» Er schaute Leonora offen und erwartungsvoll an. Als er sah, dass ihre Finger nervös mit dem gläsernen Herz spielten, das um ihren Hals hing, umspielte seine Lippen ein wissendes Lächeln. Er ahnte bereits, in welche Richtung ihre erste Frage gehen würde. Und so war es dann auch.

«Was wissen Sie über Corradino Manin?»

«Corrado Manin war der beste Glasbläser seiner Zeit - oder sagen wir besser aller Zeiten. Er entging dem Massaker an seiner Familie und versteckte sich auf Murano, wo er die Kunst der Glasherstellung erlernte und schließlich ein maestro wurde. Besonderen Ruhm erlangte er durch seine Spiegel. Es heißt, dass das Quecksilber, das bei der Herstellung der Spiegel verwendet wurde, ihn am Ende umbrachte - wie so viele Glasbläser seiner Zeit.»

«Er starb also auf Murano?»

«Das weiß ich nicht genau. Aber es ist sehr wahrscheinlich.»

Erleichtert atmete Leonora auf. Doch sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

«Haben Sie jemals davon gehört, dass er nach Frankreich gegangen sein soll?»

Zum ersten Mal wirkte der Professor ein wenig verlegen. «Nun ja, ich habe den Artikel gelesen. Ihr Kollege scheint ja eine ganz schöne Wut auf Sie zu haben. Ich würde zu gern wissen, worum es sich bei der besagten 'ersten Quelle' handelt. Sie können ihn nicht zufällig fragen, oder?»

«Es ist völlig ausgeschlossen, dass Roberto mir auch nur das Geringste erzählen würde, was Corradino entlasten könnte. Er ist so wütend auf mich, dass ich geradezu Angst vor ihm habe. Ich drehe mich schon dauernd auf der Straße um, ob er mir nicht irgendwo in einer dunklen Ecke auflauert!» Sie stieß ein kleines, nervöses Lachen aus. Ohne näher auf ihre Befürchtungen einzugehen, fuhr der Professor fort: «Und die junge Dame von der Zeitung? Könnte man die fragen?»

frühen gemeinsamen Vorfahren. Das nennt man Simultanentwicklung.»

Leonora hakte noch einmal nach. «Warum halten Sie es für unwahrscheinlich, dass Corradino nach Frankreich ging?»

«Weil die Zehn, das oberste Gremium des Consiglio Maggiore, ganz und gar nicht damit einverstanden waren, dass ihre Künstler und Handwerker die Stadt verließen. Wagte es doch einmal jemand, seine Fähigkeiten in den Dienst eines fremden Herrschers zu stellen, dann drohte seiner Familie der Tod. Murano war praktisch ein Gefängnis, auch wenn ein berühmter und hoch begabter Künstler wie Corrado zuweilen die Erlaubnis erhielt, in die Stadt zu fahren, um dort seine Arbeit auszuüben.»

An diesem Punkt drängte sich Leonora eine Frage auf. «Aber Professore, was hatten die Zehn denn gegen Corradino noch in der Hand? Seine ganze Familie war doch schon tot.»

«Dazu müssen Sie wissen, meine liebe Leonora, dass eben nicht seine ganze Familie ermordet wurde. Ich verstehe zwar nicht allzu viel von Biologie, doch ich bin ziemlich sicher, dass es Sie als Nachfahrin nicht gäbe, wenn keiner von der Familie überlebt hätte. Corradino hatte eine Tochter.»

Leonora presste ihr Gesicht in das feuchte Handtuch. Es war ihr egal, wie viele Studenten bereits ihre schmutzigen Hände daran abgetrocknet hatten. Sie kam sich so idiotisch vor - wie eine Verrückte war sie urplötzlich aus dem Büro des Professors in den nächstbesten Waschraum gerannt und hatte sich dort in die Toilettenschüssel übergeben. Warum hatten seine Worte sie so erschreckt? Es war doch logisch, dass es zumindest einen Abkömmling von Corradino gegeben haben musste, sonst wäre sie selbst wohl kaum auf der Welt. Und auch das Glasherz hätte nicht weitervererbt werden können. Sie hielt es umfasst, als sie mit weichen Knien unsicher über den Korridor zurückging und schüchtern wieder in das Zimmer des Professors trat. Padovani erhob sich bei ihrem Eintritt und blickte sie besorgt an. Mit einigen entschuldigenden Worten nahm Leonora Platz.

«Verzeihen Sie bitte, aber mir ist schon seit ein paar Tagen nicht gut.»

Der Professore warf ihr einen prüfenden Blick zu. Dann erzählte er weiter.

«Corrados Tochter hieß auch Leonora. Sie entstammte einer unehelichen Beziehung zwischen Corrado und einer Adelligen namens Angelina dei Vescovi, die bei der Geburt ihres Kindes starb. Man brachte Leonora in das Waisenhaus der Pietà, wo sie Musikunterricht erhielt. Zwar trug sie den Namen Manin, doch Familiennamen wurden in der Pietà niemals genannt. Stattdessen bezeichnete man die Mädchen mit dem Namen des Instruments, das sie spielten - cello, violino und so weiter -, damit die Anonymität der Kinder, die teilweise aus höchsten Kreisen stammten, gewahrt blieb. Im Waisenhaus also hieß sie daher immer nur Leonora dalla viola, nach dem Instrument, das sie vortrefflich beherrschte. Selbst die Zehn mussten die Geheimnisse der Pietà respektieren, da sich die Stiftung auf das kirchliche Asylrecht berufen konnte. Niemand erfuhr etwas über ihre Herkunft, da Cor-

radino sich hütete, etwas zu verraten. Ein Jahrzehnt nach Corradinos Tod machte ein entfernter Cousin - ein Mailänder namens Lorenzo Visconti-Manin - Leonora ausfindig, als er sich auf die Suche nach den verstreuten Mitgliedern seiner Familie begab. Die beiden verliebten sich ineinander und heirateten. So kam Corradinos Tochter wieder zu ihrem rechtmäßigen Namen. In den folgenden Jahrzehnten stiegen die Manins in Venedig noch einmal zu Macht und Ansehen auf. Dieser Aufstieg fand seinen Höhepunkt in Lodovico Manin, dem letzten Dogen vor dem Fall der Republik Venedig.»

Um Leonora drehte sich alles, doch diesmal war es kein Anfall von Übelkeit. «Also ist Corradino aus Sorge um die Sicherheit seiner Tochter in Venedig geblieben?»

«Nein», erwiderte der Professor ernst. «Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Die Zehn wussten offensichtlich nichts von dem Kind, das heimlich von seinem Großvater in die Pietà gebracht worden war, Angelina hatte den Namen ihres Liebhabers mit ins Grab genommen. Aber ich nehme stark an, dass Corradino Leonora nicht allein in Venedig zurückgelassen hätte - was für einen Grund sollte es dafür auch gegeben haben? Natürlich war es für ihn ein großes Risiko, seine Tochter in der Pietà zu besuchen, doch es war nicht unmöglich. Und ich kann mir kaum vorstellen, dass er dieser Versuchung widerstehen konnte.»

Leonora schwieg. Sie musste die Neuigkeiten erst einmal verdauen.

Die Geschichte mit dem Verrat könnte also durchaus wahr sein, auch wenn das nicht sehr wahrscheinlich ist. Und jetzt taucht auch noch dieses Mädchen auf, das meinen Namen trug, mutterseelenallein in der Pietà lebte und Trost in der Musik suchte. Wenigstens hat sie am Ende die große Liebe gefunden.

«Wie kann ich noch mehr darüber in Erfahrung bringen?», fragte sie schließlich. «Gibt es eine Möglichkeit, herauszufinden, ob Corradino Venedig nun verlassen hat oder nicht?»

«Sie könnten es in der großen Bibliothek von San Marco - der Sansoviniana - probieren. Dort gibt es Zunftbücher und jahrhundertalte Geburts- und Sterbeurkunden, die man einsehen kann. Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich über Corradinos Leben weiß, den Rest erfahren Sie aus den Quellen seiner Zeit. Dasselbe habe ich damals übrigens auch Elinor gesagt.» Der Professor stand auf und streckte vorsichtig sein krankes Bein. «Ich kann Ihnen nur empfehlen, es daneben auch in Frankreich zu versuchen. So erfahren Sie am schnellsten, ob er dort war oder nicht. Ich habe ein paar Kontakte zur Sorbonne, die Ihnen nützlich sein könnten.»

Leonora erhob sich ebenfalls. «Darf ich Sie noch einmal besuchen kommen - und würden Sie mich anrufen, wenn Ihnen noch etwas einfällt?»

«Selbstverständlich. Und wenn Sie Einblick in die wertvollen Bestände der Sansoviniana nehmen wollen, dürfen Sie sich gern auf mich berufen.»

Ich kann mich noch an meinen ersten Tag in Venedig erinnern, als man mir gerade mal einen Tagesausweis ausgestellt hat. Und jetzt soll ich sogar bis ins Allerheiligste vordringen.

Während der Professor an seinem Schreibtisch ein paar Nummern und Bezeichnungen verschiedener Dokumentensammlungen aufschrieb, die Leonora vielleicht weiterhelfen konnten, kitzelte sie eilig ihre Telefonnummer auf einen Zettel. Padovani überlegte gerade, ob sie wohl gehen würde, ohne ihn nach dem anderen Manin zu fragen, da sagte Leonora auch schon: «Und was ist mit meinem Vater? Kannten Sie ihn?»

Der Professore schüttelte bedauernd den Kopf. «Wie das bei jungen Frauen, die verliebt sind, oft so ist, vernachlässigte Elinor ihre Freunde zu jener Zeit ein wenig und stellte ihnen Bruno auch nicht vor. Ich erfuhr von seinem Tod durch eine Anzeige in der Zeitung.»

Leonora schämte sich, dass sie sich vor lauter Interesse an Corradino nicht früher nach ihrem Vater erkundigt hatte, und fragte: «Lebt noch jemand von seiner Familie in Venedig?»

«Ehrlich gesagt weiß ich es nicht. Elinor erwähnte einmal, dass Brunos Eltern in Verona wohnten, doch vermutlich sind sie längst tot.»

Das war Leonora zwar bekannt, doch erst jetzt wurde ihr bewusst, welchen Verlust der Tod dieser Großeltern für sie darstellte. Sie schluckte. Nur mit Mühe hielt sie sich davon ab, diesen Gedanken weiter zu verfolgen und Padovani Fragen zu stellen, die er ihr sowieso nicht würde beantworten können.

Als sie sich schließlich mit einem herzlichen Dank verabschiedete und Padovani versprach wiederzukommen, umarmte der Professore sie. Er zögerte, doch dann sagte er: «Morgen ist Allerheiligen, da ehren auch die Einwohner von Venedig ihre Toten. Falls Sie das Grab Ihres Vaters besuchen wollen, er liegt auf dem Friedhof San Michele. Auch ihm steht es zu, dass jemand um ihn trauert.»

Leonora hörte neben dem leisen Vorwurf auch die Zuneigung, die in seinen Worten lag.

Ich sollte wirklich sein Grab besuchen. Wir müssen uns endlich kennenlernen. Ich werde Alessandro bitten, mich zu begleiten.

Gemeinsam traten sie auf den Korridor hinaus. Leonora schickte sich schon an, die Treppe hinunterzugehen, da rief der Professor sie noch einmal zurück.

Sie drehte sich um. Padovani blickte sie offen an und sagte: «Es gibt Dinge, die ein alter Mann sieht und ein junger nicht. Geben Sie Acht auf sich.»

«Das werde ich», antwortete sie verblüfft.

Dann schloss sich die Eichentür, und Leonora lief die Treppe hinab.

Ich möchte wissen, woran er es gemerkt hat.

Kapitel 21

Die Insel der Toten I

Das Vaporetto der Linie 41, das zur Isola San Michele fuhr, ähnelte einem Blumengarten. An diesem Tag, an Allerheiligen, machten sich alle Venezianer zu dem Friedhof auf der Insel auf, um ihre Verstorbenen mit Blumen zu ehren, Leonora stand eingezwängt zwischen Alessandro und einer beleibten Matrone mit einem riesigen Strauß Chrysanthemen. Leonora starrte wie hypnotisiert auf die dicken, hässlichen Blüten, die einen stechenden, antiseptischen Geruch verströmten. Sie hatte diese Blumen noch nie gemocht - zum einen aus ästhetischen Gründen und zum anderen, weil sie sie stets mit dem Tod in Verbindung brachte. Man brauchte sich nur auf dem Boot umzuschauen, um festzustellen, dass Chrysanthemen als Grabschmuck in Venedig überaus beliebt waren.

Leonora und Alessandro hatten das Boot von den Fondamenta Nuove aus genommen. Die roten Mauern und schmiedeeisernen Tore des Friedhofs waren von dort aus deutlich zu erkennen, so war es nur eine kurze Überfahrt. Dafür war Leonora sehr dankbar, denn bei dem Gedränge und dem Geruch von Motoröl und Chrysanthemen war ihr erneut übel. Sie schmiegte sich enger an Alessandro, der ihr einen aufmunternden Kuss auf den Kopf gab - wie einem Kind, dachte sie. Sie hatte ihm zwar versichert, dass er sie nicht begleiten müsse, wenn er keine Lust habe, doch er hatte sowieso vorgehabt, das Grab seiner Großmutter zu besuchen. Sie wusste allerdings, dass das nur ein Grund für seine Anwesenheit war. Seinen Andeutungen hatte sie entnehmen können, dass er sie bei diesem ersten Gang zum Grab ihres Vaters nicht allein lassen wollte. Ein Gefühl der Dankbarkeit erfüllte sie. Wenn er bei ihr war, vertraute sie ihm so vorbehaltlos, dass sie sich fast einreden konnte, sie führten eine richtige Beziehung.

Am Ufer angekommen, stiegen sie aus dem Boot und schoben sich mit der Menschenmenge auf die Friedhofstore zu. Alessandro dirigierte Leonora zu einem Stand, an dem man einen Übersichtsplan der Grabstellen kaufen konnte.

«Die Anlage umfasst drei Friedhöfe», erklärte er. «Sie alle wurden schon immer von Franziskanermönchen unterhalten. Obwohl, wie du feststellen wirst, der römisch-katholische ein wenig sorgfältiger gepflegt wird als der protestantische und der griechisch-orthodoxe», fügte er mit einem schiefen Lächeln hinzu. «Dein Vater und meine nonna haben also Glück gehabt.»

Leonora nahm an, dass der leichte Spott, der in seinen Worten mitschwang, seine Art war, mit dem Tod umzugehen. Trotz aller Neugier auf diese seltsame Insel, die ausschließlich den Toten vorbehalten war, verspürte sie doch ein leichtes Unbehagen. Leonora überlegte, dass es schrecklich sein musste, an den Fondamenta Nuove zu wohnen. Vermutlich konnte man dort abends

vom Fenster aus sehen, wie die grünlich schillernden Geister der Toten über der Insel aufstiegen. Leonora schüttelte sich kurz und fragte: «Wann ist San Michele denn eine Friedhofsinsel geworden?»

«Zur Zeit Napoleons. Vorher brachte man die Verstorbenen nach Sant' Adriano, das jetzt nur noch ein Ossarium ist.»

«Ein was?»

«Eine Knocheninsel.» So wie Alessandro das Wort aussprach, konnte man fast denken, es handele sich um den Titel eines spannenden Romans. «Wenn die Zeit für die Toten hier abgelaufen ist, werden sie nach Sant' Adriano gebracht, um Platz für andere zu schaffen.»

«Was soll denn das heißen?»

Alessandro schlug den Weg zum katholischen Friedhof ein. «Das heißt, dass die Venezianer nur für eine gewisse Zeit hier liegen dürfen.» Er bemerkte Leonoras entgeisterten Gesichtsausdruck und fügte schnell hinzu: «Das muss so sein, da der Platz begrenzt ist.» Er zuckte gleichgültig mit den Schultern.

«Ich meinte nur...»

«Oh, ich verstehe schon. Du dachtest, er könnte vielleicht nicht mehr hier sein? Doch, bestimmt. Ich glaube, die Frist beträgt vierzig Jahre, und wenn die Verwandten dafür bezahlen, kann man auch noch länger hier liegen.»

Leonora war zornig darüber, dass es hier keine Beständigkeit gab, keine ewige Ruhe. Doch als sie sah, wie die Hinterbliebenen still zwischen den Gräbern umhergingen, beruhigte sie sich wieder. Diese letzte Ruhe, die nicht von Dauer war, passte sehr gut

zu dem unruhigen Seefahrervolk. Ihr ganzes Leben lang kreuzten die Menschen von Venedig zwischen den Inseln hin und her, von Rialto nach San Marco, von Giudecca zum Lido, von Torcello nach Murano. Warum sollte sich dieser unablässige Fluss der Dinge nicht auch im Tode so fortsetzen wie im Leben? Was würde diesen Händlern und Seefahrern, die früher an den Zattere an Bord gegangen waren und das Schiff erst in Konstantinopel wieder verlassen hatten, denn besser entsprechen? Und auch ihrem Vater, dessen Beruf es gewesen war, wieder und wieder zwischen dem Boot und dem Ufer hin- und herzuspringen? Leonora bemerkte, dass ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Du Idiotin, du hast ihn doch gar nicht gekannt.

Doch als sie schließlich mit Alessandro zusammen mitten in den Reihen der exakt ausgerichteten Gräber auf einem der Grabsteine den Namen ihres Vaters las, empfand sie nur eine innere Leere, die keine Tränen mehr hervorbrachte. Sie nahm kaum zur Kenntnis, dass Alessandro murmelte, er wolle das Grab seiner Großmutter besuchen, und sie verließ. Wie gebannt starrte sie auf die Grabinschrift: Bruno Giovanni Battista Manin, 1949-1972.

Er war erst dreiundzwanzig, als er starb.

Leonora wusste nicht, was sie tun sollte. Hier lagen die sterblichen Überreste eines Mannes von dreiundzwanzig Jahren, eines Mannes, den sie nie gekannt hatte und der zehn Jahre jünger war als sie heute.

Und so jung wird er bis in alle Ewigkeit bleiben.

Schließlich legte sie ihr Mitbringsel - einen kleinen Strauß weiße Tausendschönchen - auf den Grabstein. Alessandro hatte ihr geraten, ihre Lieblingsblumen für ihn zu kaufen. Dann setzte sie

sich auf den Rasen, las noch einmal die eingemeißelten Worte und sagte einfach: «Hallo, ich bin Leonora.»

Alessandro hatte die Ruhestätte seiner Großmutter im Nu gefunden und legte seinen Rosenstrauß vor ihrem Grabstein ab. Er hatte nicht mehr viele Erinnerungen an sie, doch eine stand ihm noch deutlich vor Augen. Von dem Tag an, als sein Großvater starb, hatte sie nur noch schwarze Kleidung getragen. Außerdem erinnerte er sich noch an ihre tagliatelle con burro e salvia, die in keiner Trattoria besser zubereitet wurden.

Er empfand keine Trauer, sondern nur Liebe, als er sich jetzt bückte, um einige trockene Zweige von ihrem Grab zu entfernen und mit dem Daumennagel ein paar Flechten vom Grabstein zu kratzen. Dann richtete er sich wieder auf und hielt nach Leonora Ausschau. Er erspähte ihr blondes Haar sofort. Mit gesenktem Kopf saß sie da, das Gesicht halb hinter ihren Haaren verborgen, und ihre Lippen bewegten sich. Also betete sie wohl. Alessandro bekreuzigte sich, aber gleich darauf sah er, dass sie die Augen geöffnet hatte und ganz entspannt wirkte. Da wurde ihm klar, dass sie sich mit ihrem Vater unterhielt.

Hinterher wusste Leonora nicht mehr zu sagen, wie lange sie geredet hatte. Sie hatte ihrem Vater ihr ganzes Leben geschildert: ihre Kindheit, die Liebe zur Kunst und zu Stephen, ihre Kinderlosigkeit, die Scheidung, den Umzug nach Venedig, Murano, das Haus auf dem Campo Manin und Alessandro. Sie berichtete ihm von Corradino und davon, was ihr - gemeinsamer - Vorfahr ihr bedeutete. Sie erzählte ihrem Vater von dem Verdacht gegen Corradino, von Roberto, Vittoria und Professore Padovani. Und dann erwähnte sie noch Elinor, die schwierige Beziehung zwischen Mutter und Tochter, und fragte Bruno nach der Elinor, die er gekannt hatte - jene romantische und unbekümmerte Elinor, die so anders gewesen sein musste als die pragmatische und in Bezug auf Männer ein wenig verbitterte Frau, die Leonora kann-

te. Sie redete sich alles vom Herzen und fühlte sich danach besser.

Schließlich blickte sie auf und gab Alessandro, der in der Nähe umherschlenderte, ein Zeichen, dass sie sich auf den Weg machen konnten. Bevor sie ging, drehte sich Leonora jedoch noch einmal zum Grab ihres Vaters um. Sie legte die Hand auf den warmen Stein und sagte zärtlich: «Auf Wiedersehen. Ich komme wieder.»

Ganz bestimmt.

Alessandro und Leonora schlenderten zur Haltestelle des Vaporetto zurück, bereit, abermals den Styx zu überqueren. Doch diesmal würden sie aus dem Land der Toten in das der Lebenden zurückkehren. Obwohl Leonora darauf brannte, die Insel möglichst schnell wieder zu verlassen, hätte sie doch die Begegnung mit ihrem Vater nicht missen wollen. Sie hatte das Gefühl, hier ihren inneren Frieden wiedergefunden zu haben. Es war leicht gewesen, mit Bruno zu reden, viel leichter, als sie geglaubt hatte. Sie hatte ihm alles erzählt. Fast alles. Ich habe ihm nicht gesagt, dass ich schwanger bin.

Kapitel 22

Die Insel der Toten II

Wie es zwischen meinen Zähnen knirscht - so als hätte ich Sand im Mund.

In seinem Traum war Corradino wieder mit seiner Mutter auf dem Lido di Venezia. Es war Sommer, und der ganze Haushalt befand sich auf einem Ausflug. Die Diener brieten am Strand Austern, während der kleine Corradino immer wieder ein paar

Schritte in die leise rauschende Brandung hineinrannte, bis seine Kniehosen durchweicht waren. Als man ihn zum Essen rief, ließ er sich auf den roten Samtkissen nieder und schmiegte sich in den Arm seiner Mutter. Sie roch nach Vanille. Zum ersten Mal in seinem Leben kostete er eine Auster und fand nach anfänglichem Zögern Geschmack daran, wie die gallertartige Masse durch seine Kehle rutschte. An diesem Tag entstand seine lebenslange Vorliebe für diese Speise. Zusammen mit ihrem Geschmack hinterließ die Auster ein paar Sandkörner auf seiner Zunge, wie der Sand, den die Flut anschwemmt.

Sein Traum brachte den Sand zurück, den Geschmack der Auster und zugleich den Vanilleduft seiner Mutter. Doch als er erwachte, waren das Glück und die Freude jenes Sommertages dahin.

Er spürte die raue Sackleinwand, die sich auf seinem Gesicht anfühlte wie ein Kuss seines Onkels Ugolino. Dessen Bartstopfeln hatten ihn immer gekratzt, wenn er ihn, Corradino, in den Arm genommen hatte und einen Kuss auf seine Stirn gedrückt hatte. Den Judaskuss.

Um besser Luft zu bekommen, drehte Corradino seinen Kopf leicht zur rechten Seite. Duparcmier hatte ihm versichert, dass sein Grab an einem alten Schacht liegen würde, der ihn in Höhe seines Kopfes mit Luft versorgen würde. Corradino konnte jetzt ein klein wenig freier atmen, doch noch immer war es erstickend heiß und beängstigend eng. Als er den Kopf bewegte, spürte er etwas Kaltes auf seinem Gesicht. Das mussten die zwei Dukaten sein, die Giacomo ihm auf die Augenlider gelegt hatte, als Bezahlung für den Fährmann, der den Toten in die Unterwelt hinüber rudern sollte. Sie rutschten an seinem Gesicht vorbei hinunter auf den Boden. Binnen weniger Sekunden war Corradino schweißüberströmt, weil eine Woge von Panik ihm die Kehle zuschnürte. Nur mit äußerster Anstrengung konnte er sich daran hindern,

nicht schreiend um sich zu schlagen. Wie versprochen hatten sie ihn nicht gefesselt, doch das wäre auch nicht nötig gewesen - er spürte seine Beine längst nicht mehr. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihm, bevor er sich mit Mühe erneut zur Ruhe zwang. Um die lauernde Panik in Schach zu halten, versuchte er, sich sein letztes Gespräch mit dem Franzosen so genau wie möglich ins Gedächtnis zu rufen.

«Corradino, habt Ihr schon einmal von 'Romeo e Giulietta' gehört?»

Corradino saß im Beichtstuhl der Kirche Santi Maria e Donato auf Murano, seiner Kirchengemeinde. Alle *Vetraie* gingen hier sonntags zur Messe, obwohl der Staat keinen besonderen Wert auf die Erfüllung religiöser Pflichten legte. Das kam auch in dem Ausspruch «*Veneziani primo, poi Christiani*» zum Ausdruck - «In erster Linie Venezianer, dann erst Christen». Doch die Glasbläser waren frommer als die meisten Einwohner von Venedig, denn sie dankten Gott für ihre Begabung, die ihnen zu ihrer Sonderstellung verhalf. Mit der Vermessenheit des großen Künstlers dachte Corradino zuweilen, dass Gott und er eine ähnlich geartete Freude empfanden, wenn sie etwas Schönes erschufen. War er dagegen demütiger gestimmt, dann sah er sich als Werkzeug in der Hand des Schöpfers. An manchen Tagen lauschte er aufmerksam den Worten des Priesters, an anderen schweiften seine Gedanken ab, und er widmete seine Aufmerksamkeit vornehmlich dem prachtvollen byzantinischen Mosaik, das den Boden des Kirchenschiffes zierte. Er empfand Ehrfurcht und ein Gefühl der Verbundenheit mit den längst verstorbenen Künstlern, die diese klaren Muster und die naturgetreuen Darstellungen geschaffen hatten.

Wie üblich war er auch heute zur Beichte gegangen, doch es erwartete ihn nicht sein gewohnter Beichtvater. Als Corradino in der warmen Dunkelheit des Beichtstuhls die Stimme vernahm,

wusste er sofort, dass sie Duparcmeur gehörte. Sie hatten sich nie zweimal am selben Ort und nie wieder in Venedig getroffen. Einmal hatte sich der Franzose als Händler von Burano verkleidet, bei dem Corradino Blattgold kaufen wollte. Dann wieder war er der Fährmann gewesen, der Corradino von Venedig nach Giudecca ruderte und dabei im Flüsterton auf ihn einredete. Und nun war er ein katholischer Priester.

Er sieht immer wieder völlig anders aus, wie die sagenumwobenen Reptilien in Indien, die es fertig bringen, abwechselnd wie ein Blatt oder ein Stein zu wirken. Es kommt mir vor, als lebte ich in einem Traum oder in einer *commedia*, die in San Marco aufgeführt wird.

Doch Duparcmeur hatte nichts mit Komödien im Sinn - im Gegenteil, es ging um den Tod. Diesmal wollten sie Corradinos Ableben planen, die ersten Worte des Franzosen schienen dem ersten Anlass jedoch nicht gerade angemessen.

«Romeo e Giulietta?» Corradino war verwirrt. Doch hatte er die Erfahrung gemacht, dass es das Beste war, dem Franzosen eine direkte Antwort zu geben. Das sparte im Übrigen auch Zeit. Zwar hatte Corradino seit Monsieur Loisy keinen Schulunterricht mehr genossen, aber Giacomo hatte sein Möglichstes getan, um die Bildung des Jungen zu fördern. Daher konnte Corradino die Frage, ob er «Romeo und Julia» kannte, bejahen. «Das ist doch diese alte, vermutlich wahre Geschichte über zwei unglückliche Liebende, die verfeindeten Familien in Verona angehörten. Ein Mönch, Matteo Bandello, hat sie aufgeschrieben.»

«Sehr gut», ertönte Duparcmeurs leise, ein wenig raue Stimme hinter dem Gitter. «Es mag Euch interessieren, dass ein gewisser William Shakespeare aus England ein Theaterstück daraus gemacht hat. Zwar entstand es bereits zur Zeit der Königin Elizabeth, doch soviel ich weiß, ist es bei Hofe noch immer sehr be-

liebt. Was für uns, oder vielmehr Euch, wichtig ist, ist der letzte Akt.»

Corradino lauschte geduldig. Es war nach seiner Erfahrung sinnlos, den Franzosen zu unterbrechen oder mit Fragen zu bestürmen.

«In dem Stück schluckt Giulietta ein Gift, um einer unerwünschten Heirat zu entgehen. Durch diesen Trank wirkt sie wie tot - das Gesicht hat alle Farbe verloren, der Puls ist kaum mehr spürbar, die Körpersäfte sind erkaltet. Sie spürt keine Schmerzen. In dem Drama erwacht Giulietta nach einigen Tagen, frisch und gesund wie aus einem tiefen Schlaf. Leider hat sich ihr Liebster inzwischen aus Verzweiflung umgebracht, und alles war umsonst. Doch das soll uns jetzt nicht weiter stören.» Corradino fand es erschreckend, wie beiläufig Duparcmeur über das tragische Schicksal des Liebespaares sprach.

«Worauf es mir ankommt, mein lieber Corradino, ist etwas, worauf sich Eure kleinen Stadtstaaten besonders gut verstehen. Speisen und Wein sind es gewiss nicht» - er schnaubte abfällig -, «sondern vielmehr die Giftmischerei. Ich vermute, dass sich in all den Fehden zwischen den Guelfen und Ghibellinen, den Borgias und Medicis diese Kunst ein wenig besser ...», er suchte nach einem passenden Wort, «... entfalten konnte als in meinem zivilisierten Vaterland.»

Den Vorwurf, in den italienischen Stadtstaaten würde das Barbarentum herrschen, wollte Corradino nicht auf seiner Heimat sitzen lassen. «Ihr vergesst dabei aber das wunderbare künstlerische Erbe, das uns diese Krieg führenden Familien hinterlassen haben. Und die Kunst ist schließlich Teil der Zivilisation. Kann sich Frankreich etwa mit einem Leonardo oder einem Michelangelo brüsten? Und bitte vergesst nicht, dass Ihr mich gebeten habt, mein Können in den Dienst Eures Königs zu stellen.»

Da kicherte dieser unmögliche Mensch doch tatsächlich leise. «Ihr seid ein Heißsporn, Corradino. Das ist auch gut so. Aber Ihr müsst lernen, Frankreich zu lieben, denn schließlich wird es, so Gott will, bald Eure Heimat sein. Und nun zum Geschäft.» Der Franzose schlug einen sachlicheren Ton an. «Wenn wir diesen Beichtstuhl verlassen, kniet Ihr nieder und küsst mir die Hand. Dabei werde ich Euch unauffällig den Trank übergeben. Allerdings stammt er nicht aus Mantua, sondern aus Eurer eigenen schönen Republik. Trinkt ihn heute Abend, dann werdet Ihr binnen drei Stunden in einen tiefen Schlaf fallen, der den ganzen folgenden Tag anhält. Am nächsten Abend zur gleichen Stunde werdet Ihr wieder erwachen.»

«Und wo werde ich dann sein?»

«Nun, um das zu beantworten, brauche ich noch ein paar Auskünfte von Euch, Corradino. Wer soll Eure Leiche finden?»

Bei dem Wort überlief Corradino ein Schauer. Doch er brauchte nicht lange zu überlegen: Wenn er zum ersten Mal in zehn Jahren nicht in der Fondaria erschien, würde Giacomo ihn zu Hause aufsuchen. So wie damals, als er verdorbenes Wasser getrunken hatte und schwer erkrankt war. Der alte Mann hatte ihm damals einen Aal vom Markt mitgebracht und eine Orange, die wie eine kleine Sonne leuchtete. Sie hatten ihm geholfen, die Krankheit zu überwinden.

«Giacomo, mein ... Freund, wird mich finden.»

«Sehr schön. Und schätzt er Euch so sehr, dass er für ein angemessenes Begräbnisritual sorgen wird? Oder wird er Euch einfach in einem Armengrab auf Sant' Adriano verscharren lassen? Egal wie - wir können für beide Fälle unsere Vorkehrungen treffen.»

Corradino kam zu dem Schluss, dass man über diesen Plan so nüchtern reden musste, wie Duparcmeur es tat. Andernfalls würde man verrückt.

«Er wird für das Begräbnis bezahlen, da bin ich mir sicher.»

Corradino spürte, wie Duparcmeur jenseits des Gitters nickte. «Dann wird er nach den Wachen schicken. Doch die werden nicht im Auftrag der Zehn kommen, sondern es werden meine Männer sein. Sie werden Euch nach Sant' Adriano bringen, und wenn Ihr erwacht, werdet Ihr unter der Erde liegen.»

«Was?», rief Corradino entsetzt aus.

«Vergesst nicht, mein Lieber, dass man Euch vielleicht noch bis über den Tod hinaus beobachten wird», gab der Franzose zu bedenken. Nach kurzer Überlegung beschloss er, Corradino nichts davon zu sagen, dass die Zehn sogar ihren eigenen Arzt zur Leichenschau schicken könnten, um sicherzugehen, dass Corradino auch wirklich tot war. Womöglich würde ihm der Arzt bei dieser Prüfung ein Chirurgennmesser tief in den Körper stoßen. Stattdessen fuhr Duparcmeur fort: «Alles muss echt wirken. Meine Männer werden Euch jedoch nicht fesseln und Euch auch nicht tief eingraben. Wenn Eure Kraft zurückgekehrt ist, werdet Ihr Euch mit Leichtigkeit befreien können.»

«Und wann wird das sein?»

«Nun ja. Ihr müsst mir gut zuhören, Corradino, denn das ist sehr wichtig. Es wird eine Weile dauern, bis das Gefühl in Eure Glieder zurückkehrt. Zuerst wird der Kopf erwachen, da er den Rest des Körpers beherrscht.

Danach Euer Herz, der Rumpf und die Arme. Und dann, wenn die Körpersäfte wieder in Fluss gekommen sind, werdet Ihr

auch Eure Beine und Füße wieder spüren. Ganz wichtig ist es, sich dabei möglichst ruhig zu verhalten, denn sollte Euch das Entsetzen packen, wird die wenige Atemluft um Euch herum zu schnell aufgebraucht, und Ihr müsst ersticken. Behaltet meine Worte daher gut in Erinnerung und befreit Euch in aller Ruhe. Habt Ihr ein gutes Messer?»

Das werde ich nicht dem Zufall überlassen - ich werde mir mein eigenes machen. Bei dieser Sache traue ich keiner Klinge, die ein anderer gefertigt hat.

«Ja.»

«Dann verbergt es in Eurer Hose, bevor Ihr das Gift trinkt. Ihr braucht es, um das Leichentuch zu zerschneiden und Euch aus der Erde zu graben.» Auch hier hielt der Franzose es für besser, Corradino nicht darauf hinzuweisen, dass der Arzt das Messer finden und an sich nehmen könnte. Das brachte ihn jedoch auf etwas anderes. «Übrigens, das Buch, das Ihr bei Euch tragt und in dem Ihr alle Einzelheiten Eurer Arbeit festhaltet...» Er brach ab, weil der Glasbläser überrascht nach Luft schnappte. Dann fuhr Duparcmeur ruhig fort: «Selbstverständlich wissen wir davon. Das Buch müsst Ihr ebenfalls am Körper verstecken. Wir können nur hoffen, dass es nach Eurem ... ahm, Tod ... nicht entdeckt wird. Schließlich brauchen wir nicht nur Euch, sondern auch Eure Geheimnisse, Corradino. Wenn wir Venedigs Glasmonopol brechen wollen, dürfen wir nicht zulassen, dass Euer Notizbuch in der Stadt bleibt. Es gäbe natürlich auch die Möglichkeit», seine Stimme nahm einen nachdenklichen Ton an, «dass Ihr mir jetzt gleich das Buch anvertraut. Nein? Das habe ich mir gedacht.»

Corradino schluckte. Er wusste sehr wohl, warum dem anderen daran gelegen war, sein Buch in die Hände zu bekommen. Falls er bei dieser Aktion sterben würde, blieben den Franzosen wenigstens seine Geheimnisse, und sie könnten auf eigene Faust

versuchen, Glas nach venezianischem Vorbild herzustellen. Mit schwacher Stimme fragte er: «Und wenn ich draußen bin, was dann?»

«Dann, mein Lieber», antwortete Duparcmeur leichthin, «tut Ihr genau das, was ich Euch jetzt sage.»

Während die Dunkelheit hereinbrach, saß Corradino in seinem Haus auf Murano. Sein unruhiger Blick schweifte in dem einfachen, aber gemütlichen Zimmer umher, wurde aber immer wieder magisch von der Phiole in seiner Hand angezogen. Er hätte nicht zu sagen gewusst, wie lange er schon auf das Fläschchen aus dem einfachen grünen Glas starrte - und auf die dunkle, schimmernde Flüssigkeit mit dem leichten Bodensatz. Sie sah aus wie Kanalwasser. Hatte man den Franzosen etwa betrogen? Oder, schlimmer noch, hatte dieser ihm womöglich ein tödliches Gift gegeben? Vielleicht war Duparcmeur zu der Ansicht gelangt, dass es ein Fehler gewesen war, Corradino anzuwerben, und wollte ihn nun loswerden, da er schon zu viel wusste. Oder er glaubte, auf Corradino verzichten zu können, und hatte es lediglich auf dessen Aufzeichnungen abgesehen. Um diese Gedanken zu verscheuchen, begutachtete Corradino das Glasfläschchen mit sachkundigem Blick. Die Oberfläche war uneben, doch der Stopfen passte genau, und das Glas hatte eine hübsche Färbung.

Es ist schon merkwürdig, dass mein Schicksal ausgerechnet von einer Glasphiole abhängt.

Plötzlich musste er an Giacomo denken, und sein Herz wurde ihm schwer. Es war, als würde er abermals seinen Vater verlieren. Außerdem schlug ihm das Gewissen angesichts des Schmerzes, den Giacomo empfinden würde, wenn er entdeckte, dass sein Ziehsohn tot war.

Heute Abend wollte er den Alten zum letzten Mal besuchen.

Giacomo.

Konnte er, Corradino, das seinem Freund wirklich antun? Ihn in dem Glauben lassen, dass er tot sei, während er gesund und munter mit Leonora in Frankreich lebte? Duparcmeur hatte ihm eingeschärft, niemandem von dem Plan zu erzählen. Aber Giacomo? Ihm durfte er es doch bestimmt verraten ... oder ihm zumindest einen Hinweis geben.

Bevor er es sich anders überlegen konnte, zog Corradino den Stopfen aus der Flasche und leerte sie mit ein paar Zügen. Er schluckte krampfhaft, um sich nicht vor Angst übergeben zu müssen. Wenn er das Gift wieder ausspuckte, wäre alles verloren. Er spürte einen leichten Mandelgeschmack auf der Zunge und fühlte sich seltsam schwindelig, geradezu berauscht. Dann riss er ein Blatt aus seinem Büchlein, griff zur Feder und schrieb etwas auf das Pergament. Während er die Wörter mit Sand bestreute, hoffte er inständig, dass sie sich bewahrheiten würden. Dann machte er sich auf den Weg zu Giacomo und ließ unterwegs das Fläschchen unauffällig in den Kanal fallen. Das Gift kreiste bereits in seiner Blutbahn.

Seine noch ziemlich tauben Finger bewegten sich wie eine bleiche Erdspinne an seinem Bein entlang nach unten, bis sie auf das schwarze, breite denta stießen, das in seiner Kniehose verborgen war. Daneben ertasteten sie die Umrisse des Pergamentbüchleins. Corradino war erleichtert, dass man ihm seine beiden Schätze nicht entwendet hatte. Nach drei Anläufen gelang es ihm schließlich, das Messer herauszuziehen. Unendlich langsam schob sich seine Hand mit ihrer Beute wieder nach oben zur Brust.

Zumindest kann ich meinem Leben ein Ende setzen, wenn es mir nicht gelingt, mich zu befreien.

Als das Gefühl in seine Beine zurückgekehrt war und er jeden einzelnen Zeh bewegen konnte, machte sich Corradino daran, die Sackleinwand zu zerschneiden.

Nur Nacht und Erdreich um mich herum. Schwarz und schwer und feucht dringt es mir in Augen und Mund.

Corradino spuckte und hustete und würgte krampfhaft, während er versuchte, sich aus seinem finsternen Grab zu befreien. Duparcmeur hatte ihm versprochen, die Totengräber zu bestechen, damit die Erddecke so dünn wie möglich ausfiel.

Giulietta, dachte er, Giulietta. Dieser Name hatte sich in seinen Gedanken festgesetzt, wie ein Gebet wiederholte er ihn wieder und wieder. Dann betete er das Ave-Maria, bis sein verwirrter Geist sie alle durcheinander warf: die Heilige Jungfrau, die tragische Heldin, seine eigene Mutter und die kleine Leonora, für die er das alles auf sich nahm.

Stundenlang, so wollte es ihm scheinen, grub er, nach Luft ringend, immer in der Angst, sie hätten ihn zu tief eingegraben oder die Erde zu fest gestampft. Vielleicht wollten sie ja gar nicht, dass er sich befreite! Vielleicht hatte er auch die Orientierung verloren und grub sich statt nach oben seitlich voran. Dann käme er nie ans Tageslicht und müsste elend ersticken.

Plötzlich spürte Corradino etwas Kühles, Feuchtes an seinen Fingerspitzen. Blut? Nein, Regen und die nächtliche Brise. Mit berstenden Lungen schaufelte er noch ein paar Erdbrocken beiseite und sog schließlich mit unendlicher Erleichterung die Nachtluft ein. Einige Zeit später kroch er taumelnd und spuckend mit letzter Kraft aus seinem Grab und wischte sich die Krumen aus den Augen. Der strömende Regen verwandelte die Reste der Erde auf seinem Körper sofort in Schlamm.

Nachdem er dieses Abenteuer überstanden hatte, war Corradino überzeugt, dass ihn im Leben nie wieder etwas würde ängstigen können.

Und doch kehrte die Furcht schon bald zurück. Er dachte an die warnenden Worte des Franzosen: «Wenn Ihr es heraus geschafft habt, duckt Euch, damit Ihr nicht entdeckt werdet, und schaufelt schnell die Erde zurück auf das leere Grab. Man weiß nie, wer auf dem Friedhof unterwegs ist, und Ihr möchtet sicher nicht auf einen der Schergen des Zehnerrates stoßen. Kommt dann zur Nordseite der Insel - Ihr könnt Euch dabei nach den Lichtern von San Marco richten - und wartet dort auf mich.»

Corradino tat, wie der Franzose ihm geraten hatte. Nachdem das Grab wieder aussah wie zuvor, robbte er die ersten Meter über den Friedhof, beinahe auf gleicher Höhe mit den Toten, von denen ihn nur eine dünne Erdschicht trennte. Er krallte seine Hände in Grasbüschel und in fremdartige Pflanzen, die aus dem Fleisch der Leichen zu wachsen schienen. Ein paarmal glaubte er, ein gespenstisches Wispern zu vernehmen, und seine Phantasie gaukelte ihm Bilder aus Dantes «Inferno» vor - all die armen Seelen, die verstümmelten Sünder, Verräter wie sein Onkel, Verräter wie er selbst. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Immer weiter kroch er, jeden Augenblick darauf gefasst, in verwesendes Fleisch zu greifen oder das Knirschen vermodernder Knochen unter sich zu spüren. Einmal, als er Halt suchend die Hand ausstreckte, spürte er, wie unzählige dünne Spinnenbeine über seinen Arm krabbelten. Er konnte gerade noch einen Schrei unterdrücken, als ihm einfiel, dass dies keine Kreaturen der Hölle waren, sondern die weichschaligen Krabben, die die Fischer in den Gewässern um Venedig fingen. Wenn, so wie jetzt, der Vollmond schien, traten die Tiere in besonders großer Zahl auf, was einen reichen Fang ermöglichte. Corradino schüttelte die Krabben von seinem Ärmel und kroch weiter, doch noch immer klammerten sich einige der Tiere an seinen Arm. Sein Schrecken legte sich ein

wenig, als er daran dachte, dass eines der liebsten Gerichte, die er als Kind gegessen hatte, aus diesen Krabben zubereitet wurde. Graziella, die älteste Köchin im Palazzo Manin, hatte ihn in der Küche zusehen lassen, wie sie die lebenden Krabben in einen Pfannkuchenteig warf, von dem sie so viel verschlangen, dass sie starben. Dann wurden die von Teig überzogenen Krabben gekocht, bis sie von innen weich wie gekochte Eier waren ...

Endlich erreichte Corradino das Ende des Friedhofs. Er richtete sich ein wenig auf und erblickte in der Ferne die vielen erleuchteten Fenster von San Marco, die durch die Nacht schimmerten. Vor ihm am Ufer machte gerade ein Fischerkahn fest, aus dem eine in einen dunklen Umhang gehüllte Gestalt stieg. Augenblicklich kam ihm das schwarze Phantom in den Sinn, das in der Fondaria nach ihm gesucht hatte, als er zehn war. War der Engel des Todes gekommen, ihn zu holen? Sein Angstschweiß mischte sich mit dem Regen, während er auf die Gestalt zuing und die vereinbarte Losung krächzte.

«Vicentini mangia gatti.»

Umgehend kam die Antwort: «Veronese tutti matti.»

Corradino hätte nie gedacht, dass er sich einmal derart freuen würde, Gaston Duparcmeur zu sehen. Als er dessen ausgestreckte Hand ergriff, um sich an Bord helfen zu lassen, hätte er vor Freude weinen können.

Während Corradino zusammengekauert und frierend im Heck des Kahns hockte, der sie mit Hilfe lautloser Ruderschläge über die Lagune trug, musste er an die Losungsworte denken. Die Veronesen waren in der Tat verrückt - Giulietta war Veronesin, und sie musste wirklich wahnsinnig gewesen sein, sich freiwillig den Strapazen zu unterziehen, die er soeben durchgemacht hatte. Doch er verbesserte sich sofort.

Sie war nicht wahnsinnig. Sie tat es aus Liebe. Ebenso wie ich.

Kapitel 23

Das Gefäß

Da hat man sich etwas so lange gewünscht, hat so lange gehofft ... Und dann, endlich, bekommt man, was man will -und es erfüllt einen gleichermaßen mit Freude und mit Schrecken. Venedig ist wie ein Prisma. Das weiße Licht fällt hinein und bricht sich darin in allen Farben des Regenbogens. Alles ist hier anders. Ich bin anders.

Leonora lag neben Alessandro, die Hände auf ihren nackten Bauch gelegt, als wolle sie das Kind darin berühren. Wie schon so oft war sie vom Glockengeläut der vielen Kirchen geweckt worden, während Alessandro, der daran gewöhnt war, weiterschlieft. Sie musste an die Zeilen aus Shakespeares «Sturm» denken:

«Du musst dich nicht fürchten; diese Insel ist voll von Getöse, Tönen und anmutigen Melodien, welche belustigen und keinen Schaden tun ...»

Es störte sie nicht, so aufzuwachen - im Gegenteil, sie ließ sich sogar gern von den Glocken aus ihren Träumen reißen. Dann genoss sie das goldene Morgenlicht, betrachtete Alessandros breiten Rücken, strich hin und wieder sacht über sein weiches Haar und ließ ihre Gedanken müßig schweifen. Heute jedoch waren die Gedanken sehr konkret: Sie kreisten um das auch jetzt immer noch Unfassbare, das mit ihr geschehen war, und um die Frage, was es für ihr zukünftiges Leben bedeutete. Praktische Fragen - Wie sollte sie es Adelino beibringen? Was war mit ihrem Job? Hatte sie überhaupt noch einen, wenn sie ihr Geheimnis offen-

barte? - wechselten sich ab mit Phantasievorstellungen: sie mit einem blond gelockten Kind im Arm, zusammen mit Alessandro in einer Gondel sitzend, die unter der Seufzerbrücke hindurchfuhr. Doch trotz dieser idyllischen Bilder kreisten ihre Gedanken am Ende immer wieder um die Frage, wie sie Alessandro die Neuigkeit beibringen sollte.

Neuigkeit? Ich habe weiß Gott mehr als genug Zeit gehabt, mich auf dieses Gespräch vorzubereiten. Und was habe ich stattdessen getan? Es erst ignoriert, dann immer wieder aufgeschoben, mich davor gedrückt. Aber nun kann ich es nicht länger verheimlichen - es ist sowieso ein Wunder, dass es keinem aufgefallen ist. Außerdem hat er ein Recht darauf, es zu erfahren ...

All die Jahre lang hatte sie gedacht, sie sei «unfruchtbar». Dieses etwas altmodische Wort passte gut zu ihrem alten Leben - nicht nur in Bezug auf die Kinderlosigkeit - sondern auch zu ihrer immer pragmatischer werdenden Beziehung zu Stephen und dem Gefühl, einsam und verlassen zu sein. Unfruchtbar - das ließ an ein ödes, schwarzes Moor denken, menschenleer und ohne eine Spur von Leben. Diese Unfruchtbarkeit war schließlich zu einem Teil ihres Selbst geworden. Deshalb hatte sie auch mit Alessandro geschlafen, ohne sich vor einer Schwangerschaft zu schützen.

Ich war mir doch so sicher.

So sicher, dass nichts passieren konnte, dass sie sogar die bald folgende morgendliche Übelkeit nicht beachtet hatte. Das Ausbleiben ihrer Periode hatte sie dem Stress und Ärger bei der Arbeit sowie der Aufregung um Corradino zugeschrieben. Endlich aber hatte sie die Anzeichen nicht länger ignorieren können und erkennen müssen, dass ihr Körper doch fruchtbar war. Warum klappte es mit dem einen Mann und mit dem anderen nicht? Vielleicht erkannte das Schicksal oder die Natur, wann man den Rich-

tigen gefunden hatte. Stephen war jedenfalls nicht der Richtige für sie gewesen - dagegen hatte er Carol im Handumdrehen geschwängert.

Stephen. Seit Wochen hatte Leonora nicht mehr an ihn gedacht. Er ... sie mussten das Kind mittlerweile bekommen haben. Ob er wohl ein guter Vater war? Oder einer, der sich nur für gute Noten interessierte und für eine erstklassige Ausbildung einsetzte, aber nicht bereit war, mitten in der Nacht aufzustehen, um das Baby zu füttern?

Er schien ihr so weit fort. Aber Alessandro war hier.

Und er war der Richtige. Sie wusste es schon länger.

Wie aber würde er die Nachricht aufnehmen? Wie würde er darauf reagieren, dass sie nicht verhütet hatte? Würde er ihr glauben, dass sie diese Situation nicht provoziert hatte? In Romanen und Filmen verschwand der Herzensbrecher an dieser Stelle stets auf Nimmerwiedersehen. Leonora musste sich eingestehen, dass ihre Lage auf gewisse Weise der ihrer Mutter vor über dreißig Jahren glich. Und die Liebesgeschichte von Elinor und Bruno war bekanntermaßen nicht gut ausgegangen.

Dennoch - den vergangenen Tag hatte Leonora sehr genossen. Nach ihrer Rückkehr vom Friedhof war Alessandro mit ihr zum schwimmenden Gemüsemarkt am Ponte dei Pugni gegangen, wo die Händler ihre Waren von den bragozzo -Booten aus verkauften. Die beiden waren am Kanal entlanggeschlendert, hatten den Duft der orangefarbenen Zucchini Blüten und der Steinpilze eingesogen und mit der Hand über die glatten lilas-schwarzen Auberginen gestrichen. Leonora war ganz schwindlig vor Glück gewesen. Wenn er doch nur immer bei ihr sein könnte. Wenn sie doch nur die Kluft zwischen ihnen überwinden könnte! Dabei dachte sie nicht an die räumliche Entfernung, die seine Ausbildung mit

sich gebracht hatte, sondern an die innere Distanz, die er zu ihr aufgebaut hatte und die sie jedes Mal spürte, wenn sie mit ihm zusammen war.

Ich weiß genau, dass irgendetwas zwischen uns steht.

Und ihre große Neuigkeit konnte nun alles noch schlimmer machen. Oder womöglich sogar zerstören. Verzweifelt drückte sie mit den Händen fest auf ihren Bauch.

Wenigstens habe ich dich.

Ihr Kind. Sie stellte sich vor, wie es in den nächsten Monaten weiter wachsen und sich in ihr ausdehnen würde. Ihr Bauch erschien ihr wie ein Glaskübel, der, vom Atem des Lebens erfüllt, wuchs und sich zu vollkommener Form rundete. Sie selbst war nun ein Gefäß, ein sicherer Hort für das Kind in ihr. Sie fühlte sich klar und stark wie Glas. All ihre früheren Hoffnungen wurden erneut lebendig - all die lang vergessenen Träume aus den Tagen, als Stephen und sie sich bemüht hatten, ein Kind zu bekommen. Die Wahl des Namens, die Ausstattung des Kinderzimmers, das Gesicht des Kindes, das sie vor sich sah, wenn sie Stephens und ihre Gesichtszüge im Geiste miteinander kombinierte ... Und nun waren es Alessandros Gesichtszüge, die ihr Kind tragen würde. Selbst wenn Alessandro sie verlassen sollte, hätte sie immer noch das Kind. «Unser Kind», sagte sie laut.

Alessandro drehte sich verschlafen zu ihr um, «Was hast du gesagt?»

Der Augenblick ist da. Ich muss es ihm sagen. Jetzt.

Sie drehte sich auf die Seite und blickte ihn an. Eine goldblonde Haarsträhne fiel ihr ins Gesicht. Alessandro stützte sich auf einen Ellenbogen, strich die Strähne beiseite und streckte die

Hand nach ihr aus. Doch bevor er sie berühren konnte, begann sie zu sprechen. «Ich bekomme ein Kind von dir.»

Nach der ersten Überraschung, die sich für einige Sekunden auf seinem Gesicht abmalte, legte er ihr behutsam die Hände auf den Bauch und ließ sie dort ruhen. Dann senkte er den Kopf und legte seine Wange auf ihren Leib. Sie spürte etwas Feuchtes auf der Haut, und als er den Kopf wieder hob, sah sie, dass Tränen auf seinem Gesicht glitzerten. Da wusste sie, dass alles gut werden würde.

Alessandro war stolz und glücklich und rief jeden an, den er kannte, um ihm mitzuteilen, dass er einen Sohn bekommen würde. Davon, dass es auch ein Mädchen werden könnte, wollte er nichts wissen. «Wie kannst du dir so sicher sein?», fragte Leonora ihn lachend, und er antwortete nur: «Ich weiß es eben.» Als sie ihn neckend einen «typischen Italiener» nannte, sagte er: «Nein, nein, cara. Wenn wir ein Mädchen bekämen, würde ich es ebenso lieb haben. Aber ich weiß, dass es ein Junge wird.» Von dieser Überzeugung ließ er sich nicht abbringen.

Den ganzen Vormittag über behandelte er sie, als sei sie tatsächlich aus Glas. Er brachte ihr Wasser, holte einen Sessel für sie und nahm ihr selbst die leichtesten Arbeiten ab. Belustigt und auch erleichtert zog sie ihn mit seiner übertriebenen Fürsorglichkeit auf.

Und dennoch ...

Nur allzu bald war er wieder fort. Morgen fing sein Praktikum an, bereits am Nachmittag musste er fort, um sich darauf vorzubereiten. Sein überaus zärtlicher Abschiedskuss konnte Leonora nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie die ganze Woche allein sein würde. Und wenn er später seine Stelle in Venedig antrat, was würde dann sein?

Ich wage gar nicht zu fragen.

Nachdem Alessandro fort war, wanderte Leonora ruhelos durch die Wohnung, nahm Arbeiten in Angriff, die sie dann doch nicht zu Ende brachte, und entschloss sich schließlich, in die San-soviniana-Bibliothek zu gehen und Nachforschungen über Corradino anzustellen. Sie hatte an diesem Tag wegen Alessandro Urlaub genommen, morgen würde sie dann wie immer in die Fondaria gehen - mit dem Unterschied, dass sie Adelino die Neuigkeit beibringen und sich seinem Zorn stellen musste.

Und was wird dann?

Sie durfte sich nichts vormachen. Bei aller Begeisterung über ihre Schwangerschaft hatte Alessandro doch kein einziges Wort über eine gemeinsame Zukunft verlauten lassen. Sie hatten nur über das Kind gesprochen, und auch wenn Leonora keinen alt-modischen Heiratsantrag erwartet hatte, kam es ihr doch ein wenig seltsam vor, dass er nicht vorgeschlagen hatte, dass sie zusammenzogen.

Während Leonora den campo überquerte, hatte sie das Gefühl, die Stadt weiche vor ihr zurück. Hatte sie ihr erst die wahre Liebe geschenkt und ihren Traumjob ermöglicht, schien sie ihr jetzt beides wieder zu entreißen. Venedig kam ihr kalt und leer vor. Leonora dachte an die Touristen und Ausflügler, die Bummler und Müßiggänger, die zu den anderen Jahreszeiten Venedig bevölkerten. Sie sahen die Stadt nie so, wie sie jetzt war. Dieses Gesicht zeigte sie nur den Einheimischen - die dunklen Tage, die alten Gemäuer im kalten Novemberlicht und die Leere. Leonora schritt mit hoch erhobenem Kopf dahin und versuchte, nur an ihr Kind zu denken.

Ich muss alles über Corradino herausfinden, bevor das Baby zur Welt kommt. Ich muss mit meiner Vergangenheit ins Reine

kommen, bevor ich mich der Zukunft zuwenden kann. Denn Corradino gehört auch zur Vergangenheit des Kindes.

Kapitel 24

Verbannt

«Es tut mir leid, Leonora.»

Gerechterweise musste sie zugeben, dass er so aussah, als meine er ernst, was er sagte. Abgesehen davon wirkte Adelino alt und krank.

«Ich musste die Kampagne abblasen, ich hatte keine andere Wahl. Und nun sitzen mir meine Gläubiger im Nacken. Ich kann es mir einfach nicht leisten, Sie länger zu beschäftigen.» Wie so oft ging er zum Fenster seines Büros, vermutlich, um Trost in der unvergleichlichen Aussicht zu suchen.

Leonora spürte ein Ziehen im Bauch.

War das das Baby? Oder der Schreck darüber, dass ich gerade die Stelle verloren habe, für die ich eigentlich nach Venedig gekommen bin?

Adelino drehte sich gerade rechtzeitig um, um zu sehen, wie sie eine Hand auf ihren Leib legte, und deutete mit einer vagen Geste darauf.

«Und jetzt noch Ihre ... großartigen Neuigkeiten. Es geht auch wegen Ihrer Gesundheit nicht mehr. All die Chemikalien und Pigmente, die wir hier verwenden, von der Hitze ganz zu schweigen ... Sie müssten sowieso irgendwann aufhören. Wann ist es so weit? Sie sagten Anfang März, oder?»

Sie nickte.

«Also sagen wir, Sie gehen frühzeitig in Mutterschaftsurlaub.» Er ließ sich schwerfällig an seinem Schreibtisch nieder. «Ich muss sehen, wie es hier weitergeht. Mir bleibt erst einmal nichts anderes übrig, als Personal abzubauen.»

Leonora hatte ihre Stimme wiedergefunden. «Und später?»

Adelino schüttelte betrübt den Kopf, «Ich weiß es wirklich nicht. Es hängt davon ab, wie sich das Geschäft entwickelt. Zwischen Weihnachten und Karneval haben wir immer eine Flaute. Das könnte mir im nächsten Jahr den Rest geben.» Er nahm seine Brille ab und rieb sich die müden Augen. «Um ehrlich zu sein, Leonora, außer Ihrem restlichen Lohn kann ich Ihnen nichts zahlen. Ich nehme an, Sie könnten mich auf die Zahlung von Mutterschaftsgeld, oder wie immer das heißen mag, verklagen. Aber ich habe einfach kein Geld. Die Kampagne hat alles verschlungen, was ich noch hatte.»

«Ich habe nichts von Ihnen verlangt.» Leonora war zum Weinen zumute - es hörte sich so an, als wäre sie an allem schuld. Dabei hatte sie doch gar nicht bei dieser Anzeigenkampagne mitmachen wollen.

«Ich würde Ihnen so gern sagen, dass Sie wiederkommen können. Aber die Wahrheit ist, ich weiß es einfach nicht. Und angesichts dieser ganzen Zeitungsartikel ist Ihre Anwesenheit hier auch ein wenig ...»

«Peinlich?», beendete Leonora den Satz für ihn.

Adelinos Augen, die ohne Brille ganz klein und fremd wirkten, wichen ihrem Blick aus.

Es gab noch etwas, das sie wissen musste. «Und Roberto? Werden Sie ihn wieder einstellen?»

«Sie haben mir nicht zugehört, Leonora. Zurzeit kann ich niemanden einstellen, egal wie tüchtig er ist.»

«Aber Sie haben es versucht, nicht wahr?»

Adelino stieß einen tiefen Seufzer aus. «Ja, ich habe ihn aufgesucht, doch er war nicht da. Die Nachbarn sagten mir, dass er fortgegangen sei.»

«Fort? Wohin?»

«Sie wussten es nicht. Vielleicht ins Ausland.»

Leonora schaute ihn an. Sie wäre gern wütend auf ihn gewesen, doch stattdessen hatte sie Mitleid mit ihm. Der einzige Lichtblick in dem ganzen traurigen Gespräch war, dass sich Roberto nicht mehr in der Stadt aufhielt.

Sie stand auf, ohne ein Wort zu sagen, stieg die Treppe hinunter und ging durch die warme Feuerschutztür in die Werkstatt. Die Männer hörten auf zu arbeiten und starrten sie an. Sie spürte zwar nach wie vor die Ablehnung,

die ihr entgegenschlug, doch jetzt, wo Roberto nicht mehr da war, war die Gefahr für sie gebannt. Zum letzten Mal nahm sie die Hitze der Glasöfen wahr, die sie so geliebt hatte. Die Vetraie nahmen ihre Arbeit wieder auf und schwenkten ihre Glasmacherpfeifen wie Uhrpendel, um die Glasmasse abzukühlen. Tick, tack. Die Zeit war um. Leonora ließ ihre Augen durch die Werkstatt wandern und betrachtete die Stücke aus Glas, die überall herumstanden und in allen Farben des Regenbogens leuchteten. Als

sie den Quarzsand und Schwefel roch, musste sie sich umdrehen, um ihre Tränen zu verbergen. Ihre widerstreitenden Gefühle brachten sie ganz durcheinander. Einerseits war sie glücklicher als jemals zuvor. Sie würde ein Kind bekommen, jeden Tag wurde es in ihrem Leib ein klein wenig größer. Andererseits war sie gerade im Begriff, das zu verlieren, weshalb sie hergekommen war: die Möglichkeit, kreativ zu sein und mit dieser Kreativität ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Draußen warf sie noch einen letzten Blick auf das Straßenschild.

Die Fondamenta Manin. Wenn sich doch nur herausstellen würde, dass Corradino unschuldig war! Dann wäre er in den Augen der anderen wieder ein Held und könnte mir helfen, diesen Ort zu retten, an dessen Ruin ich mich mitschuldig fühle.

Kapitel 25

Der König

Corradino war übel. Er wusste nicht zu sagen, ob der Gestank draußen oder der in der Kutsche schlimmer war. Durch die Fenster drangen der Lärm und der faulige Geruch von Paris herein, und drinnen setzte ihm das schwere Parfüm Duparcmeurs zu, der sich mit Galarobe und gepuderter Perücke für die Audienz beim König zurechtgemacht hatte. Auch Corradino war in edlen Brokat gekleidet. Im Laufe seiner Reise nach Paris hatte er sich von dem schlammbedeckten Wesen, das buchstäblich von den Toten auferstanden war, in einen eleganten Beinahearistokraten verwandelt. Aber so schlecht wie jetzt war ihm noch nicht einmal gewesen, als er vom Fischerkahn auf ein größeres Boot und dann auf ein Schiff verfrachtet worden war, das wie ein Spielball auf den Wellen getanzt hatte.

Paris war für ihn die Hölle. Was er an der Stadt besonders bedrückend fand, waren die weiten Räume. Die schmalen Kanäle und engen Gassen von Venedig und Murano hatten ihm ein Gefühl der Sicherheit gegeben, hier jedoch, auf den breiten Straßen, fühlte er sich ausgeliefert und verwundbar.

Und dann der Gestank.

Über allem waberte der Geruch nach Unrat - kein Wunder, dass sich Duparcmier ständig ein parfümiertes Taschentuch vor die Nase hielt. In Venedig wurden Abfälle durch die Gezeiten schnell und gründlich beseitigt. Man warf seinen Dreck einfach in einen der Kanäle, die vor jedem Haus verliefen, oder verrichtete seine Notdurft direkt ins Wasser. Hier jedoch hatte es den Anschein, als sei die Seine eine einzige Kloake, deren träge braune Fluten ihren stinkenden Pesthauch in der ganzen Stadt verbreiteten. Und dieser Krach! In Venedig war kaum ein Laut zu vernehmen, außer dem leisen Plätschern, wenn die Gondeln elegant durchs Wasser glitten. Laut war es nur zu Karneval, wenn der fröhliche Lärm der Feiernden an nahezu jeder Ecke ertönte. Hier dröhnte Corradino der Kopf vom Klappern der Pferdehufe und dem Gerumpel der Karren und Kutschen. Vor seiner Reise hatte er nie mehr Pferde auf einmal gesehen als die vier Bronzestatuen, die von der Spitze der Basilica di San Marco aus schweigend Wache über der Stadt hielten. Hier gab es diese Kreaturen zu Tausenden - groß waren sie, hässlich und unberechenbar. In allen Straßen dampften ihre Hinterlassenschaften, über die die gut gekleideten Bürger ungerührt hinwegstiegen.

Die Gebäude waren zwar groß und prächtig, ließen aber das zierliche Maßwerk der venezianischen Paläste am Canal Grande vermissen. Bis hinauf in den Himmel schlangen sich die gezahnten Doppeltürme einer großen weißen Kirche.

«Schaut nur», sagte Duparcmier. «Die Wasserspeier da oben beobachten uns.»

Was für ein komisches Wort. Was er wohl damit meint?

Corradino reckte den Hals aus dem Kutschenfenster. Weit droben an der Kirchenfassade hockten steinerne Dämonen und starrten drohend auf ihn herab. Erschrocken zog er den Kopf ein. Ihn ergriff eine heftige Sehnsucht nach seiner Heimatstadt.

«Wir sind da», sagte Duparcmier. Kaum hielt die Kutsche, eilte schon ein Lakai herbei und öffnete den Schlag.

Der goldene Audienzsaal des Königs war zwar prachtvoll, dachte Corradino, doch nichts gegen den Palazzo Ducale, wo er einst mit seinem Vater eine Audienz beim Dogen hatte. Die größte Überraschung aber war Ludwig XIV. selbst.

Auf einem Podest stand ein kunstvoll geschnittener Sessel. Darin hockte vornübergebeugt der Monarch, das Gesicht hinter den Locken seiner Perücke verborgen, und spielte mit einem Hündchen, das um seine beringte Hand herumtollte. Das Tier versuchte, an den Leckerbissen zu gelangen, den der König in seiner fettgepolsterten Hand verborgen hielt. Corradinos scharfem Blick entgingen weder die kostbaren Ringe an den dicken Fingern noch der weiße Puder, der sich in den Falten der königlichen Hände gesammelt hatte. Obwohl Duparcmier und Corradino angekündigt waren, schien der französische Herrscher in ein Selbstgespräch vertieft.

«Ein Geschenk des Königs von England. Epagneul de roi Charles - 'King Charles' Spaniel.» Unvermittelt begann Ludwig XIV. seltsame Laute auszustoßen, die wie das Schnüffeln eines Trüffelschweins klangen. Offensichtlich hatte er einen Anfall! Corradino erwartete, dass die königlichen Leibdiener mit einem

Heiltrank herbeieilen oder eine Feder unter der Nase des Herrschers verbrennen würden, doch nichts dergleichen geschah. Da wurde Corradino plötzlich klar, dass er lachte!

«Der englische König ist ein Hund! Der englische König ist ein Hund! Und ein kleiner noch dazu!» Ludwig lachte noch eine ganze Weile über seinen eigenen Witz, dann nahm er das Spiel mit dem Hündchen wieder auf. «Ich werde dich Minou nennen. Ein guter französischer Name. Ja, das mache ich.»

Ungeduldig umkreiste der Spaniel die geschlossene Hand, bis der König endlich die Leckerei freigab. Der Hund verschlang die Praline, dann hockte er sich hin und setzte vor Anstrengung zitternd einen Haufen auf den unermesslich wertvollen persischen Teppich. Wie gebannt und ohne einen Laut starrte die Hofgesellschaft auf die Bescherung. Corradino wartete wie sie darauf, dass Ludwig XIV. einen Wutanfall bekommen würde. Stattdessen warf dieser den Kopf zurück und stieß erneut sein merkwürdiges Lachen aus. Da konnte Corradino endlich sein Gesicht sehen. Es war verkrampft, verzerrt wie das der Wasserspeier auf dem Turm. Die zusammengekniffenen Augen trännten, und aus der Nase lief ein wenig Schleim. Leicht verächtlich blickte Corradino auf diesen Mann, der als der größte Monarch der Christenheit galt. Dann warf er einen Blick zu Duparcmeur hinüber. Der wollte sich soeben mit einer tiefen Verbeugung zurückziehen, in der Annahme, dass die vorgesehene Audienz ausfallen würde. Corradino tat es ihm nach, doch sie hatten noch nicht die Tür erreicht, als eine Stimme ertönte.

«Duparcmeur!»

Die beiden, die den Raum rückwärts - so, wie es die Sitte am Hofe des Sonnenkönigs verlangte - verließen, schauten auf. Sie sahen einen völlig veränderten Mann auf dem Thron sitzen. Der

Gesichtsausdruck des Königs wirkte gesetzt, seine Locken waren geordnet, der Blick hart und scharf.

«Also habt Ihr mir den Venezianer tatsächlich gebracht, der meinen Traum wahr machen kann.»

Für einen winzigen Augenblick schien Duparcmeur verwirrt ob dieser erstaunlichen Wandlung, doch sofort hatte er sich wieder völlig in der Gewalt.

«Ja, Majestät. Erlaubt mir, Euch Signor Corrado Manin aus der schönen Stadt Venedig vorzustellen. Ich bin mir sicher, dass Ihr von seiner Kunst nicht enttäuscht sein werdet.»

«Hm.» Der König tippte sich mit einem Fingernagel gegen die Zähne, wobei Nagel wie Zähne gleichermaßen gelb gegen die weiß gepuderten Wangen abstachen. Dann sagte er unvermittelt: «Habt Ihr schon die Sainte-Chapelle gesehen?»

Als Corradino bemerkte, dass er gemeint war, verneigte er sich tief und antwortete: «Nein, Euer Majestät.»

«Dann solltet Ihr das schleunigst nachholen. Sie ist wirklich schön. Berühmt für ihre Buntglasfenster.» Ein Ausdruck von Stolz auf dieses Juwel der Baukunst huschte über das Gesicht des französischen Herrschers. «Aber in Wahrheit gefällt sie mir nicht besser als Minous kleines Andenken hier.» Um diese erstaunliche Kehrtwendung zu unterstreichen, deutete er auf den Hundehaufen, der noch immer den Teppich zierte. «Kleine Glasstückchen, bunter Firlefanz, winzige zusammengekleisterte Scheibchen. Gut genug für ein Kind. Gut genug für Gott.» Er erhob sich von seinem Sessel und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. «Ich aber bin der König! Ich will herrliches, reines Glas in riesigen Scheiben. Spiegel in Weiß und Gold, die mich in meiner ganzen Erhabenheit zeigen. Könnt Ihr so etwas für mich machen, Signore?»

Corradino war durch das Gebaren des Königs eingeschüchtert. Im ersten Moment glaubte er, keinen Ton herausbringen zu können. Doch dann besann er sich auf seine Fähigkeiten und räusperte sich. «Ja», entgegnete er klar und deutlich, «das kann ich.»

«Gut.» Ludwig XIV. schenkte ihm ein liebenswürdiges Lächeln und trat näher. Während Duparcmier den Kopf neigte, hielt Corradino dem Blick des Königs stand. «Wenn ich mit Euch zufrieden bin, werde ich Euch reich belohnen. Solltet Ihr mich jedoch enttäuschen, dann werdet Ihr sehen, dass ich ebenso gnadenlos sein kann wie Eure venezianischen Herrscher mit ihrer drakonischen Rechtsprechung.» Der Herrscher machte kehrt und ging zurück zu seinem Thron. Dabei trat er absichtlich in den Hundehaufen.

Bevor sich die großen Türen hinter Corradino und Duparcmier schlossen, konnte der Glasbläser gerade noch einen Blick auf den königlichen Seidenschuh werfen, an dessen Sohle die Hundescheiße klebte.

In der Kutsche zeigte sich Duparcmier überraschend gut gelaunt. «Der König schien zufrieden mit Euch zu sein! Das ist alles ganz vorzüglich gelaufen!»

Corradino schwieg verblüfft.

«Findet Ihr nicht auch, dass er der großartigste Monarch der Welt ist?»

«Wie Ihr sicher wisst, beschränkt sich meine Erfahrung mit Monarchen auf diese eine Audienz, Aber ich muss zugeben, dass der König wirklich eine ... beeindruckende ... Art hat.»

In Wahrheit ist der Herrscher Frankreichs ein widerlicher Kindskopf. Doch es wäre äußerst undiplomatisch und vermutlich sogar gefährlich, meine Meinung offen auszusprechen.

«Ich fand ihn ganz bezaubernd. Heute schien er in besonders guter Stimmung zu sein.»

Ich hoffe nur, dass ich ihn nie in schlechter Stimmung erleben muss.

Duparcmeur beugte sich ein wenig vor und fuhr in geschäftsmäßigem Ton fort: «Und jetzt bringe ich Euch zu Eurem Quartier in Trianon. Ich bin sicher, es wird Euch gefallen. Dort liegt auch Arbeitskleidung für Euch bereit. Wenn Ihr mit dem Umkleiden fertig seid, fahre ich mit Euch zum Schloss von Versailles. Bestimmt wird es großen Eindruck auf Euch machen, denn es sieht jetzt schon großartig - außergewöhnlich - aus. Obgleich Ihr heute ja schon viel Außergewöhnliches gesehen habt...» Corradino nickte grimmig. Er hatte einen außergewöhnlich eigenwilligen König gesehen. Angesichts der Doppelgesichtigkeit des Herrschers war ihm eine Befürchtung gekommen, die er unbedingt ansprechen musste, auch wenn es nicht ungefährlich war. «Duparcmeur, verzeiht, aber woher soll ich wissen, ob ich Eurem - dem König trauen kann? Wie kann ich sicher sein, dass Ihr Leonora wie versprochen zu mir bringt und dass Ihr mich nicht einfach tötet, wenn ich Euch meine Geheimnisse verraten habe?»

Duparcmeur schaute ihn mit offenem Blick an. Entweder liegt vollkommene Ehrlichkeit darin - oder die Gerissenheit eines routinierten Lügners, dachte Corradino.

«Ihr habt mein Wort, mein Lieber. Ich weiß ja nicht, wie ihr das in Venedig haltet, aber in Frankreich ist das Ehrenwort eines Mannes bindend.»

«Oh, in Venedig auch. Selbst die Zehn halten immer ihr Wort, im Guten wie im Bösen.»

«Dann wisst Ihr ja, was ich meine. Ich hatte mir vorgestellt, dass Ihr zwölf Monate für uns arbeitet: Einen Monat lang unterweist Ihr unseren Glasmeister in der Spiegelherstellung, danach überwacht Ihr die Arbeiten im Schloss.

Nach diesem Jahr bringen wir Euch Leonora. Dann seid Ihr frei und könnt hier entweder weiter als Glasbläser arbeiten oder mit ihr fortgehen - ganz wie Ihr wollt.» Das klingt zu schön, um wahr zu sein.

«Der Meister in Eurer Glashütte, was ist das für ein Mann?»

«Sein Name ist Guillaume Seve. Er ist schon älter und ein sehr erfahrener Handwerker.» Corradino schüttelte den Kopf. «Das würde nicht gutgehen. Ich brauche einen jungen Mann, einen, der begabt und lernwillig ist und sich noch keine falschen Arbeitsweisen angewöhnt hat. Er sollte von mir lernen wollen und nicht älter sein als ich.»

«Gut.» Duparcmeur dachte einen Augenblick lang nach. «Dann wäre wohl am besten Jacques Chauvire geeignet.

Er ist noch ein Lehrling, aber sehr begabt. Und er ist erst einundzwanzig.»

Corradino nickte. «Ausgezeichnet. Aber es wird viel Zeit - weit mehr als einen Monat - und Mühe erfordern.

Solche Dinge kann man nicht im Handumdrehen lernen.»

Duparcmeur lehnte sich zurück. «Das ist gar kein Problem», erwiderte er gelassen. «Ihr werdet alles bekommen, was Ihr

braucht - Zeit, Material, Arbeiter. Es wird ein einzigartiger Palast, Ihr werdet schon sehen.»

Das Schloss war schon jetzt einzigartig, Duparcmeur hatte recht gehabt. Corradino saß mit dem Rücken zu dem halb fertigen Gebäude und blickte auf die Gartenanlagen. Das Leder seiner neuen Arbeitsschürze und der Ledermanschetten duftete süß. Corradino lehnte sich gegen die frisch behauenen Steinblöcke, die ganz warm von der Sonne waren, und schaute den Gärtnern zu. Sie waren damit beschäftigt, endlos erscheinende Rasenflächen anzulegen, während andere Arbeiter natürliche Wasserläufe in riesige Zierteiche umleiteten, die sich vor Corradinos Augen füllten und selbst große Spiegel bildeten. Trotz der hell klingenden Schläge der Maurerhämmer und der Geräusche, die aus der Schreinerwerkstatt drangen, empfand Corradino zum ersten Mal, seit er in Frankreich war, innere Ruhe und Frieden. In dem Moment schob sich ein Schatten vor die Sonne, und als Corradino aufsaß, stand ein schlaksiger Junge mit zerzaustem Haar und dunklen Augen vor ihm und streckte ihm die Hand entgegen. «Ich bin Jacques Chauvire.»

Corradino ergriff die Hand und zog sich daran hoch. Der Junge, der einen Handschlag erwartet hatte, lächelte überrascht. Corradino blickte ihm in die Augen. Es waren gute Augen, dunkel und ehrlich. Nicht wie bei Duparcmeur, dessen Blick er nie richtig zu deuten wusste. Außerdem trug der Junge den Namen Jacques, die französische Version von Giacomo, und erinnerte ihn damit an den Freund, den er in Venedig zurückgelassen hatte.

Kapitel 26

Im Fegefeuer

Sobald ich die Fondaria von Versailles betrat, war ich endlich wieder zu Hause.

Als Jacques die Werkstatt aufschloss, zu der nur er und sein neuer Lehrmeister einen Schlüssel besitzen würden, sah Corradino sofort, dass man ihm alles zur Verfügung gestellt hatte, was er benötigte. In dem Raum standen Bottiche mit Wasser sowie Versilberungswannen. Der Glasofen war bereits mit rot glühender Glasschmelze bestückt worden. Außerdem gab es Pontils, Glasmacherpfeifen und Holzpaddel, dazu die Formsättel und Zangen. Und da befanden sich auch seine Pigmente, unter anderem Lapislazuliblau, Rot und Blattgold. Die Flaschen und Kolben enthielten Nitrate, Sulfate und Quecksilber. Hier fühlte er sich endlich wieder sicher und konnte mit der Arbeit beginnen.

Nach den langen Wochen auf See und auf der Landstraße juckte es Corradino in den Fingern, die Werkzeuge zur Hand zu nehmen und etwas Neues zu schaffen. Da er bisher stets allein gearbeitet hatte, erschien ihm Jacques' Anwesenheit zunächst sehr ungewohnt. Nun war also der Tag gekommen, an dem er die Geheimnisse seiner Arbeit mit einem anderen teilen musste, so schwer es ihm auch fiel. Zwar hatte er keine Angst, dass der Junge ihn an Kunstfertigkeit jemals übertreffen könnte. Doch seit zehn Jahren war er der Einzige gewesen, der Spiegel auf diese besondere Weise herstellte, und wenn er nun sein Wissen weitergab, war es ihm, als gebe er etwas sehr Kostbares auf - einen Teil seiner selbst.

Dieses Wissen hat mir das Leben gerettet, denn nur um seinetwillen haben mich die Zehn verschont. Und der König hat keine Mühen gescheut. Wenn ich es erst aus der Hand gegeben habe - was schützt mich dann noch vor dem König?

Würde Ludwig ihn aus dem Weg räumen lassen, sobald er, Corradino, sein Geheimnis verraten hatte? Auf diese Frage würde er erst mit der Zeit eine Antwort bekommen. Was blieb dem Glasbläser in der Zwischenzeit anderes übrig, als sein Wissen zu teilen? Man würde Leonora nur holen, wenn er seinen Teil der Übereinkunft einhielt. Die Aussicht, sie eines Tages bei sich zu haben und zudem noch in Freiheit leben zu können, ließ alle Ängste und Zweifel in den Hintergrund treten. Gegen seinen Willen kamen ihm Dantes Verse in den Sinn. Er musste daran denken, dass sein Namensvetter in «II Purgatorio» von einem französischen König getötet wurde. Corradino, der unglückliche Fürst von Sizilien, wurde nach einem missglückten Staatsstreich von Charles von Anjou hingerichtet.

Als Corradino sich jedoch umwandte und in Jacques' warme braune Augen blickte, las er darin Begeisterung und Eifer und die gleiche Liebe für sein Gewerbe, die er selbst empfand. Sofort fühlte er sich getröstet und schob die düsteren Gedanken beiseite. Er hatte keinen eigenen Sohn, an den er sein Wissen weitergeben konnte, und würde vielleicht nie einen haben. Also war dies die einzige Gelegenheit, einen jungen Menschen in die Geheimnisse der Glasbläserkunst einzuweihen.

Natürlich gibt es Leonora. Doch eine Frau ist noch niemals Glasbläserin gewesen, und das wird sich auch nie ändern.

Alles, was er sich für seine Tochter erhoffte, war eine gute Heirat und das glückliche Familienleben, das ihm selbst nicht vergönnt gewesen war.

«Also los», sagte er mit fester Stimme zu Jacques, «fangen wir an.»

Er nahm die größte Glasmacherpfeife zur Hand. Als er den Gluthauch des Ofens auf seinem Gesicht spürte, gingen ihm seine Lieblingsverse aus Dantes «Inferno» durch den Kopf:

«So sah ich von der Glut den Boden röten;

Wie unterm Stahle schwamm, entglomm der Sand.»

Auch jetzt färbte sich der Sand rötlich, als Corradino mit seiner Pfeife eine große Menge Glasschmelze aus dem Feuer holte und unter ständigem Drehen den Külbel blies.

Jacques blickte verwirrt drein und fragte schüchtern: «Maitre, ich dachte, wir wollten einen Spiegel machen und nicht Glas blasen.»

Ohne mit dem Blasen aufzuhören, warf Corradino ihm aus zusammengekniffenen Augen einen verschmitzten Blick zu.

Als der Külbel fertig war, übernahm ihn Corradino mit dem Pontil. Dann trug er ihn hinüber zum Wasserbottich und ließ ihn wie eine längliche Boje auf der Wasseroberfläche treiben. Als die Glasblase ein wenig abgekühlt war, nahm er ein scharfes Messer zur Hand und machte einen raschen Längsschnitt durch das zylinderförmige Gebilde, das sich daraufhin zu beiden Seiten glatt auf das Wasser legte. Dabei erhärtete das bernsteinfarbene Glas langsam zu einer glatten Scheibe.

«Das ist es also», brach Jacques flüsternd sein ehrfürchtiges Schweigen. «So wird es also gemacht.»

Corradino ging in die Knie und prüfte die Glasplatte im Wasserbottich mit geübtem Blick. Er nickte. «Ja. So wird es gemacht. Ich habe es durch reinen Zufall entdeckt. Nur so kann man eine große Glasscheibe von gleichmäßiger Stärke herstellen.»

«Und wozu das Wasser?»

«Eine unbewegte Wasseroberfläche, wo sie sich auch befinden mag, ist immer vollkommen glatt und eben. Wie ein natürlicher Spiegel. Selbst wenn man das Gefäß ankippt, bildet das Wasser darin wieder eine glatte Fläche. Ich hoffe nur, dass sich mit dem Wasser eures verpesteten Flusses genauso gutes Glas machen lässt wie mit dem süßen acqua aus der Lagune von Venedig. Und jetzt müssen wir das Neugeborene kleiden.» Vorsichtig hob er die abgekühlte Scheibe hoch und legte sie in einen daneben stehenden Bottich, in den er eine geschmolzene Silberverbindung gegeben hatte, die selbst wie ein Spiegel wirkte. «Das hier ist Quecksilber mit Silbersulfat», erklärte Corradino. «Doch bildet es nur eine dünne Schicht, unter der sich ebenfalls Wasser befindet.» «Warum das, Maitre?»

«Weil diese Silberverbindungen sehr kostspielig sind. Selbst euer König wäre nicht verschwenderisch genug, um einen ganzen Bottich damit füllen zu lassen. Aber die dünne Schicht hier genügt, um das Glas mit einer spiegelnden Haut zu überziehen. Du musst immer darauf achten, dass du die Lösung gleichmäßig auf dem Wasser verteilst, sonst bleiben unverspiegelte Flecken auf dem Glas zurück. Und hüte dich vor dem Quecksilber - es ist ein übler Stoff, der mühelos durch die Haut in den Körper eindringt. Viele Männer aus unserem Gewerbe sind schon daran gestorben, darunter auch jemand, der mir sehr nahe stand.»

Corradino musste schmunzeln, während er daran dachte, wie er seine Quecksilbervergiftung simuliert hatte. Zu diesem Zweck hatte er sich die Zunge mit Holzkohle geschwärzt und dann ein wenig schwarzen Speichel auf sein «Totenbett» tropfen lassen. Als er sich jedoch vorstellte, welchen Eindruck sein Anblick auf Giacomo gemacht haben musste, verging ihm das Lächeln.

Er wandte sich erneut an Jacques. «Pass einfach auf, dass du so wenig wie möglich mit der Mischung in Berührung kommst», sagte er und hob die große silberne Scheibe mit Hilfe zweier Lederpolster aus dem Bottich. «Bei der Hitze hier trocknet die Versilberung sehr schnell - siehst du?»

Staunend sah Jacques über die Glasplatte gebeugt zu, wie sein Spiegelbild im Verlauf des Trocknungsvorgangs immer schärfer und klarer wurde.

«Hier kannst du erkennen, dass die Kanten, wo ich den Kübel aufgeschnitten habe, noch rau und ungleichmäßig sind. Um sie zu glätten, benutzen wir wieder das Messer und ein Lineal aus Metall. Damit brauchst du nur die Silberschicht sauber anzuritzen, dann bricht das Glas darunter genau entlang der Linie, die du gezogen hast.» Corradino machte es ihm vor. «Hier gibt es viele unterschiedlich geformte Metalllineale, denn die Spiegel sollen, wie du ja weißt, an ihrer Oberkante einen bogenförmigen Abschluss erhalten. Dafür brauchen wir so etwas.» Er hielt einen biegsamen Metallstreifen in die Höhe. Als Jacques nickte, wandte sich der Meister wieder der Spiegelscheibe zu. «Und zum Schluss nehmen wir ein Stück Chamoisleder», fuhr er fort, «tauchen es in Alaun und polieren damit die Scheibe. Siehst du, so.»

Jacques hätte nicht gedacht, dass der Spiegel noch stärker blitzen und blinken konnte, doch unter Corradinos flinken Händen begann das Glas jetzt förmlich zu singen. Auf dem Gesicht des Lehrlings malten sich Staunen und Bewunderung, aber auch Wissbegierde ab. Er hatte so viele Fragen! «Maitre, wie fertigen die anderen Glasbläser Spiegel?»

«Etwas, worin man sein Spiegelbild sieht, hat es immer schon gegeben. Die ungläubigen Araber pflegten ihre Schilde auf Hochglanz zu polieren, damit sie sich darin sehen konnten. In anderen Ländern versucht man heutzutage, Glas ganz dünn auszurollen,

wie einen Kuchenteig. Die Ergebnisse sind passabel, doch eine wirklich große Scheibe kann man auf diese Weise nicht herstellen. Denn wenn das Glas abkühlt und aushärtet, wird es holprig und uneben. Einen Kübel dagegen kannst du so groß machen, wie es dein Atem zulässt. Und wenn du den Glaszylinder dann aufschneidest, erhältst du eine Scheibe in fast jeder gewünschten Größe. Das lässt sich einfach berechnen.» Corradino zuckte ein wenig verlegen die Achseln, als er Jacques' bewundernden Blick bemerkte. Doch er stellte auch noch etwas anderes fest: Dem Jungen ging es genauso wie ihm - es juckte ihn geradezu in den Fingern, es selbst einmal zu versuchen.

Was habe ich jetzt alles zusammengeschwafelt! Wenn ich über meine Arbeit spreche, bin ich viel mitteilsamer als gewöhnlich. So mancher, der mich kennt, glaubt, ich sei stumm wie eine Auster. Doch wenn die Rede auf das Glas kommt, plappere ich los wie ein Papagei. Aber genug jetzt.

Und dann sagte er etwas, was er früher für undenkbar gehalten hätte: «Und jetzt bist du dran.»

Kapitel 27

Der Ritter ohne Furcht und Tadel

Signor Aldo Savini, Leiter der Abteilung für seltene Bücher der Bibliothek Sansoviniana in San Marco, war gelinde überrascht, als ihn die schöne blonde Frau um Rat bat. Er sollte ihr dabei behilflich sein, die Zunftbücher der Glasbläser und Spiegelmacher des siebzehnten Jahrhunderts aus den Regalen zu holen. Und sie konnte sogar einen Leserausweis vorweisen! Er warf einen Blick auf die neue Plastikkarte - dem Namen nach zu urteilen, war sie Venezianerin. Achselzuckend reichte er ihr ein Paar dünne

Baumwollhandschuhe. «Die müssen Sie anziehen, Signorina. Diese alten Bücher sind sehr empfindlich. Daher müssen Sie sie auch auf dem Pult dort drüben ablegen, um die Rücken zu schonen, und Sie dürfen sie nur mit dem Blattwender umblättern. Fassen Sie bitte das Papier nicht an.»

Die Signorina nahm seine Belehrungen mit ernsthaftem Nicken zur Kenntnis. Ihre Augen waren grün mit silbernen Sprenkeln - genau wie die Blätter der Olivenbäume auf dem Bauernhof, wo Aldo Savini aufgewachsen war. Unvermittelt schlug sein Herz schneller, und er rückte leicht verwirrt seine Brille zurecht. Als er der Signorina half, die alten Folianten herunterzuheben, streifte ihn ihr goldblondes Haar, und er bekam den Duft ihres Kokosnussshampoos in die Nase, der sich mit dem Geruch nach altem Leder und Pergament mischte. Der Bibliothekar war hingerissen.

Im Laufe der folgenden Monate bekam Aldo Savini «La Principessa», wie er sie im Stillen nannte, häufig zu Gesicht. Immer trat sie mit einer besonderen Bitte an ihn heran. Zunftbücher, Inventarlisten, Testamente, Geburts- und Sterbeurkunden, Briefe, Arbeitsbescheinigungen - alles suchte er für sie heraus. Auch ihre Fragen, die sie in perfektem Venezianisch vorbrachte, waren äußerst interessant. Stets ging es dabei um denselben Mann: Corrado Manin, von dem natürlich auch Aldo Savini schon gehört hatte. Nachdem die Principessa herausgefunden hatte, dass Aldo an der Universität von Bologna alte Schriftarten studiert hatte, bestürmte sie ihn geradezu mit Fragen: Steht in diesen Dokumenten etwas über Corrado Manin? Dieser Spiegel, den die Contessa Dandolo der Frari-Kirche überließ, ist das ein echter Manin? Diese Handwerkerrechnung für den Palazzo Bruni, wird darin ein Manin-Kronleuchter erwähnt? In welchem Jahr wurde der Palazzo erbaut? Heißt dieser Eintrag im Schiffsregister Manin oder Marin? Bedeutet dieses Symbol in den Listen mit Todesfällen Vergiftung durch Quecksilber oder irgendeine andere Substanz?

Immer mehr begeisterte sich Aldo Savini für die Nachforschungen und ebenso für die Frau, die sie anstellte. Offensichtlich erhielt sie Unterstützung von der Ca' Foscari, denn jedes Mal, wenn sie in die Bibliothek kam, brachte sie eine Menge neuer Hinweise mit. Aldo fand schnell heraus, dass ihr Helfer Ermanno Padovani war, ein angesehener Gelehrter, dessen Werke natürlich auch in der Bibliothek vorhanden waren. An manchen Tagen erschien die Principessa allerdings nicht. Aldo wusste, dass sie dann ihre Nachforschungen in einem der gut gehüteten Archive der Stadt betrieb, zu denen ihr anscheinend der Professore Zugang verschafft hatte.

In seiner Phantasie sah sich Aldo Savini als Ritter, der im edlen Wettstreit der Quellenkunde gegen den schwarzen Ritter Ermanno Padovani antrat. Um die Gunst der schönen Principessa zu erringen und den Rivalen auszustechen, war er entschlossen, ihr als Erster den entscheidenden Hinweis zu liefern.

Die Wochen vergingen. Bevor der Winter seinen Höhepunkt erreichte, wurde Aldo Savini klar, dass die Principessa schwanger war. Er sah, wie ihr Bauch anschwell und ihr Engels Gesicht immer sanfter und voller wurde. Einmal beobachtete er, wie sie in die Lektüre eines Schiffsregisters versunken dasaß und etwas in ein Notizbuch eintrug, das sie auf ihrem dicken Bauch abgelegt hatte. Sein Herz machte vor Rührung einen Hüpfer. Er, Aldo Savini, würde ihrer Suche mit allen Kräften zum Erfolg verhelfen. Und dann, eines Tages, hatten sie wirklich Erfolg.

Bereits seit einigen Wochen war Aldo aufgefallen, dass immer mehr Spuren nach Frankreich wiesen. Dabei ging es um Schiffs-ladungen, um das Schloss von Versailles, den Glashandel mit Paris und den Hof von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig. Und dann kam dem Bibliothekar die Erleuchtung - über welchen europäischen Hof des siebzehnten Jahrhunderts er auch im Auftrag der

Principessa recherchierte, fast immer stieß er zwangsläufig auf ein und dieselbe Person.

Den venezianischen Gesandten.

Die Principessa geriet in helle Aufregung, als er ihr eine Auswahl von Dokumenten zeigte. Sie las alles dreimal durch und schleppte dann eine Sammlung gebundener Briefe mit einer Geschwindigkeit zu seinem Schreibtisch, die er angesichts ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft nur als waghalsig bezeichnen konnte. Anschließend setzte sie Aldo so lange wegen einer Kopie zu, bis er schließlich nachgab und den betreffenden Brief in einen abgelegenen Raum der Bibliothek mitnahm, wo sich besondere Scanner und Drucker befanden. Mit diesen großen, teuren Apparaten war es möglich, mittels Infrarot-Lasertechnik selbst von den empfindlichsten Pergamenten Kopien anzufertigen, die unter keinen Umständen dem hellen Licht der normalen Kopierer ausgesetzt werden durften. Als Aldo der Principessa die Kopien überreichte, bemerkte er, dass sie zwar aufgeregt, aber nicht allzu glücklich war. Liebenswürdig wie immer bedachte sie ihn jedoch mit ihrem unvergleichlichen Lächeln und sagte: «Vielen Dank, Signor Savini.»

Er schob seine Brille auf dem Nasenrücken zurecht und nahm seinen ganzen Mut zusammen. Doch bevor er den Satz, den er schon seit langem sagen wollte - «Ich heiße Aldo» -, herausbrachte, hatte sie sich schon vom Schreibtisch abgewandt und beachtete ihn nicht mehr.

In Gedanken versunken ging sie durch die Reihen der Bücherregale davon. Und Aldo Savini sah sie nie wieder.

Kapitel 28

Der Gesandte

Als Jules Hardouin-Mansart, leitender Baumeister des Schlosses von Versailles, Corradino die Pläne für die Galerie des Glaces zeigte, schien es selbst diesem für einen Augenblick, als sei die Aufgabe unlösbar. Geplant waren einundzwanzig riesige Spiegelflächen, von denen jede wiederum aus einundzwanzig Einzelspiegeln bestand. Jeder dieser Spiegel musste makellos sein, vollkommen eben und kristallklar. Die Ränder mussten schnurgerade verlaufen, damit im Spiegelbild keine Brechungen auftraten und die Fläche wie ein einziger großer Spiegel wirkte. Darüber hinaus sollte jeder Spiegel genau das gegenüberliegende Fenster reflektieren. Dadurch würden sich das Kerzenlicht im Saal und das einfallende Tageslicht vereinigen, und es entstünde, wie es Hardouin-Mansart ausdrückte, der hellste Raum der Welt. Eine Reihe phantastischer Fresken mit Szenen aus dem Leben des Königs und der ruhmreichen Geschichte Frankreichs sollten die Decke des Saals schmücken. Die Ausführung dieser Gemälde oblag dem königlichen Maler Charles Le Brun und seinen Gehilfen.

Der Maler hielt sich fast ständig auf der Baustelle auf. Unablässig verfolgte er Corradino mit Fragen, die den Einfallswinkel des Lichts betrafen, den Brechungswinkel der Spiegelungen und den Einfluss, den beides auf die Wirkung seiner Malereien haben würde. Nach und nach nahm Le Bruns Werk Gestalt an - hoch droben an der Decke flatterten Gipstauben in den Himmel, und barbusige Schönheiten räkelteten sich auf dicken Wolken und warfen dabei einen Blick auf die goldenen Triumphwagen des Königs. Corradino, der in dem Maler ein ihm ebenbürtiges Talent erkannte, spürte die Last der Verantwortung, die auf ihm lag. Sein Glas musste all diese Herrlichkeit angemessen hervorheben.

Auch der für die Gartenanlage zuständige Baumeister, Andre Le Nötre, begab sich in den Saal, um das Abbild seiner Kunst auf der Spiegelwand, die noch am Boden stand, zu begutachten.

Trotz seiner anfänglichen Vorbehalte musste Corradino eingestehen, dass ihm alle erforderliche Hilfe zuteil wurde -die Schreiner und Maurer besprachen sich mit ihm, und Wissenschaftler aus Paris stellten ihm ihre Erkenntnisse und ihre modernen Messinstrumente zur Verfügung. Die Fondaria, die man im Küchengarten des Schlosses errichtet hatte, war gut ausgestattet, und Jacques Chauvire arbeitete hart und machte gute Fortschritte. Während Corradino ihm seine geheimsten Kunstgriffe beibrachte, blühte der Junge geradezu auf. Gemeinsam stellten sie immer größere Glasscheiben her. Mit der Zeit brauchte Corradino nur noch selten die von Jacques gefertigten Stücke einzuschmelzen, und bereits nach einem Monat fertigte der Lehrling seine erste passable Spiegelscheibe an.

Spätabends begab sich Corradino in sein behaglich eingerichtetes Haus im nahe gelegenen Dorf Trianon. Mit seinen sechs Zimmern, einem Dienstmädchen und dem kleinen Küchengarten bot es dem Glasbläser einen größeren Luxus, als er nach seiner Flucht aus dem Palazzo Manin jemals genossen hatte. Langsam wurde er ruhiger - zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte er sich nicht mehr beobachtet. Zuweilen, wenn er beim Schein der untergehenden Sonne mit einem Glas Wein in der Hand in seinem Garten stand, zu dem gewaltigen, halb vollendeten Bau hinüberblickte und dabei an Leonora dachte, war er beinahe glücklich.

Doch dieser Zustand sollte nicht von langer Dauer sein.

An jenem denkwürdigen Tag, als der erste Spiegel im großen Saal montiert wurde, überwachte Corradino mit in die Seite gestemmen Armen, wie man die letzte Einzelscheibe einfügte. Eine

laut schwatzende Menge hatte sich eingefunden, darunter auch Hardouin-Mansart und Le Notre.

Endlich wurde die Geduld der erlauchten Zuschauer belohnt. Der letzte Spiegel hing an seinem Platz, und die Menge trat mit bewundernden Ausrufen einen Schritt zurück. Auch die Handwerker warfen einen zufriedenen Blick auf ihr Werk. Hoch über ihren Köpfen wölbten sich die Bögen der kristallklaren Spiegel, die mit ihren Verstrebungen wie goldene Käfige wirkten, in denen sich das Licht fing. Die Betrachter erblickten nicht nur ihr eigenes Spiegelbild. Hinter ihnen erstreckten sich, soweit das Auge reichte, die halb vollendeten Gartenanlagen mit den Zierteichen - ein wahres Wunder an optischer Gestaltungskunst. Und das war ja erst der Anfang! Die versammelte Hofgesellschaft erhielt schon jetzt einen Eindruck von dem wunderbaren Anblick, der auf sie wartete, wenn der Spiegelsaal erst einmal vollendet wäre. Alle standen wie erstarrt unfähig, die Augen von dem Werk loszureißen, jedes Geräusch erstarb. Nicht nur aus Bewunderung für die großartige Handwerksarbeit, die Menge verstummte, weil der König den Raum betreten hatte.

Während sich alle Anwesenden bis zum Boden verneigten, schritt Ludwig zu dem Spiegel hinüber. Auch Corradino machte eine tiefe Verbeugung.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Ob dem König mein Werk wohl gefallen wird?

Doch das war schon bald seine geringste Sorge. Sein gesenkter Blick streifte das Schuhwerk des Königs und blieb dann an den Schuhen des Mannes, der neben diesem stand, hängen - Bauta-Schuhe, wie es sie nur an der Rialto-Brücke zu kaufen gab.

Venezianische Schuhe.

Corradino standen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Er wagte es nicht, seine Augen zu erheben, und als sich die Umstehenden langsam wieder aufrichteten und Hardouin-Mansart und Le Nötre vortraten, gelang es ihm, sich in den Hintergrund zurückzuziehen. Der König sagte etwas, doch in Corradinos Ohren rauschte das Blut so laut, dass er zuerst kein Wort verstehen konnte.

«Nun, mein Herr Gesandter, das ist nicht schlecht, oder? Jetzt werdet auch Ihr zugeben müssen, dass mein kleines Château, wenn es erst einmal fertig ist, es leicht mit Euren zerbröselnden Palazzi aufnehmen kann.»

Der Gesandte verneigte sich zuvorkommend, doch Corradino bemerkte, dass sein Blick kühl und wachsam war. Er glaubte den Mann flüchtig zu kennen. Dieser gehörte der venezianischen Familie Guilini an und hatte Vorjahren, als Corradinos Vater im Ostseehandel tätig war, ein Amt im Arsenal bekleidet - ein schweigsamer, aber hochintelligenter junger Mann. Vermutlich hatte ihm der Einfluss seiner Familie zu diesem herausragenden Posten eines Gesandten verholfen. Der Gesandte war in feinsten venezianischen Samt und in Seide gekleidet, sein Bart war gestutzt, das sorgfältig geölte Haar kurz geschnitten. Dennoch wirkte er nicht wie ein Stutzer, sondern wie ein beherrschter, selbstsicherer und überaus gefährlicher Mann.

Als der König Hardouin-Mansart und Le Nötre in der Menschenmenge ausmachte, winkte er sie mit seiner dicken, beringten Hand zu sich und stellte sie mit wenigen Worten vor, während sich die beiden Männer abermals tief verneigten. «Das hier ist Hardouin-Mansart, mein Schlossbaumeister. Und Le Nötre ist für die Anlage der Gärten zuständig. Geht es gut voran?» Doch bevor sie antworten konnten, plapperte er bereits weiter: «Ja, schon gut, aber dieser Spiegel hier übertrifft Eure Arbeit doch bei weitem. Ich könnte mir vorstellen, dass Ihr beide hübsch eifersüchtig seid. Würde Euch wohl nicht übel gefallen, wenn einer

Eurer Maurer ihn mit einem Ziegelstein einwerfen würde, was, Jules?» Der König lachte über seinen eigenen Witz, und die versammelte Hofgesellschaft stimmte ein. Dann, als Corradino gerade aufatmen wollte, stellte der König eine Frage, die dem Glasbläser das Blut in den Adern gefrieren ließ. «Wo ist eigentlich mein Maitre des Glaces? Ihr beide sollt schließlich nicht allein die ganzen Lorbeeren ernten ...» Er ließ seine Augen über die Menge schweifen und entdeckte Corradino schließlich. Dem schlug das Herz so heftig, dass er glaubte, es müsse ihm gleich aus der Brust springen. Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Königs. «Da ist der Bursche ja.»

Ich bin erledigt - das ist mein Ende.

Doch die plumpen Finger zeigten auf Jacques Chauvire. Der Glasbläser Guillaume Seve, den man bei der Anstellung übergangen hatte, gab dem Jungen einen Stoß, sodass er unbeholfen nach vorn stolperte. Da stand er nun und drehte verlegen seine Lederkappe in den Händen.

Der Gesandte Baldasar Guilini zog eine Augenbraue hoch und warf Jacques einen abfälligen Blick zu. Dann umkreiste er ihn auf seinen venezianischen Schuhen und musterte ihn von oben bis unten. Schließlich ging er zu dem Spiegel hinüber, zog sich Finger für Finger seinen Handschuh aus Chamoisleder aus und tippte mit dem Zeigefinger gegen das kühle, glatte Glas. Dabei hinterließ er einen kleinen fettigen Abdruck. Unwillkürlich zuckte Corradino zusammen, als hätte ein Schurke sich seiner Tochter genähert.

Baldasar drehte sich wieder zu Jacques um. «Stimmt irgendetwas nicht, Herr Gesandter?», wollte Ludwig amüsiert wissen. Mit sichtlicher Anstrengung fasste sich der Gesandte. «Bitte um Vergebung, Majestät. Ich dachte bloß, dass dieser Mann - Chauvire, nicht wahr? - noch sehr jung für ein solches Meisterwerk ist.»

Jacques trat unbehaglich von einem Bein aufs andere, während der König antwortete: «Vielleicht fällt es Euch einfach schwer, einzugestehen, dass wir mittlerweile ebenso gutes Glas machen können wie ihr Venezianer.»

Baldasari blickte noch einmal zwischen Jacques und dem Spiegel hin und her. «Aus wie vielen Scheiben besteht dieser Spiegel, Maitre?» Er verlieh der Anrede einen kleinen ironischen Unterton.

Jacques schaute den König an, der ihm mit einem kurzen Nicken die Erlaubnis gab zu antworten. «Aus einundzwanzig, gnädiger Herr.»

«Und wie viele Jahre seid Ihr schon auf der Welt?»

«Einundzwanzig, gnädiger Herr.»

«Das passt ja wirklich ausgezeichnet, findet Ihr nicht auch? Trotz Eures zarten Alters habt Ihr ein Werk von unvergänglicher Schönheit geschaffen. In seiner Klarheit und Reinheit ist es von einer, ich möchte fast sagen, venezianischen Qualität.» Er musterte die Umstehenden, woraufhin Corradino die Augen senkte und sich rasch hinter einem stämmigen Maurer versteckte.

«Ich möchte Euch gratulieren, Majestät.» Mit ausdrucksloser Miene verbeugte sich der Gesandte, doch sein Blick war nachdenklich.

«Schon gut.» Der König winkte mit einer Geste ab, als hätte er den Spiegel selbst geschaffen. Kurz darauf schritt er mit dem Gesandten und den versammelten Höflingen im Schlepptau durch den Saal davon. Nach einigen Metern wandte er sich noch einmal um, erspähte Corradino und blinzelte mit einem Auge. Dann

setzte der König seinen Weg fort. Dieser Vorfall, der nicht länger als zwei Sekunden gedauert hatte, war vom Hofstaat unbemerkt geblieben. Corradino holte tief Luft und versuchte zu verstehen, was ihm soeben geschehen war.

Der König hatte ihm zugezwinkert.

Für ihn ist es ein Spiel. Ein amüsanter Spaß. Die Tatsache, dass mein Leben verwirrt ist, falls man mich entdeckt, dieses ganze Theater mit Jacques - es ist alles nur ein Spiel. Ein königlicher Zeitvertreib.

Schweißgebadet und mit zitternden Gliedern presste Corradino eine Hand auf sein wild pochendes Herz. Guilini hatte ihn nicht bemerkt. Und wenn, hätte er ihn vermutlich nicht erkannt. Schließlich war Corradino erst acht Jahre alt gewesen, als er in Begleitung seines Vaters den jungen Baldasar im Arsénale traf. Aber war es Ludwig nicht zuzutrauen, dass er das Geheimnis seines Maitre des Glaces aus einer Laune heraus ausplauderte, wenn er nach dem Essen mit dem Gesandten ein Glas Cognac trank? Nein, dachte Corradino. In seinem übermäßigen Stolz würde der König dafür sorgen, dass der Ruhm für die Erschaffung des Spiegelsaals französischen Handwerkern zufiel, jetzt und für alle Zeit.

Wie lange würde der Gesandte wohl hier bleiben? Eine, höchstens zwei Wochen vielleicht. Am besten hielt er, Corradino, sich also im Hintergrund, bis Guilini abgereist war.

Noch immer zitternd begab er sich zur Fondaria. Als Jacques eine Entschuldigung stammelte, weil er das Lob für Corradinos Arbeit eingeheimst hatte, winkte der nur müde ab. Ich muss mit Duparcmeur reden, dachte Corradino. Ich will, dass Leonora so bald wie möglich hierher kommt.

Doch eines hatte Corradino bei seinen Erwägungen außer Acht gelassen: Sein eigener Spiegel hatte ihn verraten. Im selben Augenblick, als sich Ludwig umdrehte, hatte Baldasar Guilini blitzschnell einen Blick in den Spiegel geworfen und das Zwinkern beobachtet. Der Gesandte stutzte und musterte den fremden Handwerker genauer. Er gewann den Eindruck, dass es sich um einen Italiener handeln musste, und von dort war es nur ein kleiner Schritt zu dem Verdacht, dass der Glasbläser aus Venedig stammte.

Nach dem Galadiner, das zu seinen Ehren stattfand, begab sich Baldasar Guilini spätabends in seine Unterkunft im Palais Royal. Er wies die Aufmerksamkeiten der venezianischen Kurtisane, die ihn begleitete, zurück und nahm stattdessen an seinem vergoldeten Sekretär Platz.

Hier, bei zugezogenen Vorhängen, ganz allein in der parfümgeschwängerten Wärme seines Gemaches, nahm der Gesandte die Feder zur Hand und setzte ein Schreiben auf. Als er fertig war, trocknete er die Tinte mit ein wenig Sand und faltete den Bogen Pergament zweimal. Dann erhitzte er das rote Siegelwachs über der Kerzenflamme, ließ es wie Blut auf das Pergament tropfen und drückte mit einer geübten Handbewegung seinen Siegelring hinein. Das Wappen zeigte den geflügelten Löwen von San Marco. Guilini drehte den Brief um und adressierte ihn. Der Bote des Königs wartete schon vor der Tür.

Der Brief ging an Seine Exzellenz, den Dogen von Venedig.

Kapitel 29

Vor Morgengrauen

Leonora lief den ganzen Weg von San Marco nach Hause. Ihr war, als brenne sich die Kopie des Briefes durch die Leinentasche an ihrer Hüfte. Es war noch früh am Abend, doch die Straßen lagen bereits verlassen da. Sie kannte den Grund - es war der Abend vor Beginn des Karnevals, und die Bürger von Venedig legten letzte Hand an ihre Kostüme oder gönnten sich noch ein wenig Schlaf, bevor der Trubel losging. Am nächsten Tag würden die Touristen wieder in Schwärmen in die Stadt einfallen und sie aus ihrem Winterschlaf reißen. Venedig, verschlossen und kalt, wie es nur seine Einwohner kannten, würde von neuem erblühen - wie Dornröschen, das von dem Kuss des Prinzen aus seinem hundertjährigen Schlaf erwacht.

Es war ein frostiger Abend, Leonora konnte ihren Atem sehen. Sie wollte so schnell wie möglich nach Hause, doch das Gewicht des Kindes und die vereisten Straßen zwangen sie bald dazu, ihre Schritte zu verlangsamen. Die abweisenden Fronten der Häuser und Paläste schienen vor ihr zurückzuweichen, und ihr Bernstein- und Gold war im kalten Abendlicht zu Grün und Grau verblichen. Leonora musste daran denken, was Alessandro einmal gesagt hatte: In Venedig sei das Mondlicht grün, da es sich in den Kanälen spiegelte. So war es auch heute. Schaurig und gespenstisch erschien ihr der grünliche Schimmer, so als lege sich der Hauch des Todes auf lebendiges Fleisch. Der Kanal wirkte wie mit kaltem, grünem Glas gefüllt, hart und abweisend wie die Stadt. Bei uns findest du keine Zuflucht, schienen die Häuser ihr zuzurufen. Du bist nicht länger eine von uns. Ständig musste Leonora an die Worte des Gesandten denken, die sie soeben gelesen hatte. Worte, die Corradino anklagten.

Plötzlich sah sie ein warmes, freundliches Licht durch die Dunkelheit schimmern - es waren die Fenster ihrer Wohnung,

wie sie feststellte. Sie waren ein Leuchtfeuer, das sie in den sicheren Hafen geleitete.

Wieso ist das Licht an? Ist etwa Alessandro da?

Mit klopfendem Herzen drehte sie den Schlüssel im Türschloss, doch derjenige, der in der Wohnung Licht gemacht hatte, war nicht Alessandro, sondern seine Cousine. Marta saß am Küchentisch und hatte «Il Gazzettino» vor sich ausgebreitet. Sie schaute lächelnd auf, als Leonora mit vom Frost geröteten Wangen und erwartungsvollem Blick eintrat.

«E freddo, vero?»

Leonora nickte, während sie Handschuhe und Schal ablegte. «Eisig.»

Die Miete ist fällig, das hatte ich ganz vergessen. Gott sei Dank hat Adelino mir nicht nur das Gehalt für den November gegeben, sondern mich bis zum Jahresende ausgezahlt. Momentan lebe ich noch von meinen Reserven, aber was nächsten Monat wird, das weiß der Himmel. Die Wohnung darf ich nicht auch noch verlieren.

Als sie durch die Küche ging, um das Geld aus ihrem Tagine-Topf zu holen (wo es jeder Einbrecher vermutlich sofort gefunden hätte), hörte sie, wie Marta die Zeitung zusammenfaltete. Leonora trat an den Tisch, bezahlte die Miete für den kommenden Monat und bot Marta ein Glas Wein an. Ihre Vermieterin zögerte kurz.

«Ich weiß nicht... Ich ... Also gut.»

Leonora öffnete eine Flasche Valpolicella und goss sich selbst ein Glas Wasser ein. Während ihr das Wasser aus dem Hahn

kalt über die Finger rann, beobachtete sie Marta aus den Augenwinkeln. Die Cousine ihres Geliebten. Auf den ersten Blick sahen sich die beiden überhaupt nicht ähnlich, doch heute erinnerte Martas Art sie an Alessandro -das gleiche unbehagliche Zögern, die gleiche verschlossene Zurückhaltung. Leonora trug die Getränke hinüber zum Tisch.

Was verheimlicht sie mir?

Leonora setzte sich, und die beiden Frauen schwiegen für eine Weile. Schließlich, als habe sie sich endlich ein Herz gefasst, ergriff Marta das Wort. «Kommt Alessandro heute Abend her?»

Leonora blickte erstaunt auf. Während der letzten Monate hatte sie ihn nicht so oft gesehen, wie sie es sich gewünscht hätte, doch immerhin hatten sie so viel Zeit miteinander verbracht, dass sie sich in Leonoras Augen als Paar bezeichnen konnten. Wenn er bei ihr war, benahm er sich wie ein mustergültiger Partner und werdender Vater - er sprach mit dem Kind in ihrem Bauch, stellte Vermutungen über das Aussehen seines Sohnes an und war Leonora behilflich, die Wohnung für das Baby umzugestalten. Doch die Frage des Zusammenlebens blieb ein wunder Punkt. Leonora hatte das Thema einmal angeschnitten, und seitdem mieden es beide.

Allerdings hatten sie bisher die meisten Sonntage und Feiertage, beispielsweise Weihnachten, gemeinsam verbracht, und so hatte Alessandro vorgeschlagen, am Abend vorbeizukommen und mit Leonora am nächsten Tag zum Karneval zu gehen. «Er kommt nach der Arbeit vorbei», antwortete sie seiner Cousine.

Marta nickte. Nach kurzem Zögern holte sie tief Luft und sagte betont gleichgültig: «Ich wusste gar nicht, dass er sich noch immer mit Vittoria trifft. Auf dem Weg hierher habe ich die beiden im 'Do Mori' gesehen.»

Noch bevor Leonora den Sinn der Worte erfasste, machte Martas Ton sie stutzig. Diesen bemüht unbekümmerten Tonfall hatte sie schon einmal gehört. Als ihr wieder einfiel, wann, wurde ihr plötzlich eiskalt.

Jane. In Hampstead. Die Freundin, die mir von Stephen und Carol erzählt hat.

Entsetzt wiederholte sie den Namen, den Marta genannt hatte. «Vittoria?»

Marta seufzte. «Vittoria Minotto. Sie und Sandro haben hier in Venedig zusammengelebt, bis sie in eine andere Stadt versetzt wurde. Und jetzt ist sie wieder da. Aber das weißt du ja. Du hast sie schließlich ... kennengelernt.»

O ja, ich kenne sie. Sie hat mir meinen Lebensunterhalt genommen. Und jetzt auch noch Alessandro?

Als Leonora nicht reagierte, sondern nur stumm vor sich hin starrte, fragte Marta bestürzt: «Willst du damit sagen, dass er dir nichts erzählt hat?»

«Nein. Doch. Ich meine, er hat mir von einer Journalistin erzählt, mit der er zusammen war. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen ... Ich hätte sie doch nie mit ihm in Verbindung gebracht.»

Ich bin zu blöd. Einfach zu blöd.

Marta runzelte die Stirn. «Auch nicht damals, nach diesem schrecklichen Artikel?»

Leonora schüttelte den Kopf. «Als das alles passierte, war er nicht in Venedig. Er war damals gerade auf dem Lehrgang in Vi-

cenza, und ich wollte ihn damit nicht behelligen. Ich glaube, er hat davon überhaupt nichts mitbekommen.»

Ihr drehte sich der Kopf. Diese Frau, die so boshaft und leider auch so sexy war, war seine frühere Freundin? Und mit ihr hatte er zusammengelebt, wohingegen er sich das mit ihr, Leonora, der Mutter seines Kindes, offensichtlich nicht vorstellen konnte? Unbewusst legte sie sich, wie so oft, die Hand auf den Bauch.

Marta fragte besorgt: «Geht es dir gut?»

Leonora zwang sich zu einem Lächeln. Ihr war durchaus klar, welche Überwindung es Marta gekostet haben musste, sie zu warnen - wie alle Italiener waren auch die Venezianer ihrer Familie gegenüber außerordentlich loyal. Doch plötzlich wollte sie, dass Marta ging. Sie musste nachdenken.

Noch eine Ewigkeit, wie es Leonora schien, plauderten sie mit gezwungener Munterkeit über dies und das. In Wirklichkeit dauerte es nur wenige Minuten, bis Marta aufstand, um ihren Mantel zu holen. An der Tür drehte sie sich noch einmal um.

«Es hat sicher nichts zu bedeuten», sagte sie langsam. «Es ist einfach ein Zeichen von guten Manieren, wenn man sich mit seiner Ex verträgt. Sandro wollte nie, dass böses Blut zwischen ihnen entsteht. Er mag es, wenn alles glatt läuft.»

Glatt.

Jetzt kannte sie wenigstens den Grund für seine Zurückhaltung. Er hatte mit Vittoria zusammengelebt und war von ihr verletzt worden. Sie hatte ihn verlassen. So etwas wollte er sicher nicht noch einmal erleben und vermied es deshalb, sich allzu eng an Leonora zu binden.

Und nun war Vittoria also wieder in Venedig.

Wo ist da noch Platz für mich?

Mit ihrem Glas Wasser in der Hand stand Leonora noch lange am Tisch und schaute auf die Tür, die Marta gerade hinter sich zugezogen hatte und durch die Alessandro bald kommen würde. Mit wachsendem Zorn überlegte sie, wie sie ihn empfangen sollte.

Nein. So geht das nicht. Nicht schon wieder.

Sie hatte Stephen damals mit ihrem Wissen konfrontiert, mit dem Ergebnis, dass er gegangen war. Diesmal würde sie sich klüger verhalten. Sie musste fest an Alessandros Unschuld glauben - die andere Möglichkeit war ohnehin so fürchterlich, dass sie gar nicht darüber nachdenken mochte. Dann wäre sie allein in einer fremden Stadt, mit einem Kind und ohne Arbeit.

Nein. Ich werde abwarten und an ihn glauben, außer wenn ich feststelle, dass er mein Vertrauen nicht verdient.

Ihr war klar, dass diese Haltung nicht nur großzügig, sondern auch feige war. Doch als er aus der Winternacht ins Zimmer trat, umarmte sie ihn liebevoll. Sie aßen zu Abend und unterhielten sich angeregt über das Kind und den bevorstehenden Karneval. Er schien aufgeregt zu sein, irgendwie überdreht, und ihr wurde ganz kalt, als sie daran dachte, dass Vittoria vielleicht der Grund dafür war.

Kein Wunder, dass er ihr gefällt.

Ihre Kehle wurde eng. Wie sehr sie ihn liebte! Zärtlich schaute sie ihn an, dann zog sie ihn zum Bett hinüber. Doch als sie anschließend erschöpft nebeneinanderlagen, konnte sie sich eine Frage nicht verkneifen. Sie fuhr sanft mit dem Zeigefinger über

seine Brust und sagte: «Marta war heute Abend hier. Du hast sie knapp verpasst. Ich dachte, du wolltest um sieben kommen. Was war denn los?»

Seine Stimme klang ganz schläfrig. «Ich musste länger arbeiten. Dieser Kunstraub in der Ca' d'Oro ... Das zieht sich alles endlos hin.»

Jetzt habe ich dich bei einer Lüge ertappt. Das ist der Beweis.

Ihr wurde ganz kalt. Schwerfällig drehte sich Leonora mit ihrem dicken Bauch auf die Seite und knüllte das Kopfkissen vor ihrem Gesicht zusammen. Er sollte die Tränen nicht sehen. Wie als Antwort auf ihre Verzweiflung trat das Kind in ihr, und nun weinte sie um sie beide. Da spürte sie eine Berührung am Rücken.

«Ich liebe dich», murmelte Alessandro.

Das hat er noch nie gesagt. Aber jetzt ist es zu spät.

Kapitel 30

Carnevale

Carnevale. Auch am Dogenpalast wird gefeiert. Tief in seinem Inneren, hinter der verspielten weißen Fassade, liegen die dunklen Räume verborgen. Das Gebäude wirkt, als trage es eine Maske. Wie ein farbenfrohes Band windet sich die Reihe der grellbunt Kostümierten um die Säulen der weißen Loggia. Über ihren Köpfen ragen, wie graue Zahnstummel in einem grinsenden Mund, die beiden bleichen Säulen auf. Es heißt, an ihnen klebe für immer und ewig das Blut der Verurteilten, die dort gehängt und gevierteilt wurden. Doch die ausgelassene Festgesellschaft schert sich nicht darum. Sie lacht und kreischt wie ein Schwärm Papa-

geien. In Venedig, der Serenissima, geht es heute alles andere als friedlich zu. Hier hüpfte ein Mond mit einer Prinzessin durch die Gegend, dort unterhält sich ein Pierrot mit einem Elefanten. Heute ist alles möglich.

An der Brücke der Riva degli Schiavoni halten ein Mann und eine Frau eine Gondel an. Der Mann ist als Sandro Botticelli verkleidet - mit einer eng anliegenden Kappe auf dem lockigen Haar und Gewändern im Stil der Renaissance. Die Frau sieht aus wie der leibhaftige Frühling aus Botticellis *Primavera*. Ihr goldenes Haar ringelt sich um ihr Engelsgesicht, die Goldfäden in ihren Locken glitzern in der Sonne. Ihre Augen sind leuchtend grün, die Pupillen vor freudiger Erwartung geweitet. Ihr weißes Kleid mit seinem Muster aus Pflanzen und Blüten bauscht sich im Wind, als ihr Begleiter ihr vorsichtig in das schwankende Boot hilft. Sie ist hochschwanger.

Leonora lehnte sich in die Kissen zurück. Nur *La Primavera* - der Frühling, der mit dem Sommer schwanger geht - war für sie als Karnevalskostüm in Frage gekommen. Außerdem waren die weiten, fließenden Gewänder sehr bequem in ihrem Zustand. Sie spürte die weichen Kissen im Rücken und das gläserne Herz, das kühl und glatt und beruhigend an ihrer Kehle lag. Das Kind bewegte sich in ihrem Leib, während sein Vater ihre Hand hielt. Leonora bot einen bezaubernden Anblick.

Nach außen hin gab sie sich ruhig und gelassen wie die Lagune, deren spiegelglatte Oberfläche in der Wintersonne schimmerte. Doch in Leonora brodelte es. Sie zweifelte an der Treue des Mannes, dessen Hand sie hielt. Und im Ausschnitt ihres Kleides lag, verborgen zwischen ihren vollen Brüsten, der Brief des Gesandten. Sie dachte daran, wie sie zu dritt in ihrem Traum mit der Gondel gefahren waren. Jetzt war der Traum Wirklichkeit geworden, auch wenn das Kind noch nicht geboren war. Um des Babys willen musste sie Klarheit schaffen - sowohl was Corradino betraf

als auch in ihrer Beziehung zu Alessandro. Doch zuerst war die Vergangenheit an der Reihe.

Während der Fahrt begann sie zu erzählen, berichtete Alessandro alles. Von Corradino. Von Roberto. Von den Enthüllungen im «II Gazzettino». Als sie Vittoria erwähnte, beobachtete sie ihn scharf, doch er zeigte weder Überraschung noch Verlegenheit. Er runzelte bloß die Stirn.

Vittoria kann warten. Im Moment brauche ich seine fachkundige Meinung.

Sie erzählte ihm von Padovani und ihren Recherchen in der Bibliothek. Dann zog sie den Brief, den sie schon so oft gelesen hatte, aus ihrem Kleid und reichte ihn Alessandro. Er wartete einen Augenblick, bis sie den Schatten der Seufzerbrücke hinter sich gelassen hatten, dann begann er zu lesen.

Kapitel 31

Die Bleikammern

Von Entsetzen gepackt, schleppte sich Giacomo über den Ponte dei Sospiri, die Seufzerbrücke. Durch die kunstvollen Fensterrahmen warf er einen letzten Blick auf die Mole, wo der Karneval in vollem Gange war. Der Durchgang war eng und stickig im Vergleich zu den prächtigen, weitläufigen, mit vergoldeten Fresken geschmückten Räumen, in denen man ihn verhört hatte. Ihm war die Absicht dahinter wohl bewusst. Der Verurteilte ging aus dem Licht, der Wärme und Weite hinüber in die erdrückende, feuchte Finsternis des meistgefürchteten Kerkers - in die Bleikammern, die piombi, die nach ihren bleigedeckten Dächern benannt waren. Giacomo wusste so gut wie jeder andere

Bewohner Venedigs, dass niemand dieses berüchtigte Gefängnis lebend verließ.

Der alte Mann spürte Angstschweiß sein Gesicht hinablaufen. Der Schrecken hatte begonnen, als sie ihn letzte Nacht abgeholt hatten, und er dauerte an, als ihn die schwarze maskierte Gestalt den ganzen Tag über ununterbrochen und erbarmungslos verhörte. Wortlos warf Giacomo einen letzten Blick auf die Stadt, die er liebte und die für ihn nun verloren war. Plötzlich lief ihm ein dünnes Rinnsal am Bein hinab auf den Steinboden. Die Wache hinter ihm stieß einen Fluch aus, zog einen alten Lappen aus dem Kittel und schob ihn mit dem Fuß über den Boden, um den Urin damit aufzuwischen.

An dieser Stelle verloren die Alten gewöhnlich die Kontrolle über ihre Blase. Ihnen wurde klar, dass ihre Tage gezählt waren. Selbst ein junger Mann konnte sich im Handumdrehen in den feuchten piombi das Lungenfieber holen oder in der Finsternis den Verstand verlieren. Die Alten aber waren unweigerlich verloren. Der Wärter versetzte Giacomo einen Stoß, woraufhin er durch das Kerkertor taumelte. In diesem Augenblick musste er an den Brief denken, den man ihm vorgelesen hatte und dessentwegen er hier war.

Hoch geschätzter und verehrter Doge, Herzog der Republik Venedig, Seneschall der Drei Inseln und Kaiser von Konstantinopel!

Auf Geheiß Eurer Hoheit halte ich mich seit einiger Zeit am Hofe Seiner Majestät Ludwigs XIV. von Frankreich auf, wo ich heute eine beunruhigende Entdeckung machen musste, die eines unserer Handelsmonopole betrifft. Gegenstand dieser Entdeckung sind die Spiegel, die Seine Majestät der König von Frankreich für die Ausstattung des neuen Schlosses hier in Versailles in Auftrag gegeben hat.

Um die Geduld Eurer Hoheit nicht lange auf die Probe zu stellen, möchte ich mich kurz fassen und meinen Verdacht mitteilen, dass ein Bürger unserer schönen Republik den Franzosen bei der Anfertigung dieser Spiegel behilflich ist. Die Arbeiten sind so kunstfertig ausgeführt, die Spiegelfläche so vollkommen, dass Anlass zu der Befürchtung besteht, dass es sich bei dem Verräter, der im Begriff ist, die Geheimnisse seiner Zunft preiszugeben, um einen unserer Glasbläser von Murano handelt.

Ich habe den Mann gesehen und halte ihn für einen Venezianer. Er ist dunkelhaarig, von angenehmer Gestalt und jugendlichem Aussehen. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass er unter dem Schutz des Königs steht, wie es einem Meister seines Ranges gebührt.

Wenn Eure Hoheit es Ihrem untertänigen Diener gestatten, möchte ich dringend empfehlen, unter den Glasbläsern von Murano Nachforschungen darüber anzustellen, ob einer von ihnen vermisst wird oder kürzlich verstorben ist. Was mich selbst betrifft, so werde ich ebenfalls alle denkbaren Schritte unternehmen, um die Identität des betreffenden Mannes aufzudecken und unser Monopol zu wahren.

Euer untertänigster Diener,

Baldasar Guilini, venezianischer Gesandter am französischen Hofe.

Kapitel 32

Das verlorene Herz

Der Brief flatterte in Alessandros Hand. Sie waren aus der Gondel gestiegen und standen nun auf der Riva-Brücke gegenüber dem Ponte dei Sospiri, der Seufzerbrücke. Der Wind spielte mit ihren Gewändern, doch in der Sonne war es bereits recht warm, und Leonora drehte ihr das Gesicht und den schwangeren Leib zu. Sie schwieg, wollte die entscheidenden Worte nicht sagen, doch schließlich sprach Alessandro sie aus: «Er ist es.»

Die Wahrheit zu hören war wie ein Schock.

«Er muss es sein. Alter, Beschreibung, seine außergewöhnlichen künstlerischen Fähigkeiten - alles passt. Und dann das Datum ... der Brief wurde nur ein paar Monate nach Corradinos angeblichem Tod geschrieben.»

Leonora nickte. «Ich weiß.»

Sie lehnte sich neben ihm auf die Brüstung.

«Ich muss nach Frankreich.»

«Ja.»

«Ich muss sichergehen. Professore Padovani hat Verbindungen zur Sorbonne. Die werden dort sicherlich ebenfalls Aufzeichnungen haben.»

Alessandro nickte. «Nächstes Jahr, wenn das Baby alt genug ist, fahren wir alle drei. Ich kann mir freinehmen und ...»

«Ich muss jetzt nach Frankreich.»

Alessandro schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, sagte er betont ruhig: «Leonora, du bist im neunten Monat schwanger. Du kannst jetzt nicht reisen. Du darfst auch gar nicht mehr fliegen.»

«Ich kann mit dem Zug fahren - oder mit dem Schiff wie Corradino.»

«Zum Teufel mit Corradino!» Der Ausbruch erschreckte sie beide. In der anschließenden Stille schien sogar der Lärm der Feiernden gedämpft. Mit gesenkter Stimme fuhr Alessandro fort: «In deinem gegenwärtigen Zustand bedeutet jede Reise eine gewaltige Belastung. Und was ist, wenn im Zug die Wehen einsetzen? Oder in Frankreich? Unser Baby sollte hier in Venedig geboren werden, wie du und ich. Nicht in irgendeinem Krankenhaus in Paris. Das lasse ich nicht zu.»

«Du lässt es nicht zu?», wiederholte Leonora aufgebracht. Sie wusste, dass er recht hatte und dass sie nachgeben musste, doch ärgerte es sie, dass Alessandro so einfach über sie bestimmte.

«Genau, denn du trägst mein Kind.»

«Dann benimm dich auch entsprechend!», sagte Leonora wütend. Selbst ein wenig erschreckt, tastete sie nach dem Glasherz, ließ dann aber alle Besonnenheit fahren. In ihrem Zorn vergaß sie, dass sie sich vorgenommen hatte, ruhig und vernünftig zu handeln. «Warum bekennst du dich nicht zu mir? Warum willst du kein fester Bestandteil meines Lebens sein, anstatt zu kommen und zu gehen wie Ebbe und Flut? Ist es wegen Vittoria?»

«Wie bitte?»

«Ha, du glaubst, ich weiß nichts davon, aber deine eigene Cousine hat es mir erzählt. Du triffst dich noch immer mit ihr,

stimmt's? Zum Beispiel gestern Abend, als du angeblich 'Überstunden' machen musstest.»

Sie war wieder laut geworden, und die Passanten drehten sich neugierig zu ihnen um. Alessandro zog Leonora unter die Loggia und drückte sie auf eine der kalten Marmorbänke. «Setz dich. Denk an das Baby! Du regst dich viel zu sehr auf.»

«Interessant, wie besorgt du auf einmal bist!»

Seine Stimme war noch immer beherrscht. «Leonora, ob du es nun glaubst oder nicht, aber du und dieses Kind, ihr seid die wichtigsten Menschen in meinem Leben.»

«Und was ist mit Vittoria?», zischte sie. Sie konnte und wollte sich nicht beruhigen. Dies war schon das zweite Mal, dass sie hintergangen wurde. Langsam reichte es ihr. «Diese Frau, die mich zuerst ganz durcheinandergebracht und dann vor aller Welt schlechtgemacht hat? Warum triffst du dich weiter mit ihr, wenn ich dir angeblich so viel bedeute? Und warum lügst du mich an?»

«Hör zu.» Er seufzte. «Es stimmt, ich habe mich mit ihr getroffen. Warte», unterbrach er sie, als Leonora einen empörten Schrei ausstieß, und fuhr dann fort: «Ich weiß schon lange von diesem Artikel über Corradino, wenn auch nicht von dir. Du hast mir ja damals nichts davon erzählt, wolltest mich nicht an deinen Gefühlen teilhaben lassen. Stattdessen versuchtest du mir weiszumachen, dass du dich für das Leben deines Vaters interessierst! Ich weiß genau, worum es dir geht. Nachdem Vittorias Artikel erschienen war, ging ich zu Roberto, um die Wahrheit zu erfahren. Aber offensichtlich hat er das Land verlassen und seine Geheimnisse mitgenommen. Blieb also nur Vittoria.» Er schaute Leonora direkt in die Augen. «Nachdem ich sie monatelang beknet habe, mir zu sagen, was an den Vorwürfen dran ist, haben wir uns gestern Abend getroffen. Das erste und einzige Mal seit unserer

Trennung, ich schwöre es! Ich habe sie gebeten, mir Robertos 'Quelle' zu zeigen - um zu sehen, ob Corradino tatsächlich ein Verräter war. Um der alten Zeiten willen war sie einverstanden.» Leonoras Mund wurde ganz trocken. «Und was war es?»

«Ein Brief. Der letzte Brief, den Robertos Vorfahr Giacomo del Piero schrieb, bevor er in den piombi qualvoll zugrunde ging.»

Unwillkürlich drehten sich beide um und blickten durch die Bögen der Loggia auf die dunklen, vergitterten Fenster des ehemaligen Kerkers. Alessandro seufzte. «Ich habe dir noch nichts davon erzählt, weil der Brief ganz eindeutig beweist, dass Corradino ein Verräter war, und ich nicht wusste, wie ich es dir beibringen sollte.»

Leonora bemühte sich, einen klaren Gedanken zu fassen. «Aber warum hat Roberto dann nicht einfach einen Abdruck des Briefes veröffentlichen lassen?»

«Weil sein eigener Vorfahr, Giacomo, in dem Brief am Ende ziemlich schlecht dasteht: Er gibt die Existenz von Corradinos Tochter und ihren Aufenthaltsort preis.»

«Die Pietä.»

«Ja. Roberto war genauso sehr auf den guten Ruf seines Vorfahren bedacht wie du. Einen Gehilfen anzuzeigen, der einen verraten hat, ist eine Sache, doch ein unschuldiges Waisenkind dem sicheren Tod auszuliefern eine ganz andere.»

«Aber sie ist doch gar nicht gestorben! Sie hat überlebt und geheiratet und lebte glücklich bis an ihr Ende in Venedig.»

«Naja, das hat Roberto wohl nicht gewusst. Und außerdem ändert das nichts an Giacomos Verrat.»

Leonora nickte langsam. «Warum hast du mir nichts von deinen Nachforschungen erzählt? Warum warst du so zurückhaltend?»

«Wieso sollte ich mich dir anvertrauen, wo du doch von Anfang an nicht ehrlich zu mir warst? Es hat mich sehr gekränkt, dass du kein Vertrauen zu mir hattest. Statt mich um Hilfe zu bitten, hast du die ganze Sache vor mir geheim gehalten - du hast vermutlich angenommen, dass ich in Vicenza nichts davon erfahre. Warum, um Himmels willen? Dachtest du, ich würde dich weniger mögen, wenn sich herausstellt, dass du die Nachfahrin eines Verräters bist und nicht die eines berühmten Maestro? Ich wollte dich in den letzten Monaten mehr als einmal danach fragen, wusste aber nicht wie. Wie sollte ich dir begreiflich machen, dass jemand, der dir so wichtig ist, mir gar nichts bedeutet? Aber genau so ist es. Du bist es, die ich liebe!» Er drehte sich um und schaute auf den Kanal. «Ich verstehe dich nicht. Glaubst du denn, dein Wert hängt von dem Corradinos ab? Solange ich dich kenne, bewegst du dich in seinem Schatten, und jetzt stellst du dein geradezu besessenes Interesse für ihn sogar über das Wohlergehen deines Kindes. Du bist verrückt! Du solltest lieber an deinen Sohn denken.»

«Aber das alles tue ich doch nur für ihn! Ich muss die Wahrheit herausfinden, bevor er auf die Welt kommt, die Wahrheit über seine Familie. Deshalb muss ich nach Frankreich fahren. Verstehst du das denn nicht? Die Frage ist doch, warum Corradino überhaupt nach Frankreich ging, vielleicht tat er es aus Liebe zu Leonora. Und wenn Giacomo Leonora an die Zehn verriet und sie trotzdem überlebte, dann muss Corradino sie irgendwie gerettet haben. Ich muss es einfach wissen!» Wie zur Bekräftigung umfasste Leonora ihr Glasherz.

Alessandro bemerkte die Geste und sagte ärgerlich: «Warum? Damit du auf Dinnerpartys damit prahlen kannst, dass dein

Urahn doch ein Held war? Ist dir dein eigenes Leben nicht genug? Brauchst du Corradino Manin, um etwas darzustellen? Du bist doch selbst Künstler - und noch dazu die einzige Frau unter den Glasbläsern.»

«Aber das bin ich ja gar nicht mehr! Auch aus diesem Grund muss ich versuchen, meinen guten Namen wiederherzustellen. Davon hängt meine Arbeitsstelle ab. Wenn Corradino entlastet ist, wird dem Verkauf der Manin-Serie nichts im Wege stehen, und ich kann wieder in dem Gewerbe meiner Familie arbeiten.»

«Warum brauchst du dazu Corradino und diesen dummen Talisman? Warum reicht es dir nicht, dich auf mich zu verlassen?»

Und bevor Leonora ihn daran hindern konnte, riss er ihr das gläserne Herz vom Hals und schleuderte es voller Wut in den Kanal. Es flog bis zur Seufzerbrücke, blitzte einmal kurz auf und verschwand dann im Schatten des Brückenbogens.

Beide waren sie ganz starr vor Schreck über das, was geschehen war. Darüber, wie sehr sie einander verletzt hatten. Sie hatten einen Punkt erreicht, an dem es kein Zurück mehr gab.

Mit Tränen in den Augen drehte sich Alessandro um und drängte sich durch die Menge in Richtung Zattere.

Leonora wollte hinter ihm herrufen, wollte ihm sagen, dass er recht hatte. Dass sie in Zukunft auf ihn statt auf Corradino setzen und nicht nach Frankreich reisen würde. Doch sie brachte keinen Ton heraus. Sie wollte hinter ihm herlaufen, doch ihre Füße waren schwer wie Blei. Erst als seine dunklen Locken in der Menge verschwunden waren, merkte sie, was mit ihr geschah. Es war, als ob sich ein Reif um ihren Leib presste. So stark waren die Schmerzen, dass sie nach Luft schnappen und sich an der Balustrade festhalten musste. Stützende Hände kamen ihr zu Hilfe. Pas-

santen blieben stehen und erkundigten sich besorgt, ob sie sich wohl fühlte. Aber sie fühlte sich ganz und gar nicht wohl.

Ich habe Wehen.

Kapitel 33

Das Phantom

Giacomo wusste nicht, wie lange er schon in dieser Zelle war. Nur die Länge seines Bartes verriet ihm, dass es schon viele Tage, vielleicht sogar Wochen sein mussten. Wochen der Stille, in denen er nichts als seinen eigenen keuchenden Atem vernommen hatte und den bellenden Husten, der ihn seit neuestem plagte. Er konnte die Wände, die ihn umschlossen, nicht erkennen, doch ihrem kalten, schleimigen Belag nach zu urteilen, befand er sich in einer der Zellen, die unter dem Wasserspiegel des Kanals lagen. Die Furcht, die in ergriffen hatte, war so kalt wie die Mauern um ihn herum.

Es war totenstill, kein Laut war zu hören. Ihm war jedoch klar, dass er nicht allein dort unten im Kerker war. Dass die Schreie der anderen Gefangenen nur nicht durch die dicken Mauern zu ihm dringen konnten. Er wünschte fast, er hätte sie hören können. Alles wäre besser gewesen als diese finstere Einsamkeit.

Der Raum stank nach seinen eigenen Exkrementen. In den ersten Tagen hatte er sich in eine Ecke vorgetastet, um dort seine Notdurft zu verrichten, doch diese Mühe hatte er sich bald erspart, und nun quälte ihn der Gestank derart, dass er kaum noch atmen konnte.

Die ersten Stunden seiner Gefangenschaft hatte Giacomo in der Angst verbracht, dass die Tür aufgehen und das furchtbare

schwarze Phantom eintreten könnte, um ihn erneut zu verhören. Er war sich sicher, dies nicht noch einmal durchstehen zu können.

Nach seiner Festnahme hatten sie ihm den Brief des Gesandten gezeigt. Sie glaubten, dass jemand von Murano dem französischen König beim Bau seines Schlosses half. Seinen Beteuerungen, dass keiner seiner Männer eines solchen Verrats fähig wäre, hatten sie keinen Glauben geschenkt. Erbarmungslos waren die Fragen auf ihn heruntergeprasselt. Fehlte jemand aus der Fondaria? War einer der Glasbläser krank oder kürzlich verstorben? Weinend hatte er ihnen von Corradinos Tod berichtet, denn er vermisste den Jungen noch immer schrecklich. Mochte er nun tot sein oder nicht -jedenfalls war er nicht mehr bei Giacomo, und die Trennung war für den Alten genauso schlimm wie der Tod.

Sie scherten sich nicht um seinen Kummer, sondern bestürmten ihn mit weiteren Fragen. Woran war Corradino gestorben? Und wann war das gewesen? Dann wieder die endlosen Stunden des Wartens in einem Vorzimmer, während sie jemand anders verhörten. Aus den Wortfetzen, die Giacomo aufschnappte, schloss er, dass es sich um den Arzt handelte. Was sie sprachen, war durch die dicken Eichentüren kaum zu verstehen, doch die Schreie drangen nur allzu deutlich nach außen. Schließlich war der medico weggebracht worden, ein um Gnade flehender, gebrochener Mann.

An jenem Tag - als sie ihn danach zurück in den großen Raum führten, wo das Gespenst in der schwarzen Maske auf ihn wartete - hatte Giacomo zum ersten Mal um sein Leben gefürchtet. Sein verwirrter Geist gaukelte ihm vor, es sei derselbe Mann, der viele Jahre zuvor in der Fondaria nach Corradino gesucht hatte. Damals hatte er, Giacomo, dem Jungen das Leben gerettet. Doch diesmal konnte er nicht einmal sein eigenes Leben retten. All-

mächtig wie der Tod selbst suchte die schwarze Gestalt ihn in seinen verworrenen Träumen heim.

Als die Zeit verging und man ihn vergessen zu haben schien, wurde Giacomo langsam klar, worauf sie aus waren. Ihre schärfste Waffe war die Furcht. Sie wollten ihn in den Wahnsinn treiben.

Mit aller Kraft kämpfte der Alte dagegen an, doch je mehr seine Kräfte schwanden, desto mehr narrete ihn auch sein Geist. Seine krankhafte Phantasie ließ Gestalten aus seiner Vergangenheit auferstehen, wie beispielsweise die Hure, mit der er sich als junger Mann in Cannaregio eingelassen hatte. Sie hatte ihm damals ihr Kind gebracht - es trug den Namen Roberto, nach Giacomos Vater - um ihn an sich zu binden. Doch Giacomo war zu seinem Glas zurückgekehrt, und die Frau war mit Roberto nach Vicenza gegangen. Jetzt saß sie hier in seiner Zelle, betrachtete ihn mit vorwurfsvollem Blick und hielt ihm ihr Kind entgegen. Er schaute sich das gewickelte Bündel näher an - und starrte in die klaffende Öffnung eines Kinderschädels, in dem es vor Maden nur so wimmelte. Die feuchte Luft dämpfte Giacomos Schreie.

Zuweilen erschien ihm auch Corradino, der von einem Geheimnis erzählte, sich aber standhaft weigerte, es ihm zu verraten.

Wenn er diese Erscheinungen hatte, rollte sich Giacomo klein wie eine Kugel zusammen, schlang die Arme um seinen kranken Körper und presste die Stirn an die glitschige Wand. So konnte er die Schatten nicht sehen, die in der Finsternis auf ihn zu lauern schienen.

In seinen lichten Augenblicken, wenn sich sein Geist klärte, wusste er, dass er sehr krank war. Sein Husten hatte sich zu quälenden, krampfartigen Anfällen gesteigert, seine Brust schien in einem Schraubstock festzustecken, und jüngst hatte er beim Hus-

ten den Geschmack von Blut auf der Zunge gespürt. Er wünschte sich sehnlichst einen Glasdolch - am besten einen von Corradino -, um seinem Leben ein Ende zu setzen.

Tage später, wann genau wusste er nicht, sprach ihn eine eiskalte Stimme an.

«Du leidest entsetzlich.» Es war eine Feststellung, keine Frage.

Giacomo wandte sich von der Wand ab, die sein Zufluchtsort geworden war. Das Licht einer Kerze erhellte die Zelle. Giacomos Erleichterung war jedoch nicht von langer Dauer. In einer Ecke, tief im Schatten verborgen, erblickte er das Gespenst aus seinen Albträumen. Doch mittlerweile war er an die Spukgestalten gewöhnt. Auch diese würde wieder verschwinden, wenn er sich nur eng genug an seine Wand presste.

Er wollte sich erneut zusammenrollen.

«Schau her, ich bin wirklich! Ich bin keines deiner Phantasiegebilde. Ich kann mich gnädig zeigen. Kann dir Nahrung und Wasser bringen, dich sogar freilassen, wenn du mir verrätst, was ich wissen will.»

Ein paar Sekunden lang brachte Giacomo kein Wort heraus, so schwach war seine Stimme vom Husten und Schreien.

Die Gestalt nahm sein Zögern als Zeichen von Widerstand, doch in Wahrheit hätte Giacomo dem anderen alles gesagt was er hören wollte - wenn er nur gekonnt hätte.

«Weißt du, warum es niemandem gelingt von hier zu fliehen?»

Giacomo wusste es nur zu gut. Verzweifelt versuchte er, ja zu sagen, nur damit er es nicht noch einmal hören musste.

«Weil ein Wächter, der einen Gefangenen entkommen lässt, dessen Strafe verbüßen muss.» Endlich gelang Giacomo ein Krächzen. «Ich weiß.»

Die gesichtslose Gestalt mit der Kapuze neigte den Kopf.

«Dir ist also klar, dass ich deine einzige Hoffnung bin.»

Hoffnung. Wie sollte einem der Teufel Hoffnung bringen?

«Wir sind nach Sant' Adriano gegangen, zum Grab deines Freundes. Und weißt du, was wir gefunden haben?»

Schweigen.

«Erde und zerrissene Sackleinwand. Dein Freund ist fort.»

Als Giacomo die Wahrheit dämmerte, war es ihm, als risse eine Wolkendecke auf. Non omnis moriar. Corradino war in der Tat nicht gänzlich gestorben. Giacomo hätte singen mögen. Seine leise Hoffnung, die die lateinischen Worte damals in ihm geweckt hatten, hatte sich erfüllt. Sein Sohn war noch am Leben. Trauere nicht um mich - das war es, was Corradino ihm mit seiner Nachricht hatte sagen wollen. Gepriesen sei Gott! Zum ersten Mal seit Monaten fühlte Giacomo die eisige Kälte, die in der Zelle herrschte, nicht. Doch dann fuhr die Stimme fort:

«In jener Nacht fuhr ein Schiff von Mestre nach Marseille. Zwei Männer gingen an Bord. Sie waren mit einem Fischerkahn gekommen, in dem man frische Erde fand. Dein Freund Corrado Manin ist nach Frankreich gegangen. Er ist derjenige, den wir suchen.»

Die Freude und Erleichterung, die wie eine Woge über den Alten hinwegspülte, versickerte rasch. Ein bitterer Geschmack wie

von Galle blieb in seinem Mund zurück, als ihm klar wurde, was Corradino ihm angetan hatte. Ihm, den anderen Vetraie von Murano und der Kunst des Glas- und Spiegelmachens, der er sein Leben geweiht hatte. Giacomo schossen Tränen in die ausgetrockneten Augen. Doch es waren nicht die kalten Tränen des Kummers, sondern die heißen Tränen der Wut. Ich werde nicht gänzlich sterben. Nein, aber mich hast du getötet und unser Gewerbe dazu. Corradino, mein Sohn, wie konntest du nur? Du hast unser Geheimnis verraten. Non omnis moriar.

Wie ein Echo seiner Gedanken ertönte die abscheuliche Stimme: «Non omnis moriar.»

Giacomo gefror das Blut in den Adern. Sie waren in seinem Haus gewesen. Natürlich. Sie hatten den Zettel gefunden.

«Wie ich sehe, sind diese Worte für dich von Bedeutung. Wir haben seine Nachricht an dich entdeckt.»

Giacomo verfluchte sich selbst. Aus lauter Gefühlsduselei hatte er den Zettel behalten - Giacomos letzte Zeilen, so hatte er zumindest geglaubt. Diese Nachricht, die seinen eigenen Tod besiegelte, war das Andenken an einen Mann, der ihn verraten hatte. Wenn Giacomo von Corradinos Plänen gewusst hätte, hätte er ihn eigenhändig umgebracht. Was für eine Ironie!

«Du hast ihm geholfen.» Auch das war eine Feststellung.

«Nein!»

«Du wusstest, was er vorhatte. Er hat dir die Nachricht zukommen lassen.»

«Nein, ich schwöre es!» Giacomos Worte waren wie ein Schrei.

«Du wirst hier sterben.»

Dann waren sie fort. Das Licht, das Phantom, die Wache vor der Tür. Während die Schritte verklangen, begann Giacomo zu schreien. Das Brennen in Brust und Kehle war nichts gegen den Schmerz, verraten worden zu sein.

Zahllose, lautlose Stunden später. Tag für Tag kreisten Giacomos Gedanken um Corradino. Corradino, für den er jahrelang gesorgt, den er unterrichtet und den er geliebt hatte. Der jetzt sein schönes Glas für die Franzosen herstellte. Vor Giacomos innerem Auge erschien ein Schloss ganz aus Kristall. Stühle, Tische, Speisen ... alles aus Glas. Corradino saß an einem Tisch, der sich unter den gläsernen Speisen bog, und aß davon, bis ihm das Blut aus dem Munde rann. Und die ganze Zeit machte er mit einem König aus Glas Scherze und lachte und lachte ... - Man musste ihn daran hindern!

Giacomo spürte seinen Tod nahen. Und dann war er da, begleitet von einer Wache mit einer Kerze.

Die Tür ging auf, und das Phantom trat ein. «Wie ist es? Bist du bereit?»

Giacomos Stimme war schwach, ein bloßes Flüstern.

«Wenn ich Euch etwas verrate, lasst Ihr mich dann noch einen Brief an meinen Sohn Roberto schreiben?»

Die schwarze Kapuze neigte sich. «Wenn du mir sagst, was ich wissen will, schicke ich dir einen Schreiber. Und ich werde dafür sorgen, dass du es in deinen letzten Stunden so angenehm wie möglich hast. Doch jetzt mach schnell. Dein Leben verrinnt.»

«Mein Sohn ... er ist in Vicenza. Er trägt den Namen del Piero. Ich will... dass er und alle seine Nachkommen wissen, dass Corradino mich umgebracht hat. Und dass Corradino der Verräter war, nicht ich.»

«Es soll geschehen. Und was hast du mir nun mitzuteilen?»

«Corradino ... er hat eine Tochter.»

Kapitel 34

Die Maske fällt

Der Salon de The im Petit Trianon erinnerte Corradino stark an die Cantina «Do Mori», und so traf ihn das Heimweh wie ein unverhoffter Schlag in die Magengrube, als er ihn betrat. Den Anweisungen in Duparcmieurs Nachricht folgend, ging er durch das Lokal zum Hinterzimmer. Die Stammgäste an den Tischen waren nach byzantinischer Mode gekleidet, der letzte Schrei in Paris. Der hintere Bereich des Salons, der besonderen Gästen vorbehalten blieb, war mit Fresken und Spiegeln üppig dekoriert.

Die Franzosen stehlen anscheinend alle ihre Ideen aus Venedig. Mich haben sie ja auch gestohlen.

Während er Platz nahm, fragte er sich zum wiederholten Mal, warum sich Duparcmieur ausgerechnet hier mit ihm treffen wollte. Es war fast wie bei ihrer ersten Zusammenkunft. Normalerweise suchte Duparcmieur Corradino zu Hause auf oder sprach mit ihm bei der Arbeit im Schloss. Hier in Paris war es kein Geheimnis, dass Duparcmieur sein Förderer war, hinter dem ein noch erhabenerer Gönner stand - der König selbst.

Vielleicht wollte er etwas mit ihm besprechen, das in diese heitere Umgebung passte. Es war jetzt beinahe ein Jahr vergangen, seit Corradino französischen Boden betreten hatte, damit rückte der Zeitpunkt von Leonoras Ankunft näher. Corradino biss entschlossen die Zähne zusammen. Falls dieses Gespräch dazu dienen sollte, ihn zu trösten, würde er keinen Schritt nachgeben. Jeden Tag träumte er davon, wie es wäre, sie wiederzusehen, ihr süßes Gesichtchen zu umfassen, ihr zuzusehen, wie sie in den Schlossgärten spielte, oder seine Fingerspitzen mit den ihren zu ihrem Geheimzeichen zusammenzuführen. Nur würde diesmal kein Gitter zwischen ihnen stehen wie in der Pietà. Bei dem Gedanken spreizte Corradino unwillkürlich die Finger. Fast meinte er zu spüren, wie sich ihre kleinen Patschhändchen gegen seine linienlosen Fingerspitzen drückten.

Ich kann es gar nicht mehr erwarten. Ich hoffe nur, sie hat mich nicht vergessen.

Da berührte ein fremder Rücken den seinen - spitze Schulterknochen unter weichem Samt.

Duparcmeur.

«Warum hier?», fragte Corradino.

«Warum nicht?»

Das war nicht Duparcmeur. Was er da hörte, war keine französische Stimme, sondern der Zungenschlag eines venezianischen Adligen. Wie vor einem Jahr in der Cantina «Do Mori» warf Corradino einen raschen Blick in den Spiegel neben ihm. Seine Eingeweide krampften sich vor Schreck zusammen.

«Ich bitte um Verzeihung für diesen ungewöhnlichen Treffpunkt», erklang erneut Baldasar Guilinis aalglatte Stimme. «Doch

da ich Euch kenne, dachte ich, dass Euch diese angenehme Umgebung zusagen würde. Erinnert Ihr Euch noch an unsere frühere Begegnung?»

Corradino schluckte. Seine Gedanken flatterten durcheinander wie gefangene Motten. Er durfte sich nicht verraten.

«Im Schloss, Euer Exzellenz?»

«Ja, auch. Aber wir haben uns schon viel früher kennengelernt. Im Arsenal. Ihr wart mit Eurem Vater da - er unterzeichnete ein Handelsabkommen mit den Dardanellen. Ging es nicht um Safran? Oder war es Salz? Vergebt mir, aber die Einzelheiten sind mir entfallen. An Euren Vater erinnere ich mich allerdings noch sehr gut. Ein stattlicher Bursche. Ihr habt das Glück, ihm ähnlich zu sehen.» Der Gesandte setzte sich ein wenig anders hin. «Was für ein Pech, dass Ihr ihm auch beim Verrat an der Republik naheifert.»

Corradinos Herz sank. In diesem Augenblick wusste er, dass es aus war.

Er hat mich erkannt. Jetzt bin ich so gut wie tot. Soll ich fliehen?

Corradinos Blicke huschten zu den lachenden Gästen hinüber. Jeder von ihnen konnte ein gedungener Mörder im Auftrag der Zehn sein. Es hatte keinen Zweck.

Als habe er seine Gedanken gelesen, fuhr der Gesandte fort: «Für Euch ist es natürlich zu spät. Aber wenn Ihr Euch entgegenkommend zeigt, rettet Ihr damit vielleicht Eure Tochter.»

Furcht drückte Corradino die Kehle zu.

Wie haben sie das erfahren? Lieber Gott, bitte, nicht Leonora.

«Was wollt Ihr damit sagen?», krächzte er in einem letzten verzweifelten Versuch, alles zu leugnen. «Was für eine Tochter?»

«Ich bitte Euch, Signor Manin! Die aus der Pietä natürlich. Leonora. Die Frucht Eurer amour mit ihrer Mutter Angelina dei Vescovi. Selbstverständlich wussten wir von dieser kleinen Affäre. Von dem Kind allerdings nicht. Ich nehme an, dem alten Fürsten Nunzio war die Angelegenheit peinlich. Was verständlich ist. Nein, diese Information verdanken wir Eurem Lehrer Giacomo Del Piero. Sein Mitteilungsbedürfnis kam für ihn allerdings zu spät.» Baldasar Guilini rümpfte die Nase, als läge ein unappetitlicher Geruch in der Luft.

Corradino stockte das Blut. Giacomo war tot! Nachdem er ebenso zum Verräter geworden war wie er selbst. Corradino konnte sich unschwer die Angst und Verzweiflung vorstellen, die Giacomo zweifellos zu diesem Schritt gezwungen hatten. Er bemühte sich, seiner Furcht Herr zu werden. Er musste Leonora retten, um jeden Preis!

«Was soll ich tun?», flüsterte er.

«Es bleibt Euch nur eines, um ihre Sicherheit zu gewährleisten. Wenn Ihr das tut, soll sie friedlich und unversehrt ihr Leben in der Pietä oder als Ehefrau verbringen.»

«Was? Guter Gott, was denn bloß? Ich werde alles tun.»

«Selbstverständlich ist uns bekannt, dass Ihr etwas von Eurem geheimen Wissen an einen Lehrling weitergegeben habt. Auch um ihn werden wir uns kümmern müssen.»

Mein Gott, nicht auch noch Jacques. Er ist doch noch so jung! Diese armen Männer, die meinen Verrat büßen, der eine am Anfang, der andere am Ende seines Lebens ... Sie verband derselbe Name, dieselbe Liebe zum Glas und die Freundschaft zu mir - zu dem Mann, der ihnen den Tod brachte.

«Was soll ich denn tun?» Corradino schrie jetzt beinahe und warf einen verzweifelten Blick in den Spiegel. Er hatte dieses Versteckspiel so satt!

Der Gesandte legte die Fingerspitzen beider Hände vor seinem Gesicht aneinander und blinzelte mit schweren Lidern. «Ihr müsst zurückkehren.»

Kapitel 35

Mitleid

Alessandro war vollkommen durcheinander. Benommen drängte er sich durch die Menschenmengen an der Riva degli Schiavoni und versuchte sich darüber klar zu werden, ob er nun wütend oder traurig war oder ein schlechtes Gewissen hatte. Sollte er umdrehen und zu Leonora zurückkehren oder sie erst später in ihrer Wohnung aufsuchen? Ach, er wusste gar nicht, ob es Sinn machte, überhaupt zu ihr zurückzukehren.

Er hatte Kopfschmerzen und brauchte ein stilles Plätzchen, wo er ein wenig zur Ruhe kommen konnte. Auf dem Weg zum Arsenal kam er an einer Kirche mit einer einladenden großen Tür vorüber und stolperte hinein. Nach dem hellen Sonnenlicht kam ihm die dunkle, kühle Stille gerade recht. Endlich war er allein - abgesehen von einem Küster, der in der Marienkapelle die Kerzen für die Messe anzündete. Der Geruch nach Weihrauch weckte bei Alessandro Erinnerungen an seine Kindheit, als er Mess-

diener gewesen war. Seitdem hatte er mit der Kirche nicht mehr viel im Sinn gehabt. Doch als er sich jetzt auf der kühlen Bank niederließ, stellte er fest, dass er schon einmal in diesem Gotteshaus gewesen war. In der Dunkelheit über seinem Kopf glitzerte ein kunstvoller Kronleuchter. Er konnte sich noch gut an dieses Wunderwerk aus spinnwebfeinem Glas erinnern. Santa Maria della Pietà.

Alessandro musste über diese Ironie des Zufalls lächeln. Er war hergekommen, um Corradino zu entgehen, und stieß gerade hier auf eines seiner Meisterwerke. Doch die Kirche hatte noch eine andere Bedeutung für Alessandro - hier war er zum ersten Mal Leonora begegnet. Er musste lächeln, als er daran dachte, wie sie sich damals verwirrt von ihm weggedreht hatte, als sich ihre Augen trafen. In diesem Augenblick wurde ihm klar, dass er zu ihr zurückkehren würde, dass er mit ihr leben wollte. Sie war halsstarrig und verbohrte, aber er liebte sie. Und dann war da noch das Baby. Ihr Baby.

Und schon waren seine Gedanken wieder bei Corradino. Auch er hatte ein Kind gehabt, ebenfalls eine Leonora. Alessandro fielen Leonoras Worte wieder ein: «Aber sie ist doch gar nicht gestorben. Sie lebte glücklich bis an ihr Ende in Venedig.» Ihre Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf, und plötzlich durchzuckte ihn eine Erkenntnis.

Ja, genau so musste es gewesen sein. Sie hatte genau hier gelebt.

Vor seinem geistigen Auge erstand das Bild der «Pietà», ein beliebtes Motiv der Renaissancekünstler - die Jungfrau Maria mit dem toten Jesus auf dem Schoß - als Verkörperung des Mitleids. In seinen Gedanken veränderte sich das Bild: er selbst und sein ungeborenes Kind und Corradino, der seine Tochter im Arm hielt. Alessandro sprang auf, als habe er eine Offenbarung gehabt.

Corradino war ebenso wenig imstande gewesen, sein Kind zu verraten oder es im Stich zu lassen wie er selbst. Leonora hatte recht - um sein eigen Fleisch und Blut zu retten, hatte er bestimmt alle Widrigkeiten überwunden und jeder Gefahr getrotzt. Mit leisen Schritten ging Alessandro hinüber zum Küster, der noch immer mit den Kerzen beschäftigt war, und stellte ihm eine Frage. Plötzlich fühlte er sich Corradino Manin sehr nahe.

Kapitel 36

Quecksilber

Jacques fragte sich, wo Corradino blieb. Bereits seit Stunden wartete er in der Glasbläserwerkstatt in Versailles auf ihn. Zum ersten Mal war er früher da als sein Meister. Trotzdem machte er sich keine Sorgen. Vielleicht hatte der König Corradino zu sich gerufen - Jacques wusste, dass sein Lehrer Protektion von höchster Stelle genoss.

Um sich die Wartezeit zu verkürzen, stocherte er in den Kohlen, polierte einige Werkzeuge und nutzte die Zeit, um die Werkstatt ein wenig aufzuräumen. Er brannte darauf, mit der Arbeit zu beginnen. Nachdem abermals geraume Zeit vergangen war, beschloss er, schon alles vorzubereiten. Zunächst goss er Wasser aus einem Kübel in die Versilberungswanne. Dann holte er ein Fläschchen Quecksilber und verteilte die Flüssigkeit behutsam auf der Wasseroberfläche, wo sie sich ausbreitete. Jacques achtete darauf, ganz langsam zu gießen, weil das Quecksilber sich sonst zu Kügelchen zusammenballte und keine glatte Oberfläche mehr zustande kam. Als er das Fläschchen anschließend auf einer Bank abstellte, fiel ein vollkommen runder Tropfen auf seinen Zeigefinger. Um ein Haar hätte er ihn abgeleckt, wie er es tat, wenn er beim Zubereiten seiner kärglichen Mahlzeiten etwas verschüttete. Doch dann entsann er sich Corradinos Warnung. Schon eine

winzige Menge Quecksilber zu verschlucken konnte den Tod bedeuten. Sorgfältig wischte er den Tropfen an seinem Wams ab, bevor sein Blick wieder von der spiegelglatten silbrigen Flüssigkeit im Bottich angezogen wurde. So versunken war er in sein eigenes Spiegelbild, dass er sich nicht umdrehte, als er das Geräusch des Schlüssels im Schloss hörte. Es konnte auch nur sein Meister sein, da keiner außer ihnen beiden einen Schlüssel besaß.

So sah er die Hand nicht kommen, die ihn von hinten im Genick packte und sein Gesicht in das giftige Silber stieß.

Kapitel 37

Der Frühling gebiert den Sommer

Nicht zum ersten Mal wurde eine Frau, die ein Karnevalskostüm trug, mit Wehen in das Ospedale Civili Riunti di Venezia eingeliefert. Wie konnte es anders sein - man war hier schließlich in Venedig. Doch der Anblick dieser Primavera, die sich vor Schmerzen krümmte und der das von Fruchtwasser durchweichte Gewand an den Beinen klebte, erregte allgemeine Aufmerksamkeit und erweichte selbst das Herz der abgehärtetsten Gynäkologen.

Im Kreißsaal mussten schnelle Entscheidungen getroffen werden. Die Signorina, die ohne Begleitung gekommen war, hatte lange bis zum Krankenhaus gebraucht, und obwohl es sich um ihr erstes Kind handelte, war die Geburt schon weit fortgeschritten. Für eine Epiduralanästhesie war es bereits zu spät. Die Nonnen gaben sich alle Mühe, Leonora Erleichterung zu verschaffen, doch abgesehen von den Schmerzen litt sie besonders darunter, dass sie allein hier war, in diesem Krankenhaus, in dem sie selbst zur Welt gekommen war. Alle paar Minuten, wenn die Wehen sie überkamen und Krämpfe ihren Körper schüttelten, schrie

sie nach Alessandro. Plötzlich fiel ihr ein, was Professore Padovani ihr über die Mutter der anderen Leonora erzählt hatte.

Angelina dei Vescovi, die bei der Geburt starb ... bei der Geburt starb.

Der Schmerz, den sie empfand, verringerte die Kluft zwischen den Jahrhunderten und stellte eine Verbindung zwischen ihr und jener lang verstorbenen jungen Frau her. In diesem Moment fühlte sich Leonora der anderen Frau - der anderen Mutter - ganz nah.

Schließlich verlor Leonora für kurze Zeit das Bewusstsein, und die Nonnen dankten Jesus, dass ihr eine kleine Verschnaufpause vergönnt war. Es würde noch eine lange Nacht werden.

Kapitel 38

Der heimliche Zeuge

Corradino Manin warf einen letzten Blick auf die Lichter von San Marco. Von der Lagune aus wirkten sie im samtenen Dunkel der Abenddämmerung wie goldene Sterne am Firmament. Viele der Fensterscheiben, die seine Stadt wie kostbare Juwelen schmückten, hatte er mit seinen eigenen Händen geschaffen, und nun leiteten sie ihn auf dem letzten Stück des Lebensweges. Seinem Weg nach Hause.

Als das Schiff auf den Campo San Zaccaria zusteuerte, vergaß er zum ersten Mal, sich auszumalen, wie man diesen Anblick in ein Glaskunstwerk im Pulegoso-Stil mit eingeschlossenen Luftbläschen, Blattgold und Lapislazuli umsetzen könnte. Der Gedanke, dass er das geliebte Bild wohl nie wieder sehen würde, nahm ihn gefangen. Einer Galionsfigur gleich stand er im Bug

und sah nach links auf die gewaltige Masse der Santa Maria della Salute, die, von einer weißen Kuppel gekrönt, durch das Dunkel leuchtete. Der Grundstein für die große Kirche war in Corradinos Geburtsjahr 1631 gelegt worden, zum Dank an die Heilige Jungfrau, die die Stadt von der Pest befreit hatte. Seine ganze Kindheit und Jugend hindurch war das Bauwerk emporgewachsen, und nun, im Jahre seines Todes, war es noch immer nicht ganz vollendet. Er hatte den prachtvollen Anblick selten bei Tageslicht genießen können, und auch jetzt war keine Zeit dafür. Als er den Canal Grande überquerte, vernahm er den müden Ruf eines Fährmanns auf der Suche nach Fahrgästen für sein Traghetto. Das schwarze Boot erinnerte ihn an eine Trauergondel. Corradino erschauerte. Sollte er seine weiße Bauta-Maske abnehmen, sobald er den Fuß ans Ufer gesetzt hatte? Es war schließlich ein magischer Augenblick, und es wäre eine große Geste, passend zu seiner Heimkehr zur Serenissima.

Nein, eines muss ich noch erledigen, bevor sie mich finden.

Am Ufer legte er sich zum Schutz gegen die feuchten Abendnebel den schwarzen Umhang um und schritt, das Gesicht unter dem Dreispitz und der Bauta verborgen, quer über die Piazzetta. In seinem traditionellen Tabaro-Kostüm, schwarz von Kopf bis Fuß, bis auf die weiße Maske, würde er wohl lange genug unerkannt bleiben, um sein Vorhaben auszuführen. Die Bauta war eine geisterhaft wirkende Maske, die wie die Schaufel eines Totengräbers geformt war. Sie hatte eine kurze Nase und ein langes Kinn, die den Klang der Stimme unheimlich verzerrten. Kein Wunder, dachte Corradino, dass ihr Name von «Baubau» abgeleitet wird, dem «bösen Tier», mit dem Eltern ihren ungezogenen Kindern drohten.

Rasch ging er zwischen den beiden Säulen von San Marco und San Teodoro hindurch, die weiß und ebenmäßig in den Abendhimmel ragten. Der Heilige und die Schimäre, die auf ihnen

thronten, verloren sich in der Dunkelheit. Er lief schneller, denn seinem tief verwurzelten Aberglauben nach brachte es Unglück, sich längere Zeit hier aufzuhalten. Es war der Ort, an dem die Verbrecher hingerichtet wurden - man hängte sie entweder an den Säulen auf oder begrub sie lebendig an deren Fuß. Unwillkürlich schlug Corradino das Kreuzzeichen und musste gleich darauf über sich selbst lachen. Wie hätte er noch mehr Unglück auf sich laden können, als er ohnehin schon hatte? Er beschleunigte seinen Schritt.

Doch, ein Unglück gäbe es noch, das mich gänzlich vernichten könnte: Wenn ich es nicht schaffe, meine letzte Aufgabe zu erfüllen.

Corradino trat auf die Piazza San Marco. Alles, was ihm einst lieb und vertraut gewesen war, hatte jetzt fremde, geradezu unheimliche Züge angenommen. Im hellen Licht des Mondes wirkte der Schatten des Campanile bedrohlich - wie ein schwarzes Messer, das bereit war, auf sein Opfer niederzufahren. Aufgeschreckte Tauben umflatterten Corradinos Kopf wie böse Geister. Endlose Reihen dunkler Bogengänge, die sich rings um die Piazza zogen - wer konnte schon sagen, was in ihren Schatten lauerte? Durch das große, offene Portal warf Corradino einen Blick in das vom Kerzenglanz erhellte Gewölbe der Basilica di San Marco. Eine Insel aus Licht inmitten einer finsternen Welt - für einen kurzen Augenblick hob sich seine Stimmung bei diesem Anblick.

Vielleicht ist es doch noch nicht zu spät, um sich in dieses Gotteshaus zu flüchten? Vielleicht gewähren mir die Priester noch Gnade und Zuflucht.

Vergebens. Diejenigen, die ihn jagten, hatten auch den edelsteinbesetzten Schrein bezahlt, der die Knochen von Venedigs Schutzheiligem barg. Sie hatten die unermesslich kostbaren, glitzernden Mosaiken gestiftet, die die Wände der Kirche zierten und

in denen sich jetzt das Kerzenlicht spiegelte. Dort gab es für Corradino keine Zuflucht, keinen Schutz. Und keine Gnade.

Er eilte an der Basilika vorbei durch den Bogen des Torre deH'Orologio und gestattete sich lediglich einen kurzen Blick auf die riesige Uhr. An diesem Abend schienen die Phantasiegeschöpfe des Tierkreises in einem feierlichen Reigen über das Zifferblatt zu wandern, einem Totentanz gleich. Aber Abschied zu nehmen quälte ihn nur, also richtete er den Blick fest auf das Straßenpflaster. Doch auch das linderte seinen Schmerz nicht, denn plötzlich kamen ihm die schönen Tessere-Glasarbeiten in den Sinn, die er so oft gefertigt hatte. Dabei mussten unregelmäßig geformte, vielfarbige Glasbröckchen erhitzt und miteinander verschmolzen werden, bevor man aus der Masse ein herrliches Gefäß blasen konnte, zart und bunt wie die Flügel eines Schmetterlings.

Ich weiß, ich werde niemals wieder Glas berühren.

Als er die Merceria dell'Orologio erreichte, bauten die Markthändler gerade ihre Stände ab. Corradino kam bei einem Glashändler vorbei, der seine Waren wie Kleinodien aufweichen Kissen aufgebahrt hatte. Vor Corradinos innerem Auge begannen die Pokale und Glasperlenketten rosig zu glühen, und er sah, wie sich im Feuer ihre Formen auflösten. Er glaubte, wieder die Hitze des Ofens zu spüren und den Geruch nach Schwefel und Quarzsand einzuatmen. Seit seiner Kindheit verband er mit brennendem Glas ein Gefühl von Geborgenheit. Jetzt jedoch erschienen ihm die heißen Werkstätten voller Schwefelqualm wie die Vorboten der Hölle. Und war das nicht der richtige Ort für einen Verräter? Für den Florentiner Dante bestand daran kein Zweifel. Würde er, Corradino, ebenso wie Brutus und Cassius und Judas von Luzifer verschlungen werden? Würden sich die Tränen des Teufels auch mit Corradinos Blut mischen, während sein Körper entzweigerissen wurde? Vielleicht würde er, Corradino, aber auch -

wie es die verdienten, die ihre Familien verraten hatten - für alle Ewigkeit in einem See eingeschlossen, der durch den Frost nicht mehr aus Wasser, sondern aus undurchdringlichem Glas zu bestehen schien - «un lago che per gelo avera di vetro e non d'acqua sembante ...» Corradino lächelte beinahe, als er sich an die Worte des Dichters erinnerte. Ja, das wäre eine durchaus passende Strafe; Glas war sein Leben gewesen, warum sollte es nicht auch sein Tod sein?

Nicht, wenn ich noch dieses Letzte tue. Nicht, wenn ich mich von meinen Sünden befreien kann.

Unvermittelt bog er vom Weg ab und schritt eilig über schmale Brücken und durch gewundene, calle genannte Gässchen zurück zur Riva degli Schiavoni. Hier und da brannten Kerzen in Heiligennischen und erhellten mit ihrem Glanz das Gesicht der Jungfrau Maria.

Ich wage es nicht, ihr ins Antlitz zu schauen, noch nicht.

Endlich erblickte er den warmen Lichtschein, der aus dem Waisenhaus Ospedale della Pietà fiel, und hörte den leisen Klang der Violen, der aus dem Inneren drang.

Vielleicht ist sie es, die da spielt - ich wünschte, es wäre so, aber ich werde es nie erfahren.

Er ging an einem vergitterten Fenster vorüber, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und schlug an die Tür. Als die Magd mit einer Kerze erschien, raunte er ihr, ehe sie fragen konnte, «Padre Tommaso - subito!» zu. Er kannte die Magd - ein mürrisches Frauenzimmer, das sich gern stur stellte -, doch heute Abend klang seine Stimme so eindringlich, dass sie sich auf dem Absatz umdrehte und davoneilte, um den Priester zu holen.

«Signore?»

Corradino öffnete seinen Umhang, zog einen mit Blattgold verzierten Lederbeutel hervor und steckte das Büchlein mit den Pergamentseiten hinein. Aus diesen Aufzeichnungen würde sie erfahren, was geschehen war, und vielleicht würde sie ihm eines Tages verzeihen. Er blickte sich rasch in der düsteren Gasse um - nein, es konnte ihn keiner gesehen haben.

Sie dürfen nicht wissen, dass sie das Buch hat.

Corradino flüsterte so leise, dass nur der Priester ihn hören konnte: «Padre, nehmt dieses Geld für die Waisen der Pietä.» Mit den üblichen Dankesworten wollte der Priester nach dem Beutel greifen, doch Corradino hielt das Täschchen fest, bis er gezwungen war, ihm in die Augen zu blicken. Pater Tommaso allein sollte wissen, wer er war.

«Für die Waisen», wiederholte Corradino mit Nachdruck.

Überrascht weiteten sich die Augen des Priesters. Er hatte ihn erkannt. Der Geistliche drehte die Hand um, mit der Corradino ihm den Beutel hinhielt, und betrachtete aufmerksam seine Fingerspitzen. Sie waren ganz glatt, ohne Linien. Als er zum Sprechen ansetzte, blitzten die Augen hinter der Maske warnend auf. Da sagte der Pater bloß: «Ich werde dafür sorgen, dass sie es bekommen.» Und dann fügte er hinzu, so als wüsste er, was geschehen würde: «Möge Gott Euch beschützen.» Für einen Augenblick trafen sich eine kalte und eine warme Hand, dann fiel die Tür ins Schloss.

Ziellos setzte Corradino seinen Weg fort. Als er weit genug von dem Waisenhaus entfernt war, nahm er endlich seine Maske ab.

Soll ich einfach weitergehen, bis sie mich einholen? Wie wird es vor sich gehen?

Plötzlich wusste er, wohin er sich wenden würde. Die Nacht brach herein, während er durch die Straßen eilte, und die Wellen des Kanals schlugen leise an die Ränder der Calli. Es klang wie ein Lebewohl. Nun vernahm Corradino die Schritte, die ihm in gleichmäßigem Abstand folgten. Er lief bis zur Calle della Morta - der Straße des Todes -, dort blieb er erwartungsvoll stehen. Die Schritte verhallten. Ohne sich umzudrehen, wandte Corradino sein Gesicht zum Kanal und fragte leise: «Wird Leonora in Sicherheit sein?»

Das Schweigen schien kein Ende nehmen zu wollen. Dann endlich antwortete eine Stimme, trocken wie Staub: «Ja. Ihr habt das Ehrenwort der Zehn.»

Corradino atmete erleichtert auf. Jetzt war er bereit für das Ende.

Als das Messer in seinen Rücken drang, lächelte er wissend, noch bevor er den Schmerz spürte. So glatt und geschmeidig, wie das Messer zwischen seine Rippen glitt, konnte das nur eines bedeuten. Er lachte freudlos auf - das alles hatte etwas Ironisches. Da war er extra zum Hafen geeilt, um seinem Tod einen würdevollen Glanz zu verleihen, und jetzt das. Wie töricht war er doch gewesen, sich für einen Helden zu halten, der mit großartiger Geste sein Leben opferte! In Wahrheit waren sie es gewesen, die den letzten Akt theatralisch in Szene gesetzt hatten. Überaus passend hatten sie seinen Abgang geplant - wie das Ende eines Maskenballs. Ein wahrhaft venezianischer Abgang. Sie hatten ihn mit einem Dolch aus Glas getötet - aus Muranoglas.

Wahrscheinlich habe sogar ich selbst ihn gefertigt.

Die Luft wurde knapp, und sein Lachen wandelte sich in ein flaches Röcheln. Er spürte, wie der Mörder die Klinge herumdrehte, um den Griff abzubrechen, und wie sich die Wunde über der Klinge schloss. Jetzt blieb nichts außer einer kleinen Schramme an jener Stelle zurück, an der die Waffe in seinen Körper gedrungen war. Corradino kippte vornüber in den Kanal, und unmittelbar bevor er aufschlug, erblickte er zum ersten und letzten Mal in seinem Leben das Spiegelbild seiner Augen im Wasser. Er sah einen Narren, der über seinen eigenen Tod lachte. Dann schlugen die Wellen über seinem Körper zusammen, und er versank in den eisigen Tiefen, bis nichts als ein kleines Gekräusel auf der Wasseroberfläche zurückblieb.

Salvatore Navarro, der neue Meister der Fondaria von Murano, beobachtete aus dem Schatten der Calle della Morta heraus entsetzt das Geschehen. Ein Handlanger der Zehn hatte ihm Zeit und Ort genannt und ihm unter Androhung der Todesstrafe befohlen, sich hier einzufinden. Angesichts der Tatsache, dass sein Vorgänger Giacomo del Piero in den Bleikammern den Tod gefunden hatte, hatte Salvatore nicht gewagt, sich zu widersetzen. Während er hilflos zusehen musste, wie der große Corradino Manin den Tod fand - ein Mann, zu dem er seit seiner Lehrzeit aufgeblickt hatte -, wurde ihm klar, dass er Zeuge des Geschehens sein sollte. Seine Aufgabe war es, nach Murano zurückzukehren und allen zu erzählen, was sich zugetragen hatte. Es war eine Warnung an ihn und alle anderen Glasbläser.

Kapitel 39

Das Notizbuch

Alessandro stieg hinter dem Küster die enge Wendeltreppe empor, die sich aus der Sakristei nach oben wand.

«Es ist eigentlich gar keine richtige Bibliothek», klärte der Küster ihn auf. «Früher einmal hatten wir hier eine bedeutende Sammlung handgeschriebener Partituren von Vivaldi. Als seine Popularität in den dreißiger Jahren immer mehr zunahm, wurde die Sammlung versichert und angemessen untergebracht. Sie befindet sich jetzt in einem Museum in Wien, dort, wo der Komponist starb. Studieren Sie die Musik Vivaldis?» Der Küster wartete Alessandros Antwort nicht ab, sondern rasselte mit der Routine eines Fremdenführers Einzelheiten aus dem Leben des Priesters und Komponisten herunter. Normalerweise hätte sich Alessandro sehr für diese Geschichten interessiert, heute aber musste er sich zwingen, höflich zuzuhören. Am liebsten hätte er sich an dem alten Mann vorbeigedrängt und wäre in die Bibliothek hochgestürmt. Mit jeder Stufe wuchs seine Nervosität. Als sie endlich vor einer alten Tür standen, sah er zappelig vor Ungeduld zu, wie der Küster seelenruhig mit einem Dutzend Schlüsseln herumhantierte, bis er schließlich den richtigen gefunden hatte. Die Tür öffnete sich.

Durch ein einziges Bogenfenster fiel spärliches Licht in den kleinen Raum. Goldene Staubpartikel tanzten in den Sonnenstrahlen. In dem Luftzug, der durch die offene Tür drang, raschelte das Papier der alten Schriftstücke wie trockenes Herbstlaub. Zahllose Bücher, die keinen Platz mehr in den staubigen Regalen gefunden hatten, türmten sich daneben in hohen Stapeln bis zur Decke. Alessandro achtete nun nicht mehr auf die Worte des Küsters, sondern blickte sich um. Wenn das, was er suchte, tatsächlich hier war, würde er es finden. Entschlossen wandte er sich an seinen Begleiter.

«Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Hilfe, Signore. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich hier ein wenig umsehe? Ich möchte Sie nicht aufhalten, Sie haben sicher andere Dinge zu erledigen. Ich verspreche Ihnen, dass ich vorsichtig mit den Büchern umgehen werde.»

Der Küster schaute zunächst verdutzt, doch dann bildeten sich in seinen Augenwinkeln kleine Lachfältchen. Er konnte Alessandros Interesse nur zu gut verstehen. Als Mann der Kirche brachte er allen Menschen Vertrauen entgegen und hatte daher nichts dagegen, ihn hier oben allein zu lassen. Er tätschelte Alessandros Arm. «Eine Privatangelegenheit, ich verstehe. Ich bin unten, wenn Sie mich brauchen.»

Alessandro bedachte ihn mit seinem liebenswürdigsten Lächeln und wartete, bis sich der Mann entfernt hatte. Dann machte er sich an die Arbeit.

Es gab hier etwa tausend Bücher. Das waren nicht allzu viele. Das, was er suchte, musste eigentlich an seiner Größe leicht zu erkennen sein. Wahrscheinlich würde seine Suche nur ein paar Stunden dauern.

Doch schon nachdem er zwei der Stapel mit ledergebundenen Notenblättern und Gesangbüchern inspiziert hatte, sah er es. Zwischen zwei Bänden klemmte ein kleines Pergamentbüchlein mit einem kalbsledernen Einband - beste venezianische Handarbeit. Es hatte genau die erwartete Größe.

Ein Notizbuch. Ein Tagebuch.

Alessandro ließ sich auf dem staubigen Fußboden nieder. So wie er da saß, in seinem Botticelli-Samtkostüm in dieser staubigen Kammer voller alter Schriftstücke, hätte er aus einem anderen Jahrhundert stammen können. Dank des Sonnenlichts, das schräg durch das Fenster fiel, wirkte die Szene wie ein altes Gemälde.

Mit zitternden Händen schlug Alessandro das Buch auf - das war es, was er gesucht hatte: Corradinos Notizbuch existierte tatsächlich noch! Fand Leonoras Suche hier womöglich ihr Ende? Er blätterte die dünnen Seiten um und betrachtete verwundert die

kleine Handschrift, die detaillierten Skizzen, die hingekritzelten Maßangaben und Berechnungen. Alessandro hielt inne - was, wenn dieses Buch Leonoras Befürchtungen bestätigte?

Und tatsächlich, Alessandro brauchte nicht lange zu blättern. Hastig wischte er die schweißnassen Hände an seiner Kleidung ab. Hier hatte er den endgültigen, unwiderruflichen Beweis - die letzten Seiten enthielten Maße und Skizzen für den Spiegelsaal von Versailles. Alessandro hätte weinen mögen. Zwar hatte er das Geheimnis gelüftet, doch konnte er Leonora keine guten Neuigkeiten bringen.

Leonora.

Sein Blick fiel auf den Namen, den er diverse Male in dem Büchlein entdeckte. Hier, auf der letzten Seite, war die Handschrift anders - flüchtig und wie gehetzt, nicht mehr so akkurat wie sonst. Ein paar der Buchstaben waren verwischt - von Tränen? Von Spritzern der Gischt? Alessandro las den Brief, den Corradino seiner Tochter geschrieben hatte. Es war ein Brief, wie ihn auch Alessandro seiner Leonora hätte schreiben können.

Kapitel 40

Der Rubinring

Jemand weinte und schrie. Wand sich auf den blutigen Laken. War sie selbst das?

Wie viele Stunden geht das nun schon so?

Nonnen und ein Arzt, alle in blauen Kitteln, standen besorgt um sie herum. Gürtel mit Messelektroden spannten sich um ihren Leib, der sich in Krämpfen wand. Neben ihr ratterte ein Wehen-

schreiber. Die Nadel zuckte wild über das Papier. Als die nächste Wehe über sie hinwegflutete, verdunkelten sich ihre Augen vor Qual, und sie rief wieder und wieder nach Alessandro. Und endlich, o Wunder, kam die Antwort. Es war keine Ausgeburt ihrer Phantasie, die ihr geplagter Geist ihr vorgaukelte - leibhaftig stand er hier neben ihrem Bett und hielt ihre feuchte Hand fest. Bei der nächsten Wehe drückte sie mit aller Kraft seine Finger, dann lichteteten sich die Nebel wieder, und sie konnte ihn deutlich erkennen. Er bedeckte ihre Hände und Stirn mit Küssen. In der Hand hielt er ein Buch. Das laute Rauschen des Blutes in ihren Ohren wurde von seiner Stimme übertönt:

«Er kehrte zurück! Corradino kehrte zurück!»

Der Schmerz verebbte. Leonora wusste, dass ihr genug Zeit für ein paar Worte blieb, bis die nächste Wehe einsetzte.

«Ist mir egal. Bitte lass mich nicht allein.»

«Nie wieder», hörte sie ihn sagen, bevor der Schmerz erneut über ihr zusammenschlug und alle anderen Gefühle auslöschte. Leonora merkte nicht, dass er ihr einen Ring an den Finger steckte, mit einem Rubin so rot wie die Glut in einem Glasofen.

Den ganzen Tag über hatte Alessandro die kleine Schatulle mit sich herumgetragen. Er hatte sich bereits vor einiger Zeit vorgenommen, ihr Karneval einen Heiratsantrag zu machen - deshalb war er auch am Abend zuvor so aufgereggt gewesen. Doch so hatte er sich das Ganze wahrlich nicht vorgestellt: zunächst ihr Streit, der fast alles zerstört hatte, nun das. Sie würde seinen Antrag weder hören noch beantworten können! Ihm war klar, dass er bis zum nächsten Tag warten musste, dann würde er sie mit einem Blumenstrauß in aller Form um ihre Hand bitten. Den Ring musste sie allerdings unbedingt heute schon haben. Womöglich war es morgen ja zu spät.

Kapitel 41

Der Brief (Teil I)

Ganz still lag Leonora da. Alessandro stand neben ihr, Tränen in den Augen, und hielt ihre Hand. Die Hand mit seinem Ring. Sie hatte es überstanden.

Und der Lohn für all die Qual? Der schlief auch, in einem durchsichtigen Kunststoffbettchen neben ihrem Bett. Ein kleines, vollkommen geformtes Wesen, dessen zerknittertes Gesicht noch von der überstandenen Anstrengung zeugte. Für Alessandro war es neben Leonoras das schönste Antlitz der Welt. Sein Sohn.

Alessandro war gerade noch rechtzeitig gekommen, um die Geburt mitzuerleben. Die Ereignisse der vergangenen Nacht erschienen ihm inzwischen wie ein böser Traum. Nachdem er Corradinos Brief gefunden hatte, war er triumphierend zu Leonoras Wohnung gelaufen, doch sie war nicht dort gewesen. Gott sei Dank hatte er dort das blinkende rote Lämpchen des Anrufbeantworters bemerkt. Die Nachricht vom Krankenhaus. Hals über Kopf war er dorthin geeilt, von namenloser Furcht erfüllt.

Leonora rührte sich, öffnete die Augen. Das Blut kehrte in ihre bleichen Wangen zurück. Sie war nun nicht mehr der Frühling, sondern der Sommer in seiner ganzen Pracht - gesegnet mit einem gesunden Sohn. Zum ersten Mal, seit er erwachsen war, dankte Alessandro Gott. Dann küsste er Leonora sanft, und sie lächelte. Als ob das Baby spürte, dass seine Mutter wach war, erwachte es ebenfalls. Der kleine Junge öffnete seine Augen, und seine Eltern lächelten einander gerührt an. Behutsam hob Alessandro seinen Sohn hoch und barg ihn an seiner Brust. So winzig klein und doch ganz und gar lebendig ... Er trat mit dem Kind zur Tür.

«Wohin gehst du?» In Leonoras Stimme lag ein Anflug mütterlicher Sorge.

«Mein Sohn und ich machen einen Spaziergang. - Keine Angst, wir lassen dich nur ein paar Minuten allein»,

fügte er hinzu, als er Leonoras Gesicht sah. «Du solltest dich ausruhen. Aber vorher lies das da.» Er wies mit einem Nicken auf Corradinos Buch, das auf der Bettdecke lag.

«Auf der letzten Seite befindet sich ein Brief an dich.»

«An mich?», fragte Leonora erstaunt. Aber Alessandro war schon mit ihrem Sohn aus dem Zimmer gegangen. Mit ihrem gemeinsamen Sohn. Sie war so überwältigt von ihrem Glück, dass sie kaum die Geduld zum Lesen aufbrachte. Doch dann fiel ihr Blick auf ihren Namen, der auf der letzten Pergamentseite stand. Neugierig begann sie zu lesen.

Leonora mia,

ich werde dich nicht wiedersehen. Während ich diese Zeilen schreibe, bereitet man meinen Tod vor. Welcher Vergehen ich mich schuldig gemacht habe? Ich bin vom rechten Pfad abgekommen, ich habe mich gegen den Staat versündigt und muss nun meine Strafe erleiden. Aber was das Schlimmste ist: Zwei gute Männer, Giacomo del Piero und Jacques Chauvire, haben wegen meiner Taten den Tod gefunden.

Dennoch bitte ich dich inständig, nicht allzu schlecht von mir zu denken. Erinnerst du dich an den Tag, als ich kam, um dir Lebewohl zu sagen, und dir das Glasherz gab? Damals bin ich nach Frankreich gegangen und habe die Geheimnisse der Glasherstellung verraten. Doch nun werde ich nach Venedig heimkehren und meine Schuld sühnen. Dann wird das Glas in Sicherheit sein

- und vor allem du wirst in Sicherheit sein, das hat man mir versprochen. Ein letztes Mal werde ich meine Schritte durch Venedig lenken und dir dieses Buch bringen. Ich hoffe, es gelingt. Es wäre schrecklich, wenn man mich aufspürt, bevor ich die Pietä erreiche und dir diese Zeilen hinterlassen kann. Du würdest die Wahrheit nie erfahren und mich auf ewig hassen ...

Hüte das gläserne Herz gut und denke an mich. Erinnerst du dich noch, wie wir beim Abschied unsere Hände aneinandergelegt haben? Finger an Finger und Daumen an Daumen ... Vergiss es nie.

Wenn du diese Zeilen liest, erinnere dich daran, erinnere dich an mich, wie ich an jenem Tag war. Und Leonora, meine einzige Leonora, denke immer daran, wie sehr dein Vater dich geliebt hat und bis in den Tod hinein lieben wird ...

Tränen tropften auf Leonoras Krankenhausbett. Der Damm war gebrochen, endlich weinte sie - um Corradino, aber auch um Giacomo. Um ihre Mutter, ihren Vater und um Stephen. Sie alle waren ihre Vergangenheit. Doch als kurz darauf ihre Zukunft ins Zimmer trat, lächelte sie schon wieder und streckte die Arme nach ihrem Sohn aus. Corradinos Buch hatte sie vorsichtig auf den Nachttisch gelegt. Es würde bald in die Pietä zurückkehren, zu dem freundlichen Küster, der so verständnisvoll gewesen war, als Alessandro ihn bestürmt hatte, es sich ausleihen zu dürfen.

Kapitel 42

Der Brief (Teil II)

Padre Tommaso stieg die Treppe zur Ankleidekammer der Mädchen hinauf. Er erwartete, die Braut im Kreise der anderen

Waisen vorzufinden, die mit aufgeregtem Gezwitscher ihr Kleid und ihre Frisur begutachteten. Stattdessen traf er das Mädchen, das ihm seit dem Tod ihres Vaters wie eine Tochter und die Freude seines Alters gewesen war, allein an. Tief gerührt sah er sie, den blonden Kopf gesenkt, in dem sonnenbeschiedenen Fleck unter dem Fenster knien.

Leonora war im Gebet versunken. Sie hielt das Glasherz fest umklammert.

Padre Tommaso fiel dabei wieder ein, dass das kostbar gefasste gläserne Herz, das sie anstelle eines Kreuzes um den Hals trug, das letzte Geschenk ihres Vaters gewesen war. Er hatte es ihr gegeben, kurz bevor er gestorben war. Es war offensichtlich, dass sie an Corradino dachte. Und nur natürlich, wie der alte Pater fand. Ein jeder würde am Tage seiner Hochzeit seiner verstorbenen Eltern gedenken. Das machte es ihm auch leichter, ihr die Nachricht zu überbringen, die nun nicht mehr länger aufzuschieben war. Mit gesenktem Kopf wartete er, bis sie ihre Gebete beendet hatte, und erwog derweil sorgfältig seine Worte. Sie lächelte ihm zu. «Padre? Wartet man schon auf mich?»

«Ja, mein Kind. Aber darf ich, bevor wir hinuntergehen, noch kurz mit dir reden?»

Ein fast unmerklicher Schatten zog über ihr Gesicht, dann klärten sich ihre Züge wieder. «Aber gewiss.» Der Pater ließ sich langsam auf einen Betschemel nieder und betrachtete liebevoll das bildschöne und herzensgute Mädchen. Er versuchte sich zu erinnern, wie sie ausgesehen hatte, als Corradino sie zum letzten Mal sah - ein junges, ein wenig ernsthaftes Mädchen, das ihrer Viola wunderschöne Töne entlocken konnte. Nun war sie

eine Frau - in einem Brautkleid aus Silberbrokat, das gelockte Haar mit Mondsteinschmuck verziert -, die im Begriff stand, in eine der mächtigsten Familien Norditaliens einzuheiraten.

«Bist du glücklich mit dieser Verbindung, Leonora? Steht Signor Visconti-Manin deinem Herzen auch wirklich nahe, oder hat sein Reichtum deine Sinne verwirrt? Ich weiß wohl, dass sein Gold eine große Verlockung für ein Waisenmädchen wie dich darstellen muss ...»

«Nein, Padre», unterbrach Leonora ihn mit fester Stimme. «Ich liebe ihn wahrhaftig. Sein Reichtum bedeutet mir nichts. Ihr dürft nicht vergessen, dass er als Zweitgeborener ursprünglich nichts zu erwarten hatte. Deshalb kam er nach Venedig - um Geschichte zu studieren und den venezianischen Zweig seiner Familie aufzuspüren. Erst nachdem sein Vater und sein Bruder gestorben waren, fiel ihm das Erbe zu. Ich liebe ihn - und liebte ihn bereits, bevor er zu Reichtum kam. Er ist ein herzensguter, gottesfürchtiger Mann. Er will sich hier in Venedig niederlassen, seine Kinder sollen den Namen Manin tragen. Ich bin darüber sehr froh, denn so kann ich in Eurer Nähe bleiben. Ich hoffe doch ... dass Ihr weiterhin mein Beichtvater sein werdet?»

«Aber natürlich, cara mia. Meine alten Augen würden dich sonst viel zu sehr vermissen.» Der Priester seufzte lächelnd. Er war beruhigt. Corradino hätte sich sicher gefreut, dass seine Tochter eine so gute Partie machte. Doch nun musste Padre Tommaso sein eigentliches Anliegen vorbringen. «Leonora, erinnerst du dich noch an deinen Vater?»

«Gewiss erinnere ich mich an ihn. Mit großer Zärtlichkeit, obgleich er mich verlassen hat und nicht wie versprochen zurückkehrte.» Traurig umfasste sie das Glasherz. «Er gab mir dies hier, und ich habe es seither immer getragen, so wie er es wollte. Was bringt Euch gerade jetzt auf ihn?»

Padre Tommaso verschränkte die Hände und seufzte. «Dass er nie mehr zurückgekehrt ist, stimmt nicht ganz, mein Kind. Er kam noch einmal hierher und gab mir etwas für dich.»

Das Mädchen sprang auf und starrte ihn mit großen Augen an. «Er kam zurück? Wann? Ist er noch am Leben?», fragte sie aufgeregt.

«Nein, Leonora. Das Ganze ist schon viele Jahre her. Du warst damals noch ein Kind. Versteh bitte - ich konnte es dir nicht sagen. Erst jetzt, als erwachsene Frau, kannst du es vielleicht verstehen.» «Was verstehen? Was hat er für mich hinterlassen?»

«Er hinterließ dir genug Gold für deine Erziehung und für eine ansehnliche Mitgift. Und dann noch ... das hier.» Die knotige alte Hand hielt ihr das Pergamentbüchlein hin. «Dein Vater war ein Genie, doch er war nicht frei von Sünde. Lies das - vor allem die letzten Seiten - und bilde dir dein eigenes Urteil. Ich lasse dich jetzt für eine Weile allein.»

Padre Tommaso begab sich in die angrenzende Kammer und versank andächtig im Gebet. Leonora brauchte so lange, dass er schon fürchtete, die Hochzeitgesellschaft unten in der Kirche würde ungeduldig werden. War es ein Fehler gewesen, ihr das Buch zu zeigen? Endlich öffnete sich die Tür, und Leonora trat heraus. In ihren Augen glitzerten Tränen wie Glastropfen.

«Mein Kind!» Der Pater war bestürzt. «Ich hätte es dir nicht geben sollen.»

Leonora warf sich ihm an die Brust und umschlang seinen gebrechlichen Leib. «O doch, Vater, doch! Ihr habt das Richtige getan. Versteht Ihr denn nicht? Jetzt kann ich ihm endlich vergeben. Er hat sich versündigt, damit wir zusammen sein können.

Zwar ist er nicht zu mir zurückgekehrt, wie er versprochen hatte, aber er hat sein Leben für meines hergegeben.» Sie lächelte.

«Und er hat mich geliebt!»

Als Leonora Manin am Arm von Padre Tommaso durch den Mittelgang der Kirche Santa Maria della Pietä schritt -dem Ort, an dem sie einundzwanzig Jahre ihres Lebens verbracht hatte -, sangen die Waisenmädchen besonders lieblich, wie mit Engelsstimmen. In einem prächtigen, golddurchwirkten Gewand stand Lorenzo Visconti-Manin am Altar und wartete auf seine Braut. Padre Tommaso blickte mit einiger Missbilligung auf den ganzen Putz - bis sich der Bräutigam umdrehte und Leonora mit Tränen in den Augen entgegenblickte. Als der Pater sie ihrem Ehemann übergab, fasste sich das Paar nicht bei den Händen, so wie es üblich war. Lächelnd und mit einer Selbstverständlichkeit, als hätten sie die rituelle Geste oftmals geübt, streckte jeder eine Hand aus, und sie legten Fingerspitze an Fingerspitze, Daumen an Daumen, bis ihre Hände einem Stern glichen.

Kapitel 43

Im «Do Mori»

Salvatore Navarro, wegen eines Auftrags in die Cantina «Do Mori» bestellt, war weniger überrascht als vielmehr entsetzt, als die Stimme ihn nicht auf Venezianisch, sondern auf Französisch begrüßte. Man hatte ihn zwar gewarnt, dass so etwas passieren könnte, doch ernsthaft gerechnet hatte er damit nicht. Sofort hatte er das Bild Corradino Manins vor Augen, wie dieser mit einem Glasdolch im Rücken vornüber in die eisigen Fluten des Kanals stürzte, sich seine Kleider voll Wasser sogen und ihn in die Tiefe zogen. Auf der Stelle und ohne der Stimme auch nur eine Spur von Aufmerksamkeit zu schenken, stand Salvatore auf und ver-

ließ die Cantina, so als würde ihn jede Minute, die er in Gesellschaft dieses Mannes verbrachte, zum Verräter stempeln.

In der Abendluft keuchend, rannte Salvatore die Calle dei Mori hinunter bis zum Kanal. Ängstlich blieb er stehen und lauschte aufmerksam, ob nicht Schritte hinter ihm erklangen. Endlich vernahm er voller Erleichterung den vertrauten Ruf «gondola gondola gondola». Er gab dem Gondoliere ein Zeichen, stieg ein, lehnte sich in die Samtkissen zurück und wies den Bootsführer an, zum Dogenpalast zu fahren. Dann erst begann Salvatore unkontrolliert zu zittern.

In der Gaststube des «Do Mori» zuckte Duparcmeur gleichgültig mit den Schultern und trank einen Schluck von seinem Wein. Durch Corradinos Tod war den Glasbläsern offenbar eine Warnung hinterbracht worden, es war nur zu verständlich, dass Salvatore nicht gewillt war, in seine Fußstapfen zu treten. Doch früher oder später würde jemand dem Gold des Königs nicht widerstehen können, das war sicher. Duparcmeur betrachtete sein Glas und überlegte -ja, er hatte noch Zeit genug, seinen Wein auszutrinken und zu verschwinden, bevor der von Salvatore alarmierte Rat der Zehn einen seiner Handlanger schickte. Er nahm einen großen Schluck. Der Wein hier war wirklich ganz ausgezeichnet.

Kapitel 44

Leonoras Herz

Es war eine schwere Geburt gewesen, daher musste Leonora noch einen weiteren Tag im Krankenhaus bleiben. Sie war keine geduldige Patientin, sie wollte nach Hause und war froh, als sie endlich gehen durfte.

Die kleine Familie nahm vom Krankenhaus aus ein Boot. Als sie durch die Kanäle fuhren, weidete Leonora sich am Anblick der Paläste und Brücken, als sähe sie sie mit neuen Augen. Sie hatte sich wieder mit Venedig versöhnt, ja, liebte es von ganzem Herzen, und die Stadt gab ihr die Liebe zurück. Hier gehörte sie hin. Hier hatte sie ihrem Kind das Leben geschenkt und hier sollte es aufwachsen. Und was Corradino anbelangte - sie hatte ihm verziehen.

Leonora hatte sich im Krankenhaus sehr nach ihrer ruhigen, gemütlichen Wohnung gesehnt. Zwar würde dort bald das Chaos ausbrechen - im Flur türmten sich bereits Alessandros Habseligkeiten -, aber sie freute sich unbändig darüber, dass er bei ihr einziehen würde. Als sie die Tür aufdrückte, fiel ihr Blick auf den Rubinring an ihrer Hand, und sie musste an den Augenblick im Krankenhaus denken, als Alessandro ihr zu ihrer Überraschung einen förmlichen Heiratsantrag gemacht hatte. Sie hatte natürlich ja gesagt.

Hinter ihr kam Alessandro die Treppe herauf. Er trug seine kostbare Last in einer Babytragetasche und stellte sie behutsam neben dem Bett ab. Ihrem Ehebett. Die Madonna vom Heiligen Herzen lächelte gütig auf die drei Menschen herab. Das Herz loderte in ihren Händen, und jetzt verstand Leonora - das Herz war ihr Sohn.

Während der ersten aufregenden Wochen, die von ständigem Stillen und gestörter Nachtruhe gekennzeichnet waren, hatte Alessandro Urlaub. Daher war er auch anwesend, als ein unerwarteter Besucher eintraf. Hinter einem riesigen Blumengebinde verborgen trat Adelino in die Wohnung, küsste Leonora und Alessandro auf beide Wangen und tätschelte den Kleinen behutsam. Das Baby lag auf einem Schaffell in der Wohnküche und war, wie schon seine Mutter und Großmutter vor ihm, ganz verzaubert von den Lichtreflexen, die das Wasser des Kanals auf die Zim-

merdecke malte. Es griff nach Adelinos Zeigefinger und hielt ihn fest umklammert.

«Er ist stark», bemerkte Adelino. «Das ist sehr gut für seinen zukünftigen Beruf.» Er blies die Backen auf, als blase er einen Külbel, und ließ dann die Luft mit einem kleinen Knall entweichen. Das Baby beobachtete ihn fasziniert. Alessandro hatte für ihn den Polstersessel näher herangezogen, und Adelino ließ sich nun darauf nieder. «Also», begann der alte Mann, «ich habe zwei Geschenke mitgebracht: eines für die Mutter und eines für den Sohn. Für den Vater habe ich nichts, aber der besitzt ja auch schon alles, was sein Herz begehrt.» Adelino zwinkerte Alessandro zu. «Und jetzt - lady's first.» Er zog eine zusammengefaltete Zeitung aus der Tasche und reichte sie Leonora. Bei ihrem Anblick zuckte Leonora ein wenig zurück, da sie sich mit Schrecken an die schlimmen Ereignisse der Vergangenheit erinnerte.

«II Gazzettino.»

Sie blickte zu Alessandro hinüber und bekam gerade noch mit, dass sich die beiden Männer ein kleines, verschwörerisches Lächeln zuwarfen. «Na los», forderte Alessandro sie ungeduldig auf, «nun lesen Sie schon.»

Leonora faltete die Zeitung auseinander und warf einen Blick auf die Schlagzeile und den einleitenden Text der ersten Seite:

Corradino Manin - Maestro und Märtyrer

Aus Liebe zu seiner Tochter, deren Existenz Corradino Manin aus Sicherheitsgründen geheim halten musste, lieferte er sich dem sicheren Tod aus. Lesen Sie die erstaunliche, wahre Geschichte, wie einer der größten Söhne unserer Stadt sich selbst zum Opfer brachte.

Leonoras Augen wanderten zum Ende des Artikels. Dort stand: «Ein Exklusivbericht von Vittoria Minotto». Leonora zog eine Braue hoch. «Vittoria?»

Alessandro lächelte. «Ich habe ihr Corradinos Notizbuch geschickt. Mit Erlaubnis des Küsters selbstverständlich. Inzwischen liegt es längst wieder sicher in der Pietà. Es sollte eine Überraschung für dich sein.»

«Das ist es allerdings. Sie scheint ja wie verwandelt zu sein.»

Alessandro ließ sich neben seinem Sohn auf dem Fußboden nieder und kitzelte dem Baby den Bauch. «Wohl kaum. Wenn du sie so lange kennen würdest wie ich, wüsstest du, dass das Einzige, was für Vittoria zählt, ein Exklusivbericht ist. Sie ist kein böser Mensch, aber für eine gute Story würde sie tatsächlich alles und jeden verraten. Deshalb hat das mit uns beiden auch nicht geklappt. Bei ihr kommt der Beruf an erster Stelle - vor allem, selbst vor dem Partner und der Familie.»

Beim Stichwort Beruf schaute Adelino ein wenig betreten. «Wo wir gerade von Beruf reden, wir ... ich hätte gern, dass Sie wieder bei mir arbeiten, sobald Ihre Familie ohne Sie auskommen kann.»

Leonora senkte kurz die Augen und dachte daran, wie sie beide auseinander gegangen waren, dass sie sich von ihm im Stich gelassen gefühlt hatte.

«Wir brauchen Sie! Bald werden wir eine Menge zu tun haben. Dieser Artikel ist erst heute Morgen erschienen, und gegen Mittag lagen bereits Hunderte von Bestellungen für die Manin-Serie vor. Die Menschen sind wirklich seltsam - auf einmal ist Corradino für sie wieder ein Held. Wir werden die Anzeigen wahrscheinlich landesweit schalten. Chiara und Semi sind schon ganz aufgeregt.»

Leonora musste lachen. «Darauf möchte ich wetten.» Doch sie zögerte noch zuzusagen. Viele Dinge gingen ihr im Kopf herum - Worte, die gefallen waren, die Behandlung, der sie in der Fondaria seitens ihrer Kollegen ausgesetzt war. Doch stärker als all das war die Erinnerung an den Geruch der Öfen, an das heiße Glas, das durch ihren Atem wuchs und unter ihren Händen Form annahm. Das alles liebte sie so sehr, dass sie glaubte, nicht darauf verzichten zu können. Doch sie wollte ganz sichergehen. «Wie soll ich wissen, ob Sie mich, die Glasbläserin, wollen oder nur die Galionsfigur für Ihren Werbefeldzug?»

«Ach ja, da fällt mir mein zweites Geschenk ein», sagte Adelino lächelnd und durchsuchte mit übertriebenem Eifer alle seine Taschen, womit er Leonora gegen ihren Willen ein Lächeln entlockte. Schließlich brachte er mit der Geste eines Zauberers, der eine Reihe aneinandergeknoteter bunter Tücher vor seinem staunenden Publikum aus dem Hut zieht, aus seiner letzten Tasche ein vertrautes blaues Band zum Vorschein. Mit offenem Mund starrte Leonora auf das rubinrote Glasherz, das daran baumelte. Vollkommen wie immer, hielt es das Licht in seinem Inneren gefangen. Leonora schaute Alessandro an, doch der schüttelte nur den Kopf, ebenso verblüfft wie sie.

«Wer hat das denn aus dem Kanal gefischt?», stießen beide gleichzeitig hervor.

Adelino runzelte verständnislos die Brauen. «Was meinen Sie damit?»

Alessandro, der sich für sein Benehmen auf der Brücke schämte, erzählte ihm zerknirscht von dem Vorfall. «Es wundert mich, dass jemand es gefunden hat», schloss er.

Adelino lächelte. «Aber nein, das hier ist nicht Corradinos Herz. Das hat offenbar seine Ruhe gefunden – zum Glück. Überlassen wir es der Stadt und dem Wasser.»

Die Stadt und das Wasser. Die hatten sich auch Corradino geholt. Das Glasherz hatte wirklich einen passenden Ort für die Ewigkeit gefunden.

«Das hier» - Adelino ließ das Herz baumeln, das in der Sonne aufblitzte - «ist eines von denen, die Sie in der Fondaria gemacht haben, Leonora. Das ist der Grund, warum ich Sie wiederhaben will. Wenn Sie Ihr Glasherz mit dem Ihres Vorfahren verwechseln, dann sind Sie ganz offensichtlich eine bessere Glasbläserin, als Sie glauben.» Er bedachte Leonora und Alessandro mit einem breiten, strahlenden Lächeln.

Leonora schaute das Herz prüfend an, doch sie konnte die Fehler, die sie früher daran entdeckt zu haben glaubte, nicht mehr sehen. «Also gut», sagte sie langsam, «ich komme zurück. Aber noch nicht sofort. Zuerst muss ich mich um meinen Sohn kümmern. Lassen Sie mir ein paar Monate Zeit. Sie können natürlich gern jetzt schon das gesamte Werbematerial einsetzen und die Kampagne starten.» Sie lächelte. «Ich bin sicher, das hätten Sie sowieso getan.» Adelino erwiderte ihr Lächeln voller Erleichterung.

Leonora blickte auf das schimmernde Herz in ihrer Hand. «Ich werde es in Ehren halten, so wie du es wolltest», sagte sie flüsternd, in Gedanken bei Corradino, der sein Kind genauso innig geliebt hatte, wie sie ihren Sohn liebte. Sie wollte sich das Herz gerade um den Hals binden, da hielt Adelino ihren Arm fest.

«Was machen Sie denn da? Das ist nicht für Sie!» Er zwinkerte ihr zu.

«Nein?»

«Nein, es ist für den kleinen Corradino», sagte der Alte und zeigte auf das Baby.

Leonora und Alessandro tauschten einen liebevollen Blick.

«Schau mal, Corradino.» Leonora ließ das Herz über dem Baby baumeln, das sich auf dem Schaffell räkelte. «Wie gefällt dir dein Familienerbe?»

Eine kleine Hand reckte sich empor und schloss sich mit festem Griff um das funkelnde Glas.

Danksagung

Ich danke der Stadt Venedig und den Glasbläsern von Murano, die mich zu diesem Buch inspiriert haben. Dank gebührt außerdem meiner wunderbaren Agentin Tresa Chris, die an dieses Buch geglaubt hat. Darüber hinaus möchte ich Sacha Bennett danken - für die Zeit, die ich hatte, dieses Buch zu schreiben, für seine Ideen und seinen wertvollen Rat. Er hat dieses Buch erst möglich gemacht.

Informationen zum Buch

Ein dunkles Geheimnis. Ein Herz aus Glas. Eine Liebe, die Jahrhunderte überdauert.

Venezianisches Glas: kostbar wie Gold. Um das Geheimnis seiner Herstellung zu wahren, verbannte der Rat der Stadt die Glasbläser auf die streng abgeschirmte Insel Murano. Als Corradino Manin, der berühmteste der Glaskünstler, 1661 einen Fluchtversuch wagt, bringt er nicht nur sich selbst in Gefahr, sondern auch die, die er liebt.

Fast vierhundert Jahre später stößt die junge Leonora Manin auf das Erbe ihrer Familie. Sie ahnt nicht, wie eng die Vergangenheit mit ihrer eigenen Zukunft verknüpft ist, wie sehr ihr eigenes Glück von Corradinos Schicksal abhängt...

Informationen zur Autorin

Marina Fiorato ist Venezianerin und lebt in ihrer Wahlheimat London. Nach einem Kunst- und Literaturstudium in Oxford war sie als Illustratorin, Schauspielerin und Theaterkritikerin tätig.

Weitere Veröffentlichung: Die Madonna von Saronno

Ende